

Urbane Lebenswelten
Lebensformen, -stile und -welten
im multikulturellen städtischen Raum

Inaugural Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Köln
vorgelegt von

Erika Schulze
aus
Leverkusen

Dezember 2003

1. Gutachter: Prof. Dr. Wolf-Dietrich Bukow
(Universität zu Köln)

2. Gutachter: Prof. Dr. Roberto Llaryora
(Universität zu Köln)

Tag der mündlichen Prüfung: 22.07.2004

Urbane Lebenswelten
Lebensformen, -stile und -welten
im multikulturellen städtischen Raum

GLIEDERUNG

Einleitung 4

Teil 1

Gesellschafts- und wissenschaftstheoretische Positionierung

1.	Theoretische Ausgangspunkte	11
1.1.	Städtisches Leben in drei Kontexten - Der dreidimensionale Ansatz	11
1.2.	Diese Arbeit als Ausschnitt	15
1.3.	Die postmoderne Gesellschaft	17
2.	Urbanität in der Diskussion	23
2.1.	Die Kritik an der modernen Stadt – Historischer Abriss	24
2.2.	Fremdheit als Kennzeichen städtischen Lebens	29
2.3.	Die Diskussion um die multikulturelle Stadt	34
2.4.	Gefährdung der Urbanität durch Prozesse wachsender Segregation?	42
2.5.	Die Stadt zwischen Verfall und Urbanität	47
3.	Individualisierung und Pluralisierung	
	– Ein zentrales Kennzeichen postmoderner Gesellschaften	55
3.1.	Gesellschaftliche Transformationsprozesse	
	– Individualisierung und Pluralisierung	55
3.2.	Individualisierung und gesellschaftliche (Des-)Integration	66
3.3.	Individualisierung und Ungleichheit	
	– Lebensstile, Milieus und Szenen	71
3.4.	Individualisierung und Multikulturalität	78

4.	Multikulturalität in der Diskussion	82
4.1.	Der Multikulturalismus-Diskurs in der BRD	82
4.2.	Vom „Scheitern der multikulturellen Gesellschaft“ und drohenden „Parallelgesellschaften“	88
4.3.	Zum Prozess der Ethnisierung	91
4.4.	Zu einem erweiterten Identitätsverständnis	97
5.	Zwischenfazit	108

Teil 2

Leben in einem multikulturellen Quartier – empirische Ergebnisse

6.	Methodischer Rahmen der Arbeit	115
6.1.	Zur methodologischen Rahmung der vorliegenden Arbeit	115
6.1.1.	Zur Bedeutung der qualitativen Forschung in der Sozialforschung	115
6.1.2.	Zur Entwicklung und Bedeutung der Biographieforschung	117
6.1.3.	Migration in der Forschung	122
6.2.	Anwendung: Zum methodischen Vorgehen in dieser Arbeit	125
6.2.1.	Erste Zugänge zum Feld	127
6.2.2.	Biographische Interviews	129
6.2.3.	Ergänzende fokussierte Interviews	131
6.2.4.	Teilnehmende Beobachtung	132
6.2.5.	Zur Auswertung des erhobenen Materials	132
7.	Das untersuchte Quartier – Eckpunkte	137
7.1.	Zur Entstehungsgeschichte Ehrenfelds	138
7.2.	Migration in Ehrenfeld – Bestandteil der Quartiersentwicklung	139
7.3.	Zur strukturellen Situation im Quartier – Zwischen Marginalisierung und Gentrifizierungsprozessen	143
7.4.	Heterogenität – Kennzeichen des Quartiers	150

8.	Leben im Quartier	156
8.1.	Mobilität und Pluralisierung der Lebensformen	157
8.2.	Zur Aneignung des Quartiers – Zwischen Distanz und Nähe	163
8.3.	Der Stadtteil als Ensemble individueller Landkarten	167
8.4.	Die Bedeutung der Lokalität und der Quartiersbindung	172
8.5.	Die Einschätzung des Quartiers	176
8.8.	Heterogenität und Multikulturalität im Quartier	180
9.	Biographien im Quartier	189
9.1.	Cristina Lanfranchi – Eingesessene Ehrenfelderin in Mobilität	189
9.2.	Irene Breuer – Das Quartier als umfassende Lebenswelt	198
9.3.	Marlene Thelen – Marginalisierung und private Netzwerke	205
9.4.	Sabine Fichte – Auf Zwischenstop und doch verortet	213
9.5.	Camal Khaled – Seiltanz am Rande	220
9.6.	Zusammenfassende Bemerkungen	228
 Teil 3		
Zusammenfassende Auswertung		
10.	Resümee und Ausblick	238
 Anhang		
Literaturverzeichnis		

Einleitung

Die Frage nach dem urbanen Zusammenleben hat in der wissenschaftlichen wie auch in der öffentlichen Diskussion der letzten Jahre zunehmend an Bedeutung gewonnen, vor allem angesichts der unübersehbaren Tatsache, dass sich die Städte durch die kontinuierlichen Einwanderungsprozesse der letzten Jahrzehnte zu multikulturellen Zentren entwickelt haben und weiter entwickeln. Dabei zeichnet sich die Diskussion in weiten Bereichen durch eine Problematisierung dieser Entwicklung und vor allem auch durch eine Problematisierung der EinwanderInnen selber aus.

Folgt man den Schlagzeilen in den Medien, so entsteht der Eindruck, dass die bundesdeutschen Städte kurz vor dem Kollaps stehen. Sie zerfallen und sind zu gefährlichen, kriminalitätsbelasteten Orten geworden, Menschen leben hier isoliert und vereinzelt etc. Im wissenschaftlichen Diskurs dominieren Blicke auf die „Spaltung der Städte“ und wachsende Segregation, ein ganzer Sammelband beschäftigte sich 1998 mit der „Krise der Städte“ (Heitmeyer/ Dollase/ Backes 1998).

Ein wiederkehrender Topos innerhalb dieser Diskussion ist dabei die Überforderung der (autochthonen) Bevölkerung durch eine kulturelle Vielfalt im städtischen Rahmen, deren Entstehung der Einwanderung zugeschrieben wird. Die „Andersartigkeit“ der EinwanderInnen überfordere die Einheimischen – so eine häufige Argumentation – und bilde den Grund für existierende Spannungen und Konflikte. Darüber hinaus wird immer wieder eine mangelnde gesellschaftliche Integration der allochthonen Bevölkerung beklagt, wobei die Diskussion dabei zwei verschiedenen Strängen folgt. Zum einen wird gefragt, inwieweit die Integration seitens der Einwanderungsgesellschaft verhindert werde, was die Aufmerksamkeit auf Probleme der mangelnden gesellschaftlichen und vor allem auch politischen Partizipation richtet – nicht zuletzt auch auf ausländerfeindliche und rassistische Praktiken. Zum Zweiten wird immer wieder diskutiert, inwieweit die EinwanderInnen selbst aufgrund spezifischer Einstellungen – vor allem aufgrund traditioneller oder kulturell-familialer – nicht „mitspielen“ wollen oder können. So unterschiedlich diese verschiedenen Diskurse auch sind, haben sie doch eines gemein: Sie folgen einseitig einem Problematisierungsdiskurs und schreiben ihn damit weiter fort. Darüber hinaus hat die Thematisierung der kulturellen Spezifika der EinwanderInnen oft genug kulturelle Einstellungen erst zu einer homogenen Erscheinung zusammengefügt und zu

besonderen Phänomenen stilisiert (Bukow/ Llaryora 1998).

Entgegen diesem Problematisierungsdiskurs möchte ich in dieser Arbeit die Frage des lebenspraktischen Miteinanders in der multikulturellen Stadt in den Mittelpunkt stellen – exemplarisch entfaltet am Beispiel des Kölner Stadtteiles Ehrenfeld. Ich möchte zeigen, wie Menschen unter den Bedingungen gewachsener Heterogenität durch Prozesse gesellschaftlicher Ausdifferenzierung und Individualisierung, aber auch gesteigener Migrationsbewegungen im Alltag miteinander umgehen.

Den Hintergrund dieser Dissertation bildet dabei das Forschungsprojekt „Städtischer Multikulturalismus. Zum lebenspraktischen Miteinander in fortgeschrittenen Industriegesellschaften“, in dem unter der Leitung von Prof. Dr. Wolf-Dietrich Bukow und Prof. Dr. Roberto Llaryora über einen Zeitraum von drei Jahren das städtische Leben am Beispiel eines Kölner Quartiers untersucht wurde und an dem ich mitgearbeitet habe – unter der Vorgabe, den von mir bearbeiteten Schwerpunkt anschließend für die Promotion zu verwenden.

Die grundlegende Idee dieses Projektes war es, jene Diskurse zu unterlaufen, die Konflikte immer wieder festschreiben, und statt dessen die Perspektive radikal umzukehren. Wir wollten nicht primär nach Barrieren suchen, sondern das Ziel war es vielmehr, die funktionierenden Formen des fraglosen Zusammenlebens herauszuarbeiten. Dabei wurde beabsichtigt, Formen eines eher erfolgreichen Zusammenspiels im lebenspraktischen Miteinander von StadtbewohnerInnen auf den verschiedenen Ebenen des städtischen Lebens beispielhaft an einem Stadtteil – hier Köln-Ehrenfeld – zu untersuchen und deren Bedeutung für den Einzelnen als auch für den Zusammenhalt der Gesellschaft insgesamt herauszuarbeiten. Theoretisch folgten wir dabei einem dreidimensionalen Ansatz, d.h., wir betrachteten das städtische Leben aus dem Blickwinkel der drei gesellschaftlichen Dimensionen „System“, „Lebenswelt“ und „Metakommunikation“¹.

Die von mir im Rahmen des Forschungsprojektes erhobenen Interviews und die aus den teilnehmenden Beobachtungen entstandenen Kenntnisse bilden die empirische Basis der vorliegenden Dissertation. Sie folgt in weiten Zügen der Grundidee des Projektes und nimmt doch zugleich einen ganz spezifischen Ausschnitt des Themenbereiches „multikulturelle Stadt“ in den Blick. Im Fokus dieser Arbeit steht dabei – folgt man dem dreidimensionalen Modell – vor allem die lebensweltliche Dimension.

1 Zur näheren Erläuterung des dreidimensionalen Ansatzes siehe folgendes Kapitel.

Wie gestaltet sich das Alltagsleben in einem multikulturellen Quartier, wie positionieren sich die Menschen hier mit ihren individuellen Lebensstilen, wie treten sie in ein Verhältnis zueinander, wie gehen sie mit der sich hier anbietenden Vielfalt um? Welche Bedeutung kommt dabei der Multikulturalität im engeren (also ethnischen) Sinne zu? Bei diesen noch sehr allgemein gehaltenen Fragestellungen sollen zugleich Schwerpunkte gesetzt werden, die den Aufbau der Arbeit bestimmen werden. So soll der Fokus der hier entfalteten Fragestellung auf ein spezifisches Spannungsverhältnis gelegt werden.

Einerseits entstanden auf der Basis von systemischer Ausdifferenzierung und Individualisierungsprozessen Freiräume für den Einzelnen. Gesellschaftliche Pluralisierungsprozesse führten zu einer Vielzahl von Lebensstilen und -formen, von diversen lebensweltlichen Orientierungen, im Kontext dessen sich der Einzelne in seinem Alltag positionieren kann und muss. Damit bedeutet städtisches Leben immer schon Vielfalt an sich. Dies ist der Orientierungsrahmen, innerhalb dessen das Leben im multikulturellen städtischen Raum sowie die Positionierung der Einzelnen im Folgenden diskutiert und analysiert werden wird. Es soll gezeigt werden, welchen Umgang mit Heterogenität und welche Kompetenzen Menschen auf der Basis dieser gesellschaftlichen Entwicklung ausgebaut haben.

Andererseits sind diese Freiräume und Kompetenzen nur die eine Seite der Medaille. Denn es wurden im Rahmen des Forschungsprozesses im Quartier ebenso Momente der Ausgrenzung sichtbar wie Prozesse der Ethnisierung und der Ungleichheit. Auch entlang dieses Blickwinkels soll das Leben in der multikulturellen Stadt rekonstruiert werden. Dabei wird diskutiert werden, wie sich Ungleichheit reproduziert, an welchen Knotenpunkten der städtische Alltag Risse bekommt und das lebenspraktische Miteinander schwierig wird oder gar scheitert.

Dieses Spannungsverhältnis zwischen dem funktionierenden und dem problematischen Leben im städtischen Raum, zwischen Freiräumen, die im Zuge von systemischer Ausdifferenzierung und Individualisierungsprozessen entstanden sind, einerseits und der Reproduktion von Ungleichheit andererseits, steht damit im Zentrum dieser Arbeit. Auf diesem Hintergrund sollen die „Lebenswelten, -stile und -formen im multikulturellen städtischen Raum“ diskutiert werden.

Damit ist es zugleich das Anliegen dieser Arbeit, die Bedeutung der Multikulturalität für das urbane Leben zu bestimmen. Ausgehend von der Diskussion gesellschaftstheoretischer Eckpunkte wird in theoretischer wie empirischer Hinsicht der Stellenwert ethnischer Multikulturalität für den urbanen Raum diskutiert und konkretisiert werden, um darauf aufbauend einen Gegenentwurf zu der vorherrschenden Verfallssemantik zu entwickeln, wobei gleichwohl vorhandene Problempunkte markiert werden sollen.

Diese Anliegen werden auf zwei Ebenen verfolgt – der theoretischen Bearbeitung und Diskussion einerseits und der empirischen Sichtbarmachung andererseits. Wenngleich dabei der theoretische und der empirische Teil aufeinander folgen, so sind sie im konkreten Arbeitsprozess doch in einem ständigen Wechselverhältnis miteinander entstanden und sollen auch so verstanden werden.

Im Einzelnen ist die vorliegende Arbeit folgendermaßen strukturiert:

In einem **ersten Teil** steht die theoretische Diskussion im Vordergrund. Dabei wird die Fragestellung entlang von vier Themensträngen verfolgt und konkretisiert:

Kapitel 1 widmet sich zunächst einigen grundlegenden Eckpunkten. Zum einen soll das dreidimensionale Gesellschaftsverständnis skizziert werden, das dem Forschungsprojekt zu Grunde lag und auch den „stillen Hintergrund“ der vorliegenden Arbeit bildet. Zum anderen werde ich in groben Zügen das Konzept der Postmoderne diskutieren, da dies ebenfalls eine Hintergrundsfolie der folgenden Ausarbeitung bildet.

Kapitel 2 wird sich dann mit der „Stadt in der Diskussion“ beschäftigen und einen Überblick über die Diskussion des Städtischen zwischen Verfall und Urbanität geben. Damit soll die vorliegende Arbeit in die stadtsoziologische Diskussion eingebunden und zugleich die historische Dimension integriert werden.

Kapitel 3 wird sich schließlich mit den Prozessen der Individualisierung und Pluralisierung beschäftigen und somit den engeren theoretischen Rahmen der vorliegenden Arbeit eröffnen. Die Individualisierungsdiskussion wird dann noch einmal speziell mit den Fragen der Ungleichheit „kurzgeschlossen“, um so das oben skizzierte Spannungsverhältnis theoretisch zu diskutieren.

Kapitel 4 wird daraufhin die Multikulturalität im engeren Sinne fokussieren und dabei die bundesrepublikanische wissenschaftliche (und öffentliche) Diskussion nachzeichnen. Der Prozess der Ethnisierung findet dabei ebenso Berücksichtigung wie offenere Konzepte von Kultur und Identität.

Kapitel 5 wird abschließend als Zwischenfazit die im theoretischen Teil dieser Arbeit entfaltenen Stränge pointiert zusammenführen und damit zugleich den empirischen Blick auf das untersuchte Quartier näher bestimmen.

Der **zweite Teil** bezieht sich auf die empirischen Untersuchungen in Köln-Ehrenfeld und das Leben in einem multikulturellen Quartier.

Kapitel 6 legt dabei zunächst das methodische Vorgehen offen, das dem empirischen Teil zu Grunde liegt, und bindet dieses in die in aktuelle methodische und methodologische Diskussion ein.

Kapitel 7 widmet sich der Vorstellung des untersuchten Quartiers. Mit einem Rückblick auf seine Geschichte, einer Übersicht über die aktuelle Situation und vor allem auch die strukturellen Bedingungen in diesem Stadtteil sollen die folgenden Analysen der biographischen und fokussierten Interviews in Bezug auf die hier vorliegende Fragestellung kontextuell eingebunden werden.

Kapitel 8 beinhaltet eine Bearbeitung des empirischen Materials entlang ausgewählter Querschnittsfragen. Nicht die individuellen Biographien stehen hier im Vordergrund, sondern das Interviewmaterial wurde anhand von spezifischen Fragen zum Alltagsleben im Quartier geordnet und analysiert.

Kapitel 9 stellt dann ausgewählte Biographien von QuartiersbewohnerInnen vor, bei denen jeweils spezifische Aspekte im Vordergrund stehen, die dann vertiefend bearbeitet wurden.

Der **dritte Teil** wird dann schließlich die verschiedenen, in der Arbeit entfaltenen Stränge zusammenbringen und abschließende Schlussfolgerungen aus den Ergebnissen ziehen.

Teil 1
Gesellschafts- und wissenschaftstheoretische
Positionierung

1.	Theoretische Ausgangspunkte	11
1.1.	Städtisches Leben in drei Kontexten	
	– Der dreidimensionale Ansatz	11
1.2.	Diese Arbeit als Ausschnitt	15
1.3.	Die postmoderne Gesellschaft	17

1. Theoretische Ausgangspunkte

Das vorliegende Kapitel soll der grundlegenden Verortung dieser Dissertation dienen. Dazu wird in einem ersten Schritt das dreidimensionale Gesellschaftsmodell skizziert werden: Wie bereits erwähnt entstand diese Arbeit vor dem Hintergrund des Forschungsprojektes „Städtischer Multikulturalismus“. Dem Projekt, das sich auf unterschiedlichen Ebenen und bezüglich differenter Kontexte mit dem Leben in einem Kölner Quartier beschäftigte, lag ein dreidimensionaler Ansatz zum Verständnis postmoderner Gesellschaften zu Grunde. Da dieser Ansatz auch die vorliegende Dissertation prägt, soll er im folgenden kurz vorgestellt und im Hinblick auf die Untersuchung des Kölner Stadtteils Ehrenfeld durchbuchstabiert werden. In einem zweiten Schritt werde ich verdeutlichen, wie diese Dissertation innerhalb des dreidimensionalen Ansatzes zu verorten ist und welchen spezifischen Ausschnitt sie fokussiert. Daran anschließend werde ich die Diskussion um die Postmoderne in groben Zügen umreißen und darlegen, in welchem Sinne der Begriff der postmodernen Gesellschaft bzw. der postmodernen Stadt innerhalb dieser Arbeit Verwendung findet.

1.1. Städtisches Leben in drei Kontexten – Der dreidimensionale Ansatz

Dem Forschungsprojekt lag eine idealtypische Unterscheidung zwischen drei ausdifferenzierten gesellschaftlichen Kontexten zu Grunde – so wurde unterschieden zwischen *System, Lebenswelt und Metakommunikation*. Die Gesellschaft basiert auf diesen drei Dimensionen und wird diesbezüglich von den sozial handelnden Individuen im Alltag ständig aufs Neue entworfen. Jede Situation, jede einzelne soziale Handlung kann im Rahmen eines jeden dieser Kontexte betrachtet werden, wenngleich je nach Handlungssituation immer einer dieser Kontexte prägend ist.

Wie sind nun diese drei Kontexte näher zu bestimmen¹?

1 Dieser Ansatz wird im Folgenden nur kurz vorgestellt. Zur ausführlichen Darstellung vergleiche Bukow/ Nikodem/ Schulze/ Yildiz 2001a.

Die erste Dimension ist die des *Systems*. Auf der Basis zunehmender Arbeitsteilung, der Trennung und Verselbstständigung von Arbeitsgängen und Fertigkeiten in den sich entwickelnden Industriegesellschaften erfolgte eine wachsende funktionale Differenzierung der Gesellschaft, welche die Moderne (vgl. z.B. Luhmann 1987; Kneer/Nollmann 2000) und auch die Postmoderne prägt. Der Modernisierungsprozess lässt sich daher vor allem als ein Differenzierungsprozess beschreiben (Nassehi 1999a, S.12). Damit einher ging eine Veränderung der gesellschaftlichen Inklusion der Gesellschaftsmitglieder. Waren die Menschen in der Vormoderne „als Ganzes“ durch Religion, Stand, Klasse oder Ethnizität „vollständig“ integriert oder ausgegrenzt, so müssen die Kriterien der Inklusion und Exklusion nun anders eingeschätzt werden: Die vormoderne Form gesellschaftlicher Integration wurde durch die Inklusion in gesellschaftliche Systeme, die sich wiederum in zahlreiche Teilsysteme ausdifferenziert haben, abgelöst. Damit wird der Einzelne als Gesellschaftsmitglied gleichzeitig in die verschiedenen Teilsysteme inkludiert – in ökonomische, politische und rechtliche Systeme, in das Gesundheits- und das Bildungssystem, um nur einige Beispiele zu nennen. Für die systemische Inklusion sind dabei zunehmend formale Kriterien bestimmend. Werteinstellungen, wie beispielsweise religiöse oder ethnische Orientierungen, haben als Inklusionskriterium ihre Bedeutung eingebüßt. Die Zugehörigkeit zu einer Wir-Gruppe, zu einer religiösen oder ethnisch definierten Gruppierung kann, für die Entfaltung der Individualität des Einzelnen von höchster Relevanz sein – für die Gesellschaft sind diese Orientierungen „konstitutiv belanglos“, wie Wolf-Dietrich Bukow (1996, S. 137) es formuliert. In einer sich funktional immer weiter ausdifferenzierenden Gesellschaft erlangen die Individuen zunehmende Rechte auf Zugang zu und Teilnahme an Teil- oder Subsysteme. Für die Einzelnen vervielfachen sich damit die Organisationsmitgliedschaften, wie sich ebenso die „Optionsspielräume“ vergrößern. Doch beinhaltet diese Entwicklung auch, dass sich die Menschen zunehmend aktiv an die für sie relevanten Systeme ankoppeln müssen (vgl. Bukow/ Llaryora 1998, S. 21), da sie nicht mehr automatisch einen festen Platz in der Gesellschaft besitzen.

Auf der Basis der funktionalen Differenzierung und systemischen Ausdifferenzierung ist der Bedeutungsgewinn der zweiten Dimension, der *Lebenswelt*, zu verorten: Indem der Vergesellschaftungsmodus im Prozess der Modernisierung zunehmend systemisch organisiert wurde, entstand auf der Rückseite ein erweiterter Raum für die Entfaltung facettenreicher Lebenswelten und -formen. Vor dem Hintergrund der formal organisier-

ten systemischen Inklusion des Einzelnen vollzog sich die „Freigabe von individueller Lebenswelt und von persönlicher Lebensführung“ (Bukow/ Llaryora 1998, S. 20). Traditionelle Rahmenbedingungen und Verpflichtungen schmolzen ab und ermöglichten eine lebensweltliche Diversifizierung in bislang nicht bekanntem Ausmaß. Damit entstanden und entstehen neue Lebensstile, Wir-Beziehungen, verschiedene Milieus, ja eine biographische Vielfalt. Die Inklusion der Einzelnen in die ausdifferenzierten Systeme oder Teilsysteme spielt dabei als strukturelle Rahmenbedingung für soziales Handeln, für die Entfaltung der Individualität und die kulturelle Ausdifferenzierung der Gesellschaft eine wesentliche Rolle.

Mit der Umstellung der gesellschaftlichen Integration auf die systemische Inklusion und der „Freigabe“ und Pluralisierung der Lebenswelt, sowie dem damit verbundenen Verlust eines verbindlichen, alles überwölbenden Sinn- und Wertedaches, gewinnt eine dritte Dimension an Bedeutung – der zivilgesellschaftliche Kommunikationszusammenhang². In einer Gesellschaft, die sich durch eine deutliche Komplexitätssteigerung auszeichnet, sind die Individuen kontinuierlich mit neuen Situationen und Kontexten, mit Krisen und Konflikten konfrontiert, die verständigungsorientiert bearbeitet werden müssen. Die Gesellschaftsmitglieder werden sogar genötigt, in „Krisenzeiten“ diskursive Verständigungsprozesse zu initiieren, die für den Zusammenhalt der Gesellschaft insgesamt fundamental sind. Das letzte Element des dreidimensionalen Gesellschaftsverständnisses ist daher als der *diskursive Kontext* zu kennzeichnen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Ausgangspunkt des Forschungsprojektes „Städtischer Multikulturalismus“ bildete ein Konzept, nach dem sich die gegenwärtige Gesellschaft aus *systemischer Perspektive* als eine formal-rationale, aus *lebensweltlicher Perspektive* als eine individualisierte und pluralisierte und aus *diskursiver Perspektive* als eine Zivilgesellschaft darstellt. Überträgt man diese Sichtweise auf den städtischen Rahmen, so ist die Stadt je nach eingenommenem Blickwinkel unterschiedlich zu beschreiben. Sie erscheint entweder als ein Netzwerk von formalen Strukturen, als eine Vielfalt subjektiver Spielräume, Lebensformen und Lebensstile oder aber als ein Forum für diverse Formen der Partizipation. Entsprechend den drei gesellschaftlichen Kontexten verlief der Forschungsprozess multiperspektivisch.

2 Hierbei wurde angeknüpft an die radikaldemokratischen und liberalen Diskussionen um die Zivilgesellschaft (z.B. Rödel/ Frankenberg/ Dubiel 1989; Dubiel 1998; Rödel 2001).

Unter der *ersten Perspektive* erscheint die Stadt wie auch das Quartier als eine systemisch hochvernetzte Einheit aus unterschiedlichen Subsystemen, in welche die Gesellschaftsmitglieder über bestimmte Funktionen und weitgehend formal-rational inkludiert sind. Der Forschungsblick bezog sich daher aus dieser Perspektive auf die systemischen Zusammenhänge (Ökonomie, Rechtssystem, politisches System, Gesundheitssystem etc.) innerhalb des Stadtviertels und auf deren Bedeutung für die städtische Bevölkerung. Die Individuen erscheinen hier je nach systemischem Kontext als VerkäuferIn, RechtsträgerIn, KlientIn, WählerIn, PatientIn, SchülerIn, LehrerIn, ArbeitnehmerIn usw.

Betrachtet man die Stadt hingegen aus der *zweiten Perspektive*, also der Perspektive der Lebenswelt, so wird ein anderer Ausschnitt sichtbar. Die Menschen sind hier nicht systemisch inkludierte Funktionsträger, sondern vielmehr Individuen mit sehr spezifischen Wertorientierungen und Lebensentwürfen. Aus diesem Blickwinkel werden die Lebenswelten der Einzelnen bedeutsam, ihre ausdifferenzierten Lebensformen, Lebensstile und Milieus. Im lebensweltlichen Kontext war es wichtig, den Blick darauf zu richten, wie sich die Individuen im Alltag einrichten, wie und nach welchen Kriterien sie ihre Lebenswelten organisieren.

In der *dritten Perspektive*, der diskursiven, wird die zivilgesellschaftliche Infrastruktur fokussiert – die Sphären und Organisationsformen, die einen „reflexiven, gesamtgesellschaftlichen Diskurszusammenhang bilden“ (Kneer 2000, S. 243). Unter dieser Forschungsperspektive wird bedeutsam, was passiert, wenn die Alltags selbstverständlichkeiten fraglich werden. Der Blick richtet sich in diesem dritten Kontext also auf die verständigungsorientiert gestalteten Formen des Handelns der Gesellschaftsmitglieder. Wenngleich die gesellschaftlichen Dimensionen von System, Lebenswelt und Metakommunikation damit analytisch getrennt werden, so ist doch hervorzuheben, dass im Alltagsablauf alle drei Dimensionen immer miteinander verzahnt auftreten. Soziale Handlungen werden immer unter allen drei Kontexten realisiert. Was im urbanen Alltag geschieht, wirkt immer in alle drei Richtungen und ist mehrperspektivisch lesbar.

Dies lässt sich an einem Beispiel verdeutlichen: Der Einkauf im Quartier manifestiert sich im systemischen Kontext als ein Geschäft zwischen einem Verkäufer und einem Käufer, das weitgehend durch formale Kriterien bestimmt ist. Unter lebensweltlicher Perspektive kann dieselbe Handlung jedoch etwas ganz anderes sagen: Mit dem Akt des Einkaufens kann eine spezifische lebensweltliche Einstellung verbunden sein, welcher der Käufer Ausdruck verleiht, indem er beispielsweise modischen Vorstellungen folgt

oder aber mit seinem Einkauf die Zugehörigkeit zu einem speziellen Lebensstil demonstriert. Drittens kann diese Handlung aber auch als Teil eines metakommunikativen Prozesses verstanden werden, wenn es beispielsweise darum geht, mit dem Kauf einen Beitrag zum Bestand eines Tante-Emma-Ladens beizutragen, den man aus politischen Gründen im Quartier unterstützen will.

Welche Perspektive letztendlich bestimmend ist, hängt von der Situationsdefinition ab. In jeder Situation besitzt jeweils eine Dimension den Vorrang, während die anderen Dimensionen in den Hintergrund treten.

Innerhalb des Forschungsprojektes bildete die postmoderne Stadt in ihren drei Dimensionen den Referenzrahmen des vieldiskutierten Phänomens des „städtischen Multikulturalismus“. Ausgehend von diesem polykontextuellen Gesellschaftsverständnis wurden in Hinblick auf die drei Dimensionen *System*, *Lebenswelt* und *Metakommunikation* differente Fragestellungen verfolgt und verschiedene Aspekte und Zusammenhänge im Quartier untersucht.

1.2. Diese Arbeit als Ausschnitt

Vor dem Hintergrund des Forschungsprojektes, in dessen Kontext die vorliegende Arbeit entstanden ist, fokussiert diese Dissertation einen ganz spezifischen Ausschnitt aus dem städtischen multikulturellen Alltag. Ich werde mich im Folgenden auf die lebensweltliche Perspektive konzentrieren und das alltagsweltliche Miteinander am Beispiel des Kölner Stadtteils Ehrenfeld vorrangig aus dieser Perspektive entfalten. Die lebensweltliche Perspektive bildete meinen spezifischen Forschungsbereich innerhalb des Gesamtprojektes und ich greife hier auf meine eigenen Vorarbeiten zurück.

Dabei zeigt sich, dass der lebensweltlichen Perspektive innerhalb der Diskussion eine besondere gesellschaftspolitische Brisanz zukommt. Wie ich darlegen werde, erfährt der „städtische Multikulturalismus“ in seiner wissenschaftlichen wie auch öffentlich-medialen Diskussion vor allem im Hinblick auf seinen lebensweltlichen Ablauf eine kontinuierliche Skandalisierung. Gerade aus der lebensweltlichen Perspektive wird das multikulturelle Zusammenleben innerhalb der Städte in besonderer Weise problematisiert oder sogar das Scheitern des Multikulturalismus ausgerufen.

Trotz dieser Fokussierung bildet das dreidimensionale Gesellschaftsmodell den „stillen Hintergrund“ der Analyse. Erst auf der Basis der funktionalen Ausdifferenzierung mit ihrer formal-rationalen Inklusion der Gesellschaftsmitglieder konnten sich die Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse und damit die Diversifizierung und Heterogenisierung der Lebenswelt(en) entfalten. Zugleich impliziert die zu Grunde liegende Sichtweise eine Perspektive auf die Gesellschaft oder in engerem Sinne hier auf die Stadt, die diese eben nicht als eine Einheit versteht, die durch ein gemeinsames Dach geteilter Werte zusammengehalten werden muss – wie es beispielsweise die Diskussion um eine deutsche Leitkultur oder der kommunitaristische Diskurs nahelegen³. Ich gehe davon aus, dass die Pluralisierung der Lebenswelten und die Diversifizierung der Wertorientierungen zunächst weitgehend unproblematisch ist. Dies bildet einen weiteren, innerhalb dieser Arbeit bedeutsamen Anknüpfungspunkt an das dreidimensionale Gesellschaftsmodell, insofern ich verdeutlichen werde, dass Probleme im urbanen Kontext nicht auf der Ebene eines drohenden oder bereits vollzogenen Zerfalls kultureller Einheit angesiedelt sind, sondern vielmehr strukturell oder systemisch verortet werden müssen. Oder, wie Wolf-Dietrich Bukow und Roberto Llaryora es formulieren: „Solange die Gesellschaftsentwicklung als differenzierende Integration funktioniert, erscheint auch die diversifizierende Individualisierung unproblematisch“ (Bukow/Llaryora 1998, S. 23). Gerade im Hinblick auf die prekärer werdende Inklusion aller Gesellschaftsmitglieder in die gesellschaftlichen Systeme und die sichtbar werdende Teilexklusion einer zunehmenden Anzahl von Menschen (z.B. auf dem Arbeitsmarkt aber auch räumliche Exklusionsprozesse) (vgl. Schroer 2001) sind hier wachsende Probleme zu verorten.

Die letzte Dimension des dreidimensionalen Ansatzes hingegen scheint in dieser Arbeit nur indirekt durch. Dennoch zeigt sich ihre Bedeutung spätestens in der Auswertung der Interviews. Hier wird sichtbar, inwieweit Individualisierung und Pluralisierung eben auch ein erhöhtes Maß an Verständigung über differente Lebenswege wie auch die diskursive Erörterung der eigenen Lebenspläne und -orientierungen nach sich ziehen. Insgesamt jedoch wird – angesichts der fokussierten Fragestellung – die metakommunikative Perspektive in der vorliegenden Arbeit weitgehend zurückgestellt.

3 Zur Kritik vergleiche Ottersbach/ Yildiz 1997 und Neubert/ Roth/ Yildiz 2002.

1.3. Die postmoderne Gesellschaft

Innerhalb dieser Arbeit kennzeichne ich die gegenwärtige Gesellschaft als eine postmoderne. Daher werde ich im Folgenden die Diskussion um die Postmoderne kurz skizzieren, um daraufhin die Konturen zu umreißen, in welcher die Rede von der postmodernen Gesellschaft in dieser Arbeit Verwendung findet. Dabei werde ich jedoch nicht den philosophischen Diskurs der Postmoderne entfalten, denn dies würde den Rahmen der vorliegenden Dissertation sprengen. Die Begriffs- und Standortbestimmung ist hier vielmehr aus einer engeren und vor allem soziologischen Perspektive von Interesse.

Zunächst ist festzuhalten, dass der Begriff der Postmoderne ein vieldeutiger und schillernder ist, ein, wie Rolf Eickelpasch formuliert, „ominöses Sammeleticket, (...) mit dem man sich gegenseitig versichert, dass mit der Moderne irgend etwas nicht stimme und sie daher obsolet geworden sei.“ (Eickelpasch 1997, S. 11)⁴ Seine Lesarten sind in hohem Maße umstritten, mit dem Begriff wird teilweise sehr Unterschiedliches, oft auch Widersprüchliches zum Ausdruck gebracht. Die Kontroversen beziehen sich dabei nicht nur auf den Anwendungsbereich und die zeitliche Verortung, sondern vor allem auch auf die inhaltliche Füllung (vgl. Welsch 1987, S. 9f.). Zugleich wurde der Terminus in der zweiten Hälfte der 80er und den 90er Jahren zu einer gängigen Metapher für Veränderungen im Alltagsleben, für Tendenzen in der Kunst und Literatur, in Architektur und Ökonomie wie auch in den Geisteswissenschaften (vgl. Ferchhoff/ Neubauer 1997).

Trotz dieser – quasi postmodernen – begrifflichen Diversität möchte ich den Terminus im Folgenden konturieren, und zwar vor allem hinsichtlich seiner Anwendung innerhalb dieser Arbeit.

Nachdem der Diskurs um die Postmoderne ab den 60er und vor allem 70er Jahren innerhalb der Literaturwissenschaft, der Architektur, der Kunst und der Philosophie geführt wurde, ist die Diskussion zu Ende der 80er Jahren auch in der Soziologie angekommen. Geprägt war der Diskurs dabei durch die Stichwörter der Pluralisierung und Dezentrierung und damit der Absage an die großen Einheitsideen der Moderne. Diese Einheitsideen, die sich durch den Rückgriff auf die großen vereinheitlichenden „Meta-

4 Solche und ähnliche Formulierungen finden sich vor allem in den einleitenden Bemerkungen von Übersichtswerken. So konstatiert Peter V. Zima, dass es die Postmoderne „an sich“ nicht gibt, „sondern nur konkurrierende Konstruktionen, von denen man hofft, dass sie sich irgendwann vergleichen lassen.“ (Zima 1997, S. 4) Auch Wolfgang Welsch räumt ein, dass die Postmoderne als Schlagwort griffig und als Konzept eher vage sei (vgl. Welsch 1987, S. 11).

Erzählungen⁵ konstituierten, sind zunehmend obsolet geworden. Von Bedeutung sind in diesem Kontext nicht zuletzt die „inneren Erosionen und Wandlungen im Forschungsprozess der Wissenschaften“, die den „eindimensionalen neuzeitlichen Rationalismus“ (Ferchhoff/ Neubauer 1997, S. 58) mit seinem immanenten Fortschrittsglauben ins Wanken brachten. Das wissenschaftliche Wahrheitsmonopol wurde relativiert und dies ermöglichte die Pluralisierung von Wissens- und Rationalitätsformen ebenso wie die der Erkenntnisprinzipien. Der Raum öffnete sich für den postmodernen Pluralismus. So fasst Gregor Matjan zusammen:

„Viele Beschreibungen des Wesens der Postmoderne sind mittlerweile gegeben worden, deren gemeinsamer Nenner darauf hinausläuft, eine Position der mehr oder weniger radikalen Relativierung und Reflexion der (klassischen) Moderne einzunehmen. Damit verbindet sich die Auflösung der linearen Zeitdimension, eine Betonung des Lokalen gegenüber dem Universellen, die Hervorkehrung des Kontextuellen gegenüber dem Rationalen und damit eine durchgängige Skepsis gegenüber allen ‚großen Erzählungen‘.“ (Matjan 1998, S. 163)

Dabei lösten sich die großen Einheitsideen nicht nur auf – diese Auflösung wird zugleich als Chance ergriffen und die Trauer um die verloren gegangene Ganzheit tritt zurück. Darauf zielt Jean-François Lyotard, wenn er formuliert: „Die Sehnsucht nach der verlorenen Erzählung ist für den Großteil der Menschen selbst verloren.“ (Lyotard 1982, zitiert nach Welsch 1987, S. 33) Diese als Chance oder zumindest als Realität verstandene Auflösung und die damit einhergehende radikale Pluralisierung lässt sich als eine der zentralen Ideen der Postmoderne festhalten⁶. Damit wird der Raum geöffnet für Heterogenität und Vielfalt, für die Vielheit von Wissensformen und Denkweisen, Orientierungs- und Handlungsmustern, Lebensweisen und -entwürfen. In diesem Sinne formuliert Heinz-Günther Vester die Pastichebildung als ein zentrales postmodernes Bestimmungselement. Im Gegensatz zu dem „Modernismus mit seiner Differenzierungs-ideologie, deren Auswüchse Schubladendenken, Berührungsängste und Vernichtung des Fremd- und Andersartigen sind, sieht der Postmodernismus in der Überschreitung und Überlappung von Differentem etwas Positives, Begrüßenswertes“ (Vester 1993, S. 31).

5 So formulierte Jean-François Lyotard: „In äußerster Vereinfachung kann man sagen: ‚Postmoderne‘ bedeutet, dass man den Meta-Erzählungen keinen Glauben mehr schenkt.“ (Lyotard 1982, zitiert nach Welsch 1987, S. 33)

6 Wilfried Ferchhoff und Georg Neubauer bezeichnen die Postmoderne als die „Bodenfunktion der Pluralität“ (vgl. Ferchhoff/ Neubauer 1997, S. 75).

Damit erhebe der Postmodernismus die Durchmischung von Unterschiedlichem zu einem kreativen Prinzip.

Ist die Pluralisierung noch als ein übereinstimmendes Kennzeichen innerhalb der differierten postmodernen Diskurse festzuhalten, so bezieht sich eine zentrale Kontroverse auf die Frage danach, ob die Postmoderne die Moderne tatsächlich überwunden und abgelöst hat – was der Terminus nahe legt. Nach Wolfgang Welsch zeigt sich hierin ein wiederholtes Missverständnis der Rezeption und er verweist dabei auf einen herausragenden Vertreter, den französischen Philosophen Jean-François Lyotard, der die Postmoderne als einen Zustand versteht, der die Moderne realisiert (vgl. Welsch 1988, S. 36)⁷. In dieser Lesart ist die Postmoderne also vielmehr als eine Ausweitung der Moderne zu verstehen und zugleich als Distanzierung, als ein „gegen die Moderne gerichteter Stachel“ (Vester 1993, S.57)⁸. Als Konsequenz aus der „Magie des falschen Namens“ (Welsch 1988, S. 43) spricht Wolfgang Welsch von der „postmodernen Moderne“. In eine ähnliche Richtung zielen – trotz theoretischer Differenzen – letztendlich auch Begriffe wie der der „reflexiven Moderne“ (Beck) oder der „radikalisierten Moderne“ (Giddens).

Fokussiert man nun aus engerer soziologischer Perspektive die Postmoderne und versucht den Terminus zu füllen, so geraten vor allem die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse innerhalb der westlichen Industriegesellschaften – wie sie unter Stichworten wie Krise der Arbeitsgesellschaft, Individualisierung und Pluralisierung oder auch Wertewandel diskutiert wurden – in den Blick; Phänomene, die einen Deutungsbedarf schafften, der mit dem vorhandenen Instrumentarium der Analyse nicht zu befriedigen war. Gerade diese Transformationen und der Versuch ihrer zusammenführenden begrifflichen Fassung machen den Terminus der Postmoderne für die Soziologie fruchtbar. Denn viele Phänomene innerhalb der sozialen Organisation, in sozialen Strukturen und Prozessen unterscheiden sich von denen, die als „typisch modern“ gekennzeichnet

7 In ähnlicher Weise argumentiert auch Peter Engelmann, wenn er formuliert: „Postmoderne wäre dann ein erneuter Anlauf zur Durchsetzung und Weiterführung des politisch-gesellschaftlichen Kerngedankens der Moderne, des Prinzips der Freiheit des Individuums, und das Bemühen um eine gesellschaftliche Ordnung auf dieser Basis.“ (Engelmann 1993, S. 12)

8 Auf diese Doppeldeutigkeit von Fortsetzung und Überwindung der Moderne verweisen auch Elisabeth Bronfen und Benjamin Marius, wenn auch mit einer anderen Schwerpunktsetzung. Sie formulieren: „Entsprechend kann ‚Postmoderne‘ als Prozess des Heraustretens aus der Moderne verstanden werden, bei dem modern geprägte Strukturen sich fortsetzen, indem sie transformiert und damit etwas anderes werden“ (Bronfen/ Marius 1997, S. 10).

werden können (vgl. Vester 1993):

Zum einen ist eine *postindustrielle Transformation der Ökonomie* festzuhalten: Die Industrialisierung war entscheidender Wegbereiter in die Moderne. Produktion, produktive Arbeit sowie das Prinzip der Arbeitsteilung stehen im Zentrum der modernen Ökonomie. Doch sind die letzten Jahrzehnte durch eine Transformation des kapitalistischen Wirtschaftssystems geprägt, die erfolgte, als der fortschreitende Wachstumsprozess im Kontext der Krisen der 70er Jahre an seine Grenzen gelangte.

„In diesem Organisationszustand begegnet man den Leitmotiven der Postmoderne, transportiert auf die Ebene der sozialen Organisation von Arbeit und Kapital. Im Zuge der Postmodernisierung der Wirtschaft treten Phänomene auf, die sich mit den Begriffen Pastiche, Dezentrierung, Verlust von Referenz und Kulturalisierung beschreiben lassen.“ (Vester 1993, S. 114)

Wichtiger Bestandteil dieser Transformation ist die Flexibilisierung. Es erfolgte eine Dezentrierung in Form einer Diversifizierung des Arbeitsmarktes, die auch in Form einer Verlagerung von Produktionsbereichen an Subunternehmen sowie einer Verlagerung von Produktionsteilen ins Ausland stattfindet. Zugleich verwandelt(e) sich die Gesellschaft sukzessive von einer Industrie- in eine postindustrielle Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft. Diese ökonomischen Veränderungen bleiben nicht ohne Auswirkungen auf die Individuen, denn „die postindustrielle Wirtschaft mit ihren komplexen, flexiblen und dezentraleren Strukturen (verlangt) von den Menschen auch ein flexibleres und komplexeres Selbst.“ (Vester 1993, S. 126)

Des Weiteren ist eine *Postmodernisierung der Lebensformen* zu konstatieren: die Lebens-, Beziehungs- und vor allem auch die Familienformen pluralisierten sich – wie es im Kontext der Individualisierung noch ausführlicher diskutiert werden wird. Zugleich zeichnete sich ein Wertewandel ab, wie er beispielsweise von Ronald Inglehart mit dem Terminus des „Postmaterialismus“ gekennzeichnet und entfaltet wird (vgl. Pongs 2000).

Und nicht zuletzt ist die *Globalisierung* in ihren differenten Dimensionen als eine wichtige Entwicklung zu nennen, die den Weg in die Postmoderne ebnete. Einher geht dieser Prozess mit einer rapide angewachsenen Mobilität, einem Brüchigwerden nationalstaatlicher Konzepte (vgl. Albrow 1998) sowie einer wachsenden Transnationalisierung. Zugleich ist eine Globalisierung des Lokalen zu konstatieren, die begleitet wird von einer Lokalisierung des Globalen. So erhalten einerseits im Zuge der wachsenden Informationstechnologie lokale Ereignisse globale Aufmerksamkeit, während ander-

erseits globale Ereignisse – so insbesondere die technologische Risikoproduktion – noch bis in die entlegendsten Orte der Welt zurückwirken und zugleich seitens der Industriestaaten immer weniger exterritorialisiert werden können⁹.

Diese gesellschaftlichen Veränderungen manifestieren sich in besonderer Weise im städtischen Rahmen. Gerade das städtische Leben ist der Ort einer radikalisierten Diversität und Pluralisierung – auf ihren unterschiedlichen Ebenen¹⁰. Zugleich kam es auf der Ebene der ökonomischen Transformationen zu einem Umbau der Städte: War die mittelalterliche Stadt durch Handwerksbetriebe, die moderne Stadt durch ihre industriellen Kerne geprägt, so verläuft die urbane Entwicklung der Postmoderne in Richtung Dienstleistungsstadt. So kennzeichnet Vester die postmoderne Stadt als „Finanz-, Informations-, Kultur-, Tourismus-, Kongress- und Kulturzentrum“ (Vester 1993, S. 164).

Vor dem Hintergrund der übergreifenden Transformationsprozesse möchte ich mich bei der Verwendung des Begriffes der Postmoderne vor allem auf sein kritisches Potential beziehen. Wenn ich also von der postmodernen Gesellschaft spreche, beziehe ich mich damit nicht auf einen vollzogenen gesellschaftlichen Zustand, in dem die Kennzeichen der Moderne „überwunden“ sind. Ich schließe mich hier Wolfgang Welsch an, der formuliert:

„Der Ausdruck ist nur sinnvoll als Indiz. Er verweist auf eine Bestimmungskrise, wo eine alte Signatur nicht mehr greift, eine neue aber noch nicht eindeutig in Sicht ist. Man spürt, dass die überkommenen Strategien nicht mehr gemäß sind und dass es von ihnen abzurücken gilt. Dazu will der Terminus anhalten. Er hat Signalfunktion.“ (Welsch 1987, S. 319)

Ich möchte von daher den Begriff der Postmoderne in der vorliegenden Arbeit als einen perspektivischen verstehen – einen perspektivischen insofern, als er einen unvollendeten und fortlaufenden Transformationsprozess kennzeichnet und fokussiert.

9 Ulrich Beck spricht in diesem Kontext von der „Weltrisikogesellschaft“. Vergleiche hierzu Beck 1997b.

10 So formulierte Wolf-Dietrich Bukow: Die Stadt „bildet den Basishorizont des Alltagslebens, unter dem sich Arbeit und Freizeit, Reichtum und Armut, Bildung und Unwissen, Mobilität und Traditionalität, Kultur und Ignoranz, Zivilität und Egoismus, Autochthones und Allochthones, also genauso globale Effekte wie lokale Besonderheiten sinnadäquat beobachten lassen, weil all dies heute erst einmal unter einem metropolitanen Horizont zugerechnet und miteinander vernetzt konstruiert, bzw. dekonstruiert und gegenbenenfalls auch rekonstruiert wird. Die Postmoderne markiert also nicht das Ende aller größeren Zurechnungsgrößen, sondern konzentriert den Blick neu auf die Metropolen.“ (Bukow 2001, S. 25)

2.	Urbanität in der Diskussion	23
2.1.	Die Kritik an der modernen Stadt	
	– Historischer Abriss	24
2.2.	Fremdheit als Kennzeichen städtischen Lebens	29
2.3.	Die Diskussion um die multikulturelle Stadt	34
2.4.	Gefährdung der Urbanität	
	durch Prozesse wachsender Segregation?	42
2.5.	Die Stadt zwischen Verfall und Urbanität	47

2. Urbanität in der Diskussion

Das vorliegende Kapitel beschäftigt sich mit dem soziologischen und öffentlichen Diskurs über die Stadt. Dabei gehe ich in vier großen Schritten vor: Mit einem historischen Einstieg in die stadtsoziologische Diskussion wird zunächst gezeigt, wie sehr der Prozess der Verstädterung durch einen pessimistischen, kulturkritischen Blick geprägt war, um daraufhin auszuführen, wie dieser frühe Diskurs bis in die Jetztzeit nachwirkt und sich aktuell in der „Verfallssemantik“ wiederfindet, welche die gegenwärtige Diskussion um die Stadt nachhaltig prägt. In einem zweiten Schritt fokussiere ich dann einen speziellen Aspekt des städtischen Lebens – die verallgemeinerte Fremdheit als ihr konstitutives Merkmal. Dabei soll auf dem Hintergrund der funktionalen Ausdifferenzierung der modernen und postmodernen Gesellschaft verdeutlicht werden, inwieweit sich die lebensweltliche Fremdheit, welche das städtische Leben durchzieht, als zunächst unproblematisch darstellt. Der dritte Abschnitt widmet sich dann der engeren Diskussion um die multikulturelle Stadt. Hierbei werde ich zunächst die Grundlinien aufzeigen, entlang derer das multikulturelle Leben, Einwanderung und EinwanderInnen immer wieder problematisiert und skandalisiert werden. Anknüpfend an die vorangegangenen Ausführungen soll dann gezeigt werden, inwieweit damit Fremdheit als konstitutives Element städtischen Lebens im Falle der Einwanderung zu einem Problem erhoben wird und andererseits damit in der Konsequenz die Konstitutionsbedingungen moderner Gesellschaften unterlaufen werden. Daran anknüpfend wird ein weiterer zentraler Strang der aktuellen stadtsoziologischen Diskussion fokussiert werden – die wachsende Segregation der Städte, die einerseits problematische Entwicklungen innerhalb der Städte benennt, andererseits jedoch, wie ich zeigen werde, ebenfalls auf kulturalisierende Argumentationsmuster zurückgreift. In einem abschließenden Ausschnitt soll dann eine Sicht auf die Stadt entwickelt werden, die weder reale Probleme im städtischen Raum beschönigt noch in die allgemeine Verfallssemantik einstimmt, hinter der das funktionierende städtische Leben verschwindet. Bei dieser abschließenden Erörterung werden die Ausführungen der vorangegangenen Abschnitte wieder aufgegriffen und abschließend zusammengeführt.

2.1. Die Kritik an der modernen Stadt – Historischer Abriss

Der Industrialisierungsprozess und das Bevölkerungswachstum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die zentralen Faktoren, die zu dem Anwachsen der Städte und zu ihrer Formation in der heutigen Struktur geführt haben. Kennzeichnend war dabei ein Prozess der „Verstädterung“. Hiermit ist einmal gemeint, dass die Städte zumeist um einen bereits vorhandenen Kern herum anwuchsen; Neugründungen bildeten die Ausnahmen. Ein weiteres Kennzeichen der Verstädterung bildet die hohe Geschwindigkeit, mit der sich dieser Wachstumsprozess vollzog. In Deutschland hatte es, wie Bernhard Schäfers (1996) zeigt, nach dem Ausbau der mittelalterlichen Stadt keine kontinuierliche Vergrößerung der Städte mehr gegeben. Das Städtewesen stagnierte infolge von politischen Strukturen und der Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges bis in das 18. Jahrhundert hinein.

Mit dieser Entwicklung der industriellen Verstädterung veränderten sich zugleich auch die gesellschaftlichen Strukturen – quantitativ wie auch qualitativ:

Zum einen verschob sich das Verhältnis zwischen der in der Stadt lebenden und der agrarisch-dörflich lebenden Bevölkerung – erstmalig überwog der städtische Bevölkerungsanteil (in Deutschland ab ca. 1910). Hier werden die Ausmaße des Städte- und Bevölkerungswachstums sichtbar – ebenso wie die einsetzende Landflucht und Migrationsprozesse im Zuge der Industrialisierung. Um es an einem Beispiel anschaulich zu machen: Lebten in Köln im Jahre 1800 insgesamt 41.000 Menschen, so waren es 50 Jahre später 95.000 und im Jahre 1900 war die Bevölkerung bereits auf 437.000 Personen angewachsen. Noch deutlicher ist das Bevölkerungs- und Städtewachstum am Beispiel Berlins abzulesen: Die Bevölkerung dieser Stadt wuchs in den einhundert Jahren zwischen 1800 und 1900 von 172.000 Menschen auf insgesamt 2.424.000 Menschen an (vgl. Schäfers 1996, S. 23).

Zum Zweiten wurden damit die städtischen Verhaltensmuster und Lebensformen bestimmend für den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Prozess. Die Stadt entwickelte sich nicht nur zur Wohn- und Arbeitsstätte für die Mehrheit der modernen Menschen, sondern das städtische Leben wirkte zunehmend auf das ländliche zurück und änderte auch dieses. Insbesondere die technologischen Entwicklungen im Bereich der Kommunikation und des Transportes führten dazu, dass die urbanen Lebensformen sich weit über

die Städte hinaus ausbreiteten¹.

Das Wachstum der Städte wurde dabei begleitet von einem wissenschaftlichen wie auch einen Alltagsdiskurs, der in weiten Strecken geprägt war (und ist) durch einen kritischen bis pessimistischen Blick auf das städtische Leben. Vielerorts galten die rasch angewachsenen Städte als Orte der Verderbnis und gesellschaftlicher Missstände. Vor allem die Heimatlosigkeit und Isolation, die Verkleinerung und der Funktionsverlust der Familie wurde den Städten dabei angelastet. Diese in ihrer Ausrichtung oft sehr ähnliche Kritik an der Großstadt möchte ich im Folgenden anhand einiger Beispiele näher umreißen und ausführen.

Als einer der frühen Großstadtkritiker ist dabei Wilhelm Heinrich Riehl zu nennen, der in seiner „Naturgeschichte des Volkes“ 1854 die Vereinzelung des Menschen im städtischen Leben, die fluktuierende Bevölkerung der Städte, die sie „monströs“ werden lässt, und die Vereinheitlichung durch das Verschwinden der „natürlichen Unterschiede der Gesellschaftsgruppen“ beklagt. Er bescheinigt der Großstadt keine lange Lebensdauer:

„Aber es wird eine höhere und höchste Blütezeit des Industrialismus kommen und mit ihr und durch dieselbe wird die moderne Welt, die Welt der Großstädte zusammenbrechen und diese Städte (...) werden als Torsos stehen bleiben.“ (Riehl 1854, zitiert nach Bahrtdt 1998, S.60)

Auch der berühmt gewordene Aufsatz des amerikanischen Stadtsoziologen Louis Wirth „Urbanität als Lebensform“ aus dem Jahre 1938, in dem er vor allem einen Begriff und eine Theorie der Urbanität entwerfen will, ist von einem deutlich großstadtkritischen Tenor geprägt. So sieht und benennt Wirth beispielsweise den dem städtischen Leben inhärenten individuellen Freiheitsgewinn, führt jedoch anschließend sofort die individuell wie auch gesellschaftlich negativen Folgen auf und verweist dabei auf den Anomie-Ansatz von Emile Durkheim. Sein Blick auf die Stadt ist primär ein pessimistischer,

1 So bezeichnete der Stadtsoziologe Louis Wirth in den dreißiger Jahren die Stadt als den „initiatorischen und beherrschenden Mittelpunkt des ökonomischen, politischen und kulturellen Lebens“ (Wirth 1974, S. 42), der einen bedeutsamen Einfluss weit über seine Grenzen hinweg ausübt. „Urbanisierung bezeichnet nicht mehr bloß den Prozess, in dem Menschen von einem als Stadt bezeichneten Ort angezogen und in sein Lebenssystem einbegriffen werden. Das Wort bezieht sich auch auf das kumulative Hervortreten der Merkmale, welche für die mit dem Wachstum der Städte verbundene Lebensform charakteristisch sind, und schließlich auf die Richtungsänderungen in den als urban anerkannten Lebensweisen, die unter all jenen Menschen offenkundig werden, die wo immer unter den Zauber der Einflüsse geraten sind, welche die Stadt kraft der Macht ihrer Institutionen und jener Persönlichkeiten ausübt, die durch die Transport- und Kommunikationsmedien operieren.“ (Ebenda, S. 45f.)

zuweilen das ländliche Leben romantisierender². Für Louis Wirth folgt aus der Anzahl, Dichte und Heterogenität der städtischen Bevölkerung eine Gesellschaftsstruktur, in welcher sekundäre Kontakte den Vorrang erlangen, die unpersönlich, segmentär, oberflächlich und häufig ausbeuterisch waren:

„Das enge Zusammenleben und die Zusammenarbeit von Menschen, unter denen es keine gefühlsmäßigen und seelischen Bande gibt, fördert einen Geist ständigen Konkurrenzkampfes, eigener Bereicherung und gegenseitiger Ausbeutung.“ (Wirth 1974, S. 55)

Auch Emile Durkheims Sicht auf das moderne, städtische Leben war wenig zuversichtlich. Er ging davon aus, dass sich die Form des Zusammenhaltes im Übergang zur modernen Gesellschaft gewandelt habe. Herrschte in der vormodernen Gesellschaft mit ihrer geringen Arbeitsteilung und ihren verankerten Traditionen eine „mechanische Solidarität“, so habe sich diese in der modernen, arbeitsteiligen Gesellschaft in eine „organische Solidarität“ gewandelt, eine Solidarität, die von den Individuen erst herzustellen sei. Daraus zieht Durkheim die Konsequenz, dass Bindungen unter modernen Bedingungen schnell zu zerfallen drohen, weil sie weniger in der Tradition verankert seien. Die fehlende moralische Infrastruktur und die verringerte Macht des Kollektivbewusstseins auf das moderne Individuum drohen nach Durkheim zu gesellschaftlicher Desintegration und Chaos – zur Anomie – zu führen (vgl. Durkheim 1996, S. 437ff.). Infolge der Individualisierung würde die Gesellschaft auf Dauer aus den Fugen geraten und daran zu Grunde gehen. Dieses Muster bildet für Durkheim den Erklärungsgrund für von ihm untersuchte Phänomene des städtischen Lebens wie Kriminalität, Häufung sozialer Konflikte und steigende Selbstmordraten.

Die destruktiven Wirkungen des urbanen Lebens, wie vor allem Vereinzelung und Isolation sowie die Auflösung traditioneller und familiärer Bindungen, zieht sich wie ein

2 Louis Wirth formuliert: „Während das Individuum einerseits ein gewisses Maß an Emanzipation oder Freiheit von persönlicher und seelischer Kontrolle durch nahestehende Gruppen erlangt, büßt es andererseits die spontane Ausdrucksfähigkeit der eigenen Persönlichkeit, die moralische Haltung und das Zugehörigkeitsgefühl ein, welche das Leben in einer integrierten Gesellschaft vermittelt. Daraus konstituiert sich im wesentlichen der Zustand der Anomie, oder die gesellschaftliche Gesetzlosigkeit, auf die Durkheim anspielt, als er versucht, eine Erklärung für die zahlreichen Formen sozialer Zerrüttung in der technologisierten Gesellschaft zu finden.“ (Wirth 1974, S. 52) Zur Kritik an Wirth siehe z.B. Gans (1974).

roter Faden variantenreich durch die (wissenschaftliche) Großstadtkritik³. Verschärft und aufgeladen mit der völkischen und rassistischen Ideologie des nationalsozialistischen Systems wird diese Stadtkritik 1941 auch von J. Hermann Mitgau formuliert:

„Die moderne Verstädterung löst die Reste der Großfamilie (...) in Einzel- und Kleinfamilien auf, ja zu Zeitfamilien (...) und zu außerehelichen Verbindungen. Folgererscheinungen sind: Schwund der völkischen und kulturellen Funktion der Familie als Lebens-, Gesittungs-, Erziehungs- wie Auslese- und Wirtschaftsgemeinschaft, auch als Siedlungs-, Wehr-, Rechts-, Schutz- und Überlieferungseinheit. Lockerung, ja Zerstörung eines organischen und gesunden Volksaufbaues, Entwurzelung und Heimatlosigkeit ganzer Generationen.“ (Mitgau 1941, zitiert nach Bahrtdt 1998, S. 58)

Wenngleich die Kritik an den Lebensumständen in den Städten des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts insofern berechtigt war, als das Leben, wie Friedrich Engels⁴ eindrücklich deutlich machte, für die Mehrheit der Fabrikarbeiter geprägt war von Hunger und Armut sowie überfüllten Wohnungen und fehlendem Arbeitsschutz in den Fabriken, so war die Großstadtkritik doch häufig ideologisch hoch aufgeladen und zielte vorrangig auf den Aspekt der sozialen Desintegration. Kritisch merkt Hans-Paul Bahrtdt deshalb auch an, dass diese Großstadtkritik häufig „nur ein Stück einer umfassenden Zivilisationskritik ist, die insbesondere in Deutschland die Grundierung des politischen Weltbildes pseudokonservativer Gruppen aller Art darstellt.“ (Bahrtdt 1998, S. 57f.) Gerade dieser Umstand und weniger die Richtigkeit der Kritik habe zu ihrer andauernden Tradierung geführt. Auch Hans Oswald (1966) setzt an dem ideologischen Hintergrund an und zeigt auf, dass die Kritik am städtischen Leben nur zum Teil auf den reell vorfindbaren schlechten Lebensbedingungen in der frühindustriellen Stadt basierte. Vielmehr wurde hier ein bereits in der Antike entwickeltes Bild sichtbar, in welchem die Stadt für den Verfall von Moral und Traditionen verantwortlich gemacht wurde. Dieses Bild wurde vor allem literarisch tradiert und reproduziert, angereichert mit einer Organismusmetapher, in welcher die „künstliche“ Stadt dem „natürlichen“ agrarischen Leben entgegengesetzt wurde. Darüber hinaus wurden in der Diskussion Auswirkungen des

3 Auch bei dem amerikanischen Stadtsoziologen Robert Park wird ein solches Desintegrationsparadigma sichtbar. Für ihn bedeutet Urbanisierung zunächst den Zusammenbruch der familiären und nachbarschaftlichen Beziehungs- und Kontrollsysteme, der verantwortlich sei „für die Zunahme von Sünde und Verbrechen in den großen Städten.“ (Park 1967, zitiert nach Häußermann 1998, S. 155)

4 Vergleiche hierzu die Ausführungen Friedrich Engels in seinem Aufsatz „Die großen Städte“, in denen er vor allem die Lebensumstände des Proletariats in London und Manchester des 19. Jahrhunderts schildert (Engels 1974).

Industrialisierungsprozesses fälschlicherweise der Verstädterung zugeschrieben (vgl. Gans 1974), ebenso wie außer Acht gelassen wurde, dass die Großstadt des 19. Jahrhunderts weniger Ursache von Enttraditionalisierungs- und Individualisierungsprozessen war, sondern selbst bereits durch gesellschaftliche Transformationsprozesse ermöglicht worden war. So merkt Hans Oswald kritisch an:

„Nicht die Tatsache, dass die Menschen plötzlich in städtischer Umgebung lebten, war zuerst die Ursache für die Auflösung alter Ordnungen, vielmehr mussten sich schon zahlreiche überkommene Wertvorstellungen, Leitbilder, Verhaltensmuster, Denkweisen aufgelöst haben, um die Industrialisierung, die industrielle Arbeit, und dann die Stadt- emigration zu ermöglichen.“ (Oswald 1966, S. 72)

Insgesamt ist hier festzuhalten, dass der Blick auf die Großstadt vor allem seitens der deutschen bürgerlichen Soziologie in erster Linie negativ bestimmt ist. Die Vorstellung der Stadt als ein Koloss, der traditionelle Bindungen zerstört, die menschlichen Beziehungen entpersönlicht und die Gefahr moralischen Verfalls mit sich führt, dominierte den Diskurs (vgl. von Oertzen 2001).

Im Laufe des 20. Jahrhunderts hat sich die stadtsoziologische Diskussion in Deutschland verändert, sie wandelte sich mit sich ändernden gesellschaftlichen Bedingungen und den damit verknüpften Herausforderungen. Wie Ulfert Herlyn (1998) ausführt, durchlief die Stadtsoziologie dabei verschiedene Phasen, die hier in Form einiger Grundlinien wiedergegeben werden sollen: Nachdem die Stadtsoziologie bis in die 30er Jahre vor allem theoretisch geprägt war, stand nach Ende des Nationalsozialismus in den 50er Jahren zunächst die empirische Erforschung der Großstädte im Mittelpunkt. Dieser Forschung folgte in den 60er Jahren das „Ausbaujahrzehnt“, in dem im Zuge einer raschen Verstädterung eine Vielzahl höchst unterschiedlicher Themen bearbeitet wurden, wobei „über weite Strecken eine vom Informationsbedarf der Verwaltung geprägte ‚Stadtplanungssoziologie‘ dominiert.“ (Herlyn 1998, S. 215) Die 70er Jahre werden von Herlyn unter dem Stichwort „Politisierung und Konsolidierung“ summiert, insofern in diesen Jahren einerseits die gesellschaftlichen Veränderungen im Kontext der Studentenbewegung auf die Stadtsoziologie Einfluss nahmen und andererseits die theoretische Fundierung und das empirische Wissen vertieft wurden und der institutionelle Ausbau der Stadt- und Regionalsoziologie betrieben wurde. Neue Themen gerieten dann in den 80er Jahren in die stadtsoziologische Diskussion: eine sichtbar werdende Reurbanisierung sowie Gentrifizierungsprozesse der Innenstädte einerseits, die damit verbundene Segmentierung der Städte andererseits. Auch wurden feministische Ansätze in der Stadtso-

ziologie entwickelt. In den 90er Jahren schließlich werden die Auswirkungen der Pluralisierung der Lebensstile für die stadtsoziologische Diskussion bedeutsam, ebenso die lokalen Niederschläge der Globalisierungsprozesse und vor allem auch Fragen der Segregationsforschung.

Hier sollte in aller Kürze sichtbar geworden sein, welche Veränderungen die stadtsoziologische Diskussion im Laufe der letzten hundert Jahre durchlaufen hat. Nichtsdestotrotz ist dabei auch immer wieder die kulturkritische und pessimistische Grundmelodie hörbar geblieben, die oben ausführlicher diskutiert worden ist⁵. Diese Grundmelodie zeigt sich auch, so werde ich später ausführen, in aktuellen Diskussionen des städtischen Raumes und der hier häufig hörbar werdenden „Verfallssemantik“ (Krämer-Badoni 2002). Gerade im Kontext sich abzeichnender Polarisierungstendenzen innerhalb der Städte im Zuge der wirtschaftlichen Entwicklung haben die großstadtkritischen Diskurse eine neue Virulenz erfahren.

Doch zunächst möchte ich ein für diese Arbeit bedeutsames Konstitutionselement des städtischen Lebens vertiefend untersuchen – den Aspekt der Anonymität und Fremdheit. Dabei beziehe ich mich in einem ersten Schritt auf die theoretischen Ausführungen von Georg Simmel und damit auf eine frühe Sicht auf das großstädtische Leben, die nicht dem oben ausgeführten kulturpessimistischen Kanon gefolgt ist.

2.2. Fremdheit als Kennzeichen städtischen Lebens

Einen wichtigen Ansatzpunkt der Kritik, aber auch der kontroversen Diskussion der modernen Großstadt bildete die Anonymität des städtischen Lebens. Die Größe des städtischen Raumes hat zur Folge, dass man hier weitgehend Fremden begegnet – ganz im Gegensatz zum ländlichen Raum, in dem man jeden kennt. Bereits Max Weber führte

5 Dies zeigte beispielsweise Hans Oswald für die Stadtsoziologie bis in die 60er Jahre (Oswald 1966). Er zitiert hier u.a. Arnold Stöckli, der 1954 formulierte: „Niemand bezweifelt heute, dass der Prozess der Verstädterung und die Art der großstädtischen Entwicklung, die auf eine immer stärkerer Konzentration von Kapital, Maschinen und Menschenmassen hinausläuft, zu einer der bisherigen Geschichte unbekannt Bedrohung des sozialen Lebens, der menschlichen Freiheit und der natürlichen wie kulturellen Lebensformen geworden ist. Angewidert vom asozialen Charakter der Großstadt lehnen heute ihrer Verantwortung noch bewusste Kreise die großstädtische Lebensform ab und verlangen ihre völlige Ausmerzung.“ (Stöckli 1954, zitiert nach Oswald, S. 79)

aus, dass eine Folge der hohen Einwohnerzahl und Siedlungsdichte darin bestehe, dass die gegenseitige Bekanntschaft fehle, welche sich normalerweise unter Nachbarn bilde. Mit anderen Worten fasst der Stadtsoziologe Walter Siebel einige Jahrzehnte später dieses Kennzeichen des städtischen Lebens zusammen:

„Stadt ist der Ort wo Fremde wohnen. Auf dem Dorf gibt es keine Fremden. In der Stadt ist man überrascht, ein bekanntes Gesicht zu sehen, und je häufiger dies geschieht, desto eher beschleicht einen das Gefühl in der Provinz zu leben, nicht eigentlich in der Stadt.“ (Siebel 1997, S. 33)

Die alltägliche Fremdheit als konstitutiver Bestandteil des städtischen Lebens wurde von Vielen vor allem in dem Kontext von Anonymität, Vereinzelung und Vereinsamung gelesen und für anomische Zustände (Durkheim) und „soziale Zerrüttung“ (Wirth) verantwortlich gemacht.

Dabei geriet der Gewinn individueller Autonomie, der ebenso mit dem städtischen Leben einher ging, meist aus dem Blick. Denn die Vergrößerung der städtischen Bevölkerung in einem bislang nicht gekannten Ausmaß wie auch der Bedeutungsverlust der traditionellen und familiären Beziehungen im Zuge von Industrialisierung und Verstädterung bedeuteten für die Individuen einen bedeutsamen Freiheitsgewinn. Das Leben in der Stadt war, im Gegensatz zum agrarischen Lebenszusammenhang, geprägt durch eine deutliche Abnahme der Rigidität sozialer Normen und Sanktionen. Die Stadt bot und bietet immer auch den Freiraum, sein Leben unbehelligt von Nachbarn und Verwandten führen zu können. Wenngleich der ökonomische Zwang die massive Landflucht oftmals begründete und somit einen handfesten materiellen Grund für die ein- und fortsetzende (Binnen-)Migration bildete, begünstigte doch auch der mit dem städtischen Leben verbundene Freiraum die Wanderung in die Städte des 19. und 20. Jahrhunderts. Nicht wenige Menschen verbanden mit ihrem Umzug in die Stadt die Hoffnung, in ihrem Leben noch einmal „von vorne“ beginnen zu können, einen biographischen Neuanfang zu starten.

Die alltägliche Fremdheit in der Stadt ist nicht nur die Folge der hohen Bevölkerungszahl und damit ein rein quantitativ bedingtes Konstitutionsmerkmal städtischen Lebens. Die Heterogenität der Bevölkerung, von Wirth als einer von drei Bestimmungsfaktoren des urbanen Lebens gekennzeichnet, ist hier ebenfalls zu nennen. Im Zuge der Migrationsbewegungen in die Stadt – als Binnenmigration oder als nationale Grenzen überschreitende Prozesse –, aber ebenso infolge der oben skizzierten Freiheitsgewinne im

Kontext städtischer Anonymität entwickelte sich in der Stadt eine lebensweltliche Diversität, wie es sie im Dorf nie gegeben hatte. Auch damit wurde der Fremde, im Sinne des mir Unbekannten und mir in seiner Lebensweise Unvertrauten, zu einer alltäglichen Erfahrung der Stadtbevölkerung.

Der aus dem städtischen Leben resultierende Freiheitsgewinn wurde bereits von Georg Simmel beschrieben, der das kleinstädtische Leben als beengend und dem Einzelnen nach innen wie außen Schranken auferlegend kennzeichnete⁶. In seinem berühmten Aufsatz „Die Großstädte und das Geistesleben“ setzte Simmel damit einen deutlich anderen Akzent als die Mehrheit seiner Zeitgenossen⁷. Er entwickelte hier eine Standortbestimmung des großstädtischen Verhaltens, in welcher er zugleich die Vor- und Nachteile der städtischen Anonymität und Fremdheit gegeneinander abwog.

Viel zitiert sind dabei vor allem Simmels Begriffe und seine Analyse der „Blasiertheit“ und „Reserviertheit“ des Großstädtlers. Diese verstand er als eine Schutzfunktion, eine Art Selbstschutz vor einer psychischen oder mentalen Überforderung durch die ständigen Kontakte in einer dicht bevölkerten Großstadt. Er formulierte:

„Wenn der fortwährenden äußeren Berührung mit unzähligen Menschen so viele innere Reaktionen antworten sollten, wie in der kleinen Stadt, in der man fast jeden Begegnenden kennt und zu jedem ein positives Verhältnis hat, so würde man sich innerlich völlig atomisieren und in eine ganz unausdenkbare seelische Verfassung geraten.“ (Simmel 1957, S. 233f.)

Diese Reserviertheit des Städters manifestiert sich für Simmel vor allem in einer Gleichgültigkeit, sie kann aber ebenso die Form von Sympathie oder Aversion annehmen. Er versteht sie als den Ausdruck einer sich lockernden inneren Einheit und einer Milderung ursprünglicher Abgrenzungen, ein Prozess, der immer eine Folge des räumlichen und numerischen Anwachsens einer Gruppe ist. Im städtischen Leben wird dieser Prozess besonders deutlich sichtbar.

6 „Das Kleinstadtleben in der Antike wie im Mittelalter legte dem Einzelnen Schranken der Bewegung und Beziehungen nach außen, der Selbstständigkeit und Differenzierung nach innen hin auf, unter denen der moderne Mensch nicht atmen könnte – noch heute empfindet der Großstädter, in die Kleinstadt versetzt, eine wenigstens der Art nach gleiche Beengung.“ (Simmel 1957, S. 235f.)

7 Bezeichnenderweise folgte Simmel auch nicht dem romantisierenden Dualismus von „künstlicher“ Stadt und „natürlichem“ Dorf. Vielmehr kennzeichnet er die Beziehungs- und Betätigungsnetze des Großstädtlers als „vielgliedrigen Organismus“ (Simmel 1957, S. 231).

Hier zeichnen sich urbane Lebensformen ab, als deren negative Seite man zwar die Gleichgültigkeit gegenüber dem Anderen bezeichnen kann, deren positive Seite jedoch darin besteht, ihn leben zu lassen, wie er will. Die Reserviertheit und Gleichgültigkeit werden in diesem Sinne zu einer Bedingung der individuellen Freiheit (vgl. Häußermann/ Siebel 2001). Der Gedanke eines Zusammenhangs zwischen Bevölkerungswachstum und -dichte in den Städten, wachsender Toleranz aufgrund von Distanziertheit und individuellem Freiheitsgewinn wurde bereits von Simmel formuliert:

„In dem Maß, in dem die Gruppe wächst numerisch, räumlich, an Bedeutung und Lebensinhalten – in eben dem lockert sich ihre unmittelbare innere Einheit, die Schärfe der ursprünglichen Abgrenzung gegen andere wird durch Wechselbeziehungen und Konnexe gemildert; und zugleich gewinnt das Individuum Bewegungsfreiheit, weit über die erste, eifersüchtige Eingrenzung hinaus (...).“ (Simmel 1957, S. 235)

An diese Gedanken Simmels knüpften in den letzten hundert Jahren zahlreiche SoziologInnen und StadtforscherInnen mit anderen Worten und anderen Akzentuierungen immer wieder an. Armin Nassehi hebt die Fremdheit als Kennzeichen der modernen, städtischen Gesellschaft als eine Errungenschaft hervor, die vielfach unterschätzt wird. Er zielt dabei auf den Freiheitsgewinn des Individuums, die Kehrseite der städtischen Toleranz, und plädiert dafür, die häufig kritisierte Distanz im städtischen Leben als ein Privileg anzuerkennen, als „das bürgerliche Privileg der Fremdheit und das Recht in Ruhe gelassen zu werden“ (Nassehi 1997, S. 177). Die Idee einer aus der allgemeinen Fremdheit resultierenden toleranten Reserviertheit findet sich ebenso bei Erving Goffman (1994), wenn er von der „höflichen Nichtbeachtung“ spricht, oder bei Hans Bahrdt (1998) in seinem Begriff der „resignativen Toleranz des Städters“. Auch Frank-Olaf Radtke argumentiert in eine verwandte Richtung, wenn er ausführt, wie sich im Zuge der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft insbesondere in den Städten die traditionelle Unterscheidung von eigen und fremd, von Freund und Feind nicht länger aufrechterhalten lässt. Diese Dichotomie werde vielmehr durch eine dritte Figur, die des „neutralen Fremden“, erweitert. „Man hat gelernt, auf wahrgenommene Differenzen mit Nichtentscheidung, also mit Gleichgültigkeit und Indifferenz zu reagieren.“ (Radtke 1991, S. 91) In seiner Argumentation bezieht sich Radtke also vor allem auf den Hintergrund der funktional ausdifferenzierten Gesellschaft mit ihrer Trennung zwischen der öffentlichen und der privaten Sphäre. In ersterer begegnen sich die Menschen primär als FunktionsträgerInnen, als VerkäuferIn und KundIn, als LehrerIn und SchülerIn, als NutzerInnen öffentlicher Verkehrssysteme, als ÄrztIn und PatientIn etc. Damit wird der Blick auf das

Gegenüber ausschnitthaft, ihre „zweckfremden“ privaten oder lebensweltlichen Eigenschaften werden in den alltäglichen Situationen – idealtypisch betrachtet – ausgeblendet. Nur die Funktionsrolle und die an sie geknüpften Eigenschaften sind hier von Bedeutung. Diese Form der Gleichgültigkeit gegenüber dem Anderen ist eine zentrale Bedingung für das Funktionieren der öffentlichen Sphäre.

Indem die systemische Inklusion zum entscheidenden Integrationsfaktor moderner Gesellschaften wurde, löste sie den Zusammenhalt traditioneller Gesellschaften über ihre normativ und moralisch ausgerichteten Bindungen, ihre Integration durch ein geteiltes Wertedach ab. Diese Transformation gesellschaftlicher Integrationsmodi machte erst die Individualisierungsprozesse möglich. Die Grundlage der individualisierten Lebensweise gerade des städtischen Lebens bildet dabei eine Gesellschaft, die funktional ausdifferenziert ist und in der die Integration der Gesellschaftsmitglieder systemisch garantiert ist. Ein weiterer Aspekt, auf den bereits Simmels Bezug nimmt, wenn er davon spricht, dass „die Beziehungen und Angelegenheiten des typischen Großstädtlers (...) so mannigfaltig und komplizierte zu sein (pflegen)“ (Simmel 1957, S. 230f.), ist der rasche Wechsel zwischen unterschiedlichen Situationen, denen der moderne Mensch ausgesetzt ist. Anders als in traditionellen und kleinräumigen Gesellschaften leben die Menschen in der Moderne in zunehmendem Maße gleichzeitig in unterschiedlichen Kontexten. Der moderne Alltag besteht aus einer Verkettung von verschiedenen Situationen und jede Situation besitzt ihre eigene Logik und Relevanzstruktur. Moderne Stadtgesellschaften differenzieren sich in eine Reihe von Lebensbereiche und Kontexte aus, in denen zum Teil sehr unterschiedliche Regeln, Normen und Relevanzstrukturen gelten, die der Einzelne handhaben und leben muss. Diese Polykontextualität des Alltags gewinnt an Komplexität, wenn man die Dreidimensionalität berücksichtigt, nach der die differenten Alltagssituationen zu betrachten sind⁸.

In diesem komplexen und polykontextuellen Alltag begegnen sich die Individuen also immer nur punktuell. Wer z.B. gemeinsam an einem System partizipiert, wird nicht unbedingt gemeinsame Überzeugungen hegen und sich nicht automatisch gemeinsam engagieren. Und umgekehrt – wer gemeinsame Überzeugungen hegt, wird nicht in jedem Fall die gleichen Systeme nutzen und sich gegebenenfalls in einer anderen Richtung

8 Zu dem dieser Arbeit, aber auch vor allem dem vorausgegangenen Forschungsprojekt zugrunde liegenden dreidimensionalen Gesellschaftsmodell vergleiche Kapitel 1.1.

engagieren. Die unverbindlicheren und meist durch Fremdheit und Reserviertheit geprägten Begegnungen sind dabei nicht nur für das Individuum bedeutsam, sondern auch gesellschaftlich von Wichtigkeit.

„Angesichts komplexer und sich schnell wandelnder Lebens- und Arbeitsverhältnisse sind losere Bindungen nicht nur für den Einzelnen von besonderer Wichtigkeit, sondern auch für die Gesellschaft, weil sie in einem stark ausdifferenzierten Sozialgefüge Verbindungen zwischen verschiedenen engen Kontaktkreisen herstellen – auch aus Sicht der Netzwerkforschung wird die Stärke schwacher Bindungen hervorgehoben.“ (Institut für Stadtplanung und Sozialforschung 2003a, S. 4f.)

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass „Fremdheit“ im städtischen Raum eine alltägliche Erfahrung der Individuen ist. Bevölkerungszahl und Bevölkerungsdichte einerseits, die funktionale Ausdifferenzierung andererseits ermöglichen damit zugleich die Entwicklung einer distanzierten Toleranz im Umgang miteinander, deren Kehrseite ein erhöhter Freiheitsspielraum der Individuen ist. Damit sind vor allem die Städte als Orte zu beschreiben, an denen ein Zusammenleben zwischen sich fremden und unvertrauten, sich in ihren Orientierungen widersprechenden Menschen möglich war und ist, dies vor allem auch aus dem Grund, weil die Zugehörigkeit zur städtischen Gesellschaft eben nicht auf einem gemeinsamen Wertehorizont, geteilten Normen und Orientierungen basiert, sondern systemisch organisiert ist.

Wenngleich damit Fremdheit gerade im städtischen Rahmen eine allgemeine und verallgemeinerbare Erfahrung ist, so wird diese innerhalb der Diskussion um Einwanderung und die „multikulturelle Stadt“ skandalisiert und zu einem zentralen Problem stilisiert. Daher wird sich das folgende Kapitel vertiefend mit der Diskussion um die multikulturelle Stadt beschäftigen.

2.3. Die Diskussion um die multikulturelle Stadt

(Groß-)Städte, so wurde bereits gezeigt, entwickelten sich maßgeblich durch Migrationsprozesse, ohne Einwanderung sind die großen Städte nicht denkbar. Selbst wenn es Jahrzehnte lang verleugnet wurde, ist die Bundesrepublik eine Einwanderungsgesellschaft und dies nicht erst seit der Anwerbung der ArbeitsmigrantInnen aus den Mittelmeerländern. Richtet man den Blick weiter in die Vergangenheit, so wird sichtbar, dass in der Bundesrepublik Deutschland 1950 rund acht Millionen Vertriebene lebten, zwi-

schen 1950 und 1961 wanderten nochmals 2,6 Millionen DDR-Übersiedler zu (vgl. Krämer-Badoni 2002, S. 54)⁹.

Wie die anderen, stärker industrialisierten Länder beginnt auch die Bundesrepublik Deutschland in den 50er Jahren mit der Anwerbung von Arbeitskräften aus den wirtschaftlich schwächer entwickelten Staaten des Mittelmeerraumes, um ihren zusätzlichen Bedarf an Arbeitskräften zu decken¹⁰ (vgl. Münz 1997). Im Zuge dieser Arbeitsmigration wanderten zahlreiche Menschen nach Deutschland ein, hinzu kamen Flüchtlinge und AsylbewerberInnen, die aufgrund von Vertreibung und Verfolgung oder aufgrund von Kriegen zumindest zeitweise Aufnahme in der BRD fanden. Zwischen 1954 und 1999 wanderten insgesamt 30,4 Millionen Menschen (In- und Ausländer) nach Deutschland zu (vgl. Münz/ Ulrich 2000, S. 23). Im Jahre 1996 lebten in Deutschland rund 7,4 Millionen Menschen mit einer anderen Staatsangehörigkeit als der deutschen, darüber hinaus rund 3,2 Millionen AussiedlerInnen, also EinwanderInnen, die jedoch formal über die deutsche Staatsangehörigkeit verfügen (vgl. Schmals 2000, S.13)¹¹. Hinzu kommt eine wachsende Anzahl von Menschen, die ohne gültige Aufenthaltspapiere als illegalisierte EinwanderInnen dauerhaft oder temporär in der Bundesrepublik leben. Da hier von der Sache her keine genauen Zahlen vorliegen, gehen die Schätzungen weit auseinander: die Zahlen bewegen sich zwischen 100.000 und 1.000.000 Menschen (vgl. Alscher/ Münz/ Özcan 2001, S. 4). Absehbar ist, dass die Kontinuität der Einwanderung anhalten wird und nicht zuletzt auch muss.

Dabei zeigt sich, dass die Einwanderung vor allem ein städtisches Phänomen ist. Betrachtet man die räumliche Verteilung der Migranten und Migrantinnen, so wird sichtbar, dass sie sich weitgehend auf die westdeutschen Bundesländer und Berlin (West) konzentrieren. Dort wiederum haben sie sich vor allem in den Ballungsräumen und großen

9 Wie Steffen Angenendt deutlich macht, war der Umgang mit den verschiedenen Migrationsgruppen höchst unterschiedlich, die Vertriebenen und Aussiedler wurden dabei nicht als MigrantInnen wahrgenommen. Es wurde „institutionell und rechtlich deutlich voneinander getrennt, Vertriebenen-, Gastarbeiter-, Flüchtlings- und Aussiedlerpolitik betrieben“ (Angenendt 1997, S. 275), positive Ansätze fanden dabei keine Übertragung.

10 Insgesamt kamen, wie Rainer Münz ausführt, im Rahmen der Internationalisierung der europäischen Arbeitsmärkte mehr als 30 Millionen Menschen zumindest zeitweise nach Westeuropa oder migrierten von den peripheren Regionen Westeuropas in die industriellen Zentren. Insgesamt leben rund 19 Millionen Menschen als Ausländer in Westeuropa (vgl. Münz 1997, S. 40).

11 Zu weiteren differenzierten Zahlen siehe Münz/ Ulrich (2000).

Städten niedergelassen – so leben in Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg und Bayern drei Viertel, in Städten mit 100.000 und mehr EinwohnerInnen 80% der Migrantinnen und Migranten (vgl. Waltz 2002). Einwanderung ist also vor allem ein städtisches Phänomen.

Vor dem Hintergrund einer kontinuierlichen Einwanderung über Jahrzehnte hinweg ist die Präsenz von Menschen mit Migrationshintergrund zu einem alltäglichen Bestandteil in den bundesdeutschen Großstädten (zumindest in den alten Bundesländern) geworden. Demgegenüber ist jedoch vor allem die mediale, aber auch wissenschaftliche Diskussion deutlich von einer kontinuierlichen Problematisierung, wenn nicht gar Skandalisierung der EinwanderInnen geprägt. Ein Bild, welches diese Diskussion durchzieht, ist dabei ihre (vermeintliche) kulturelle Andersartigkeit. Nur selten wird die Heterogenität und Multikulturalität der bundesdeutschen Städte als Normalität oder gar als Qualität angesehen. Dieser Problematisierungsdiskurs hat dabei vor allem seit den 90er Jahren an Bedeutung gewonnen. So formulierte beispielsweise Stefan Luft in einer seitens der Hans-Seidel-Stiftung finanzierten Studie unter dem Titel „Die Dynamik der Desintegration. Zum Stand der Ausländerintegration in deutschen Großstädten“:

„Der öffentliche Raum wird zunehmend von der zugezogenen ausländischen Bevölkerung dominiert und die Alltagskultur von den Symbolen der Zuwanderer beherrscht. Wenn ein Haus nach dem anderen in türkische Hände übergeht, der Kiosk an der Ecke – als ein traditioneller Ort der Kommunikation – von türkischen Pächtern übernommen wird und türkische Geschäfte und Teestuben das Straßenbild bestimmen, vollständig oder zumindest teilweise verummte Frauen und sich befehdende Jugendbanden den öffentlichen Raum sichtbar prägen, dann wird dies selten als multikulturelle Bereicherung empfunden.“ (Luft 2002, S. 10)

Doch muss man nicht auf die Studie der CSU-nahen Hans-Seidel-Stiftung zurückgreifen, die hier ganz offensichtlich das Bild drohender „Überfremdung“ skizziert, um den Duktus vorzufinden, nach dem die ethnisch-kulturelle Differenz als ein Problem der Städte zu verstehen ist. Wie Wolf-Dietrich Bukow und Erol Yildiz (2001) in ihrer Untersuchung zur Kölner Keupstraße zeigen, zieht sich das Bild der ökonomischen und räumlichen „Verdrängung der Einheimischen“ bis in liberale Kreise (vgl. auch Yildiz 2003). Die kontinuierliche Skandalisierung der EinwanderInnen im städtischen Raum ist häufig dadurch geprägt, dass sie als Gruppe und per se zu einem Indikator für problematische Wohnviertel erklärt werden. So wird ein überdurchschnittlicher Anteil an EinwanderInnen innerhalb eines städtischen Quartiers zu einem Problem schlechthin. Ein Beispiel

hierfür liefert eine Studie, die im Auftrag des GdW Bundesverband deutscher Wohnungsunternehmen erstellt wurde (1998). Die Studie trägt den bezeichnenden Titel „Überforderte Nachbarschaften“. Erwähnenswert ist sie hier vor allem aufgrund des politischen Einflusses dieses Gutachtens, dessen Titel inzwischen zu einem geläufigen Begriff avanciert ist. Ausgangspunkt der Auftraggeber ist dabei die Situation der Wohnungsunternehmen, in zunehmendem Maße mit Problemen konfrontiert zu sein. Ein zentraler Problemzusammenhang, der im Rahmen der Studie herausgearbeitet wird, ist dabei die Konzentration von gesellschaftlich benachteiligten MieterInnen wie „Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger, Alleinerziehende, Ausländer, Menschen mit Suchtproblemen oder psychischen Erkrankungen“ (Neuhöfer 1998, S. 35). Wenngleich die wachsende städtische Segregation und die Konzentration strukturell ausgegrenzter Bevölkerungsgruppen einen Ansatzpunkt der Studie bildete, so gerät die strukturelle Dimension innerhalb der Veröffentlichung in den Hintergrund. Mit der vorgenommenen Kategorisierung wird nicht etwa die Konzentration von Armut zu einem Problem erklärt, sondern der Fokus liegt vielmehr auf den Gruppen schlechthin. Überfordert seien viele „einheimische“ Bewohner und Bewohnerinnen, denen im Zusammenleben mit den EinwanderInnen zu viel an Integrationsleistung und Konfliktbewältigung abverlangt werde (vgl. GdW Bundesverband deutscher Wohnungsunternehmen e.V. 1998, S. 24). Damit werden die EinwanderInnen an sich zu einem zentralen Teil der „problematischen“ Bevölkerungsgruppen erklärt; dies zieht sich wie ein roter Faden durch die gesamte Studie. So wird beispielsweise die „Eskalation der Streitbereitschaft“ mit kulturellen Differenzen zwischen Einwanderern und Einheimischen begründet, wobei nicht nur hier kulturalistische Klischees die Darstellung bestimmen:

„Die Einheimischen verfügen über schlechtere Techniken, um sich im Alltag durchzusetzen. Ihre Welt ist weniger durch die Vorstellung geprägt, sich ständig im Kampf gegen andere auch körperlich durchsetzen zu müssen. Die häufig präventive Aggression der Minderheiten, die aus deren Sicht Voraussetzung für Selbstachtung und Selbstbehauptung ist, erfahren die Einheimischen, die auf eine homogene, relativ harmonische Welt fixiert sind, als sinnlose Feindschaft. In der Reaktion kommt es dann zu einer Anpassung der Verhaltensweisen und zu einer Eskalation der Streitbereitschaft.“ (GdW Bundesverband deutscher Wohnungsunternehmen e.V. 1998, S. 126)

Als ein weiteres Beispiel für die Kulturalisierung und der Personalisierung von Konflikten sei an dieser Stelle noch ein weiteres Zitat aus der Studie angeführt. Wie sehr die AutorInnen dem Bild einer hierarchisch geordneten, kulturellen Differenz zwischen

„Einheimischen“ und EinwanderInnen verhaftet sind, wird hier in eklatanter Weise deutlich. So sprechen die AutorInnen bereits in der Einleitung von einer Überforderung der „jugendlichen Aussiedler und Ausländer“,

„die in eine ihnen unbekannte großstädtische Umgebung kommen, ohne dass sie genügend Unterstützung erfahren, die ihnen hilft, die Spielregeln unseres Zusammenlebens und unsere verfassungsrechtlich geschützten Grundwerte kennen zu lernen und einzuhalten.“ (GdW Bundesverband deutscher Wohnungsunternehmen e.V. 1998, S. 4)

Ein anderes Bild, welches die Diskussion um die multikulturelle Stadt begleitet, ist das der drohenden oder bereits vollzogenen Ghettobildung mit einer impliziten oder auch expliziten Bezugnahme auf die Situation in den USA. Diese Vorstellung ist tief im Alltagsbewusstsein verankert, ist aber ebenso Bestandteil der wissenschaftlichen Diskussion. „Ghetto“, „Ghettobildung“, „Ghettostrukturen“ sind alltägliche und weit verbreitete Begriffe, wenn es um die Kennzeichnung von Stadtquartieren geht, die durch einen überdurchschnittlichen Anteil von EinwanderInnen geprägt sind. So titelte *Die Zeit* im Sommer 2003 „Ghetto im Kopf. ‚Türkisch-Katerberg‘ nennen die Deutschen den Essener Stadtteil. Die Türken sagen ‚Klein-Chicago‘. Hier ziehen sich viele in ihre eigene Welt zurück.“ (Die Zeit 36/2003) Der Artikel bezieht sich dabei auf einen Essener Stadtteil mit einem Anteil von 25% allochthoner Bevölkerung. Bereits zwei Jahre zuvor hatte Klaus Hartung in der *Zeit* das Bild des Ghettos bemüht – in einem Artikel über das Cottbusser Tor in Berlin Kreuzberg: „Es signalisiert gescheiterte Integration, Gettoisierung der Türken, Drogenszenen.“ (Die Zeit 32/2001) Und die vor allem in Köln sehr populäre Band „BAP“ hatte schon in den 80er Jahren (wohlmeinend) intoniert: „Nippes, Ihrefeld un Kreuzberg, Castrop-Rauxel vor dem Bergwerk, Türkenveedel fast wie Harlem“ – und mit dem Verweis auf Harlem genau auf diese „Metapher des Ghettos“ (Ayşe Çağlar) angespielt, eine Metapher, die in den letzten Jahren im Kontext der Diskussionen um die multikulturelle Stadt noch einmal deutlich an Einfluss gewonnen hat¹².

Dabei transportiert dieser fast „inflationär“ verwendete Begriff immer einen negativen oder zumindest auf die Defizite fixierten Blick auf die so gekennzeichneten Quartiere. Gilt vor allem der Einwandereranteil innerhalb eines Stadtquartiers als ein zentraler

12 Ein Beispiel für die Verwendung dieses Bildes auch im wissenschaftlichen Diskurs ist der Aufsatz von Hans-Gerd Jaschke (1998), in dem unkritisch von „Ghetto“ und „Ghettostrukturen“ die Rede ist.

Indikator für das Vorhandensein eines „Ghettos“, so verschränken sich im Ghetto-diskurs mit Hilfe einer „drastischen Bildermelange“ weitere Themen wie Kriminalität und Drogenabhängigkeit, Verwahrlosung und Armut (vgl. Lanz 2001, S. 1) und folgt dabei zugleich der „Figur des explosiven Raums“ (Ronneberger 2002). Eine Folge dieser Diskussion ist es, dass die EinwanderInnen einseitig im Kontext einer negativ und defizitär bewerteten Lebenssituation wahrgenommen werden (Armut, Kriminalität etc.) und sich zugleich bzw. damit eine sehr einseitige Vorstellung von der räumlichen Platzierung von EinwanderInnen etabliert, wie Ayşe Çağlar kritisiert. Sie konstatiert,

„dass das Ghetto als kulturelle Enklave bzw. die Angst vor Ghettos das führende thematische Motiv in der Repräsentation des Ortes und der Integration von Einwanderern in der Stadt ist. Es verkürzt die Komplexität der Präsenz von Einwanderern, indem es ihre Sichtbarkeit auf die Grenzen ethnischer Nachbarschaften beschränkt.“ (Çağlar 2001, S. 334)

Die Virulenz des Ghattobildes und die gesellschaftliche Angst hiervoor führte dazu, dass beispielsweise zwischen 1975 und 1989 in Berlin für die Bezirke Kreuzberg, Wedding und Tiergarten eine Zuzugssperre für AusländerInnen gültig war¹³. Den Hintergrund dieser Maßnahme bildete die Tatsache, dass der Anteil Nichtdeutscher in diesen Quartieren im Jahre 1975 auf einen Anteil von 15% angestiegen war, bei einem städtischen Durchschnitt von 9% (vgl. Kapphan 2000, S.141). 1998 wurde die Wiederauflage einer solchen staatlichen Regelung durch den Berliner Innensenator vorgeschlagen – für verschiedene Quartiere, deren so genannter „Ausländeranteil“ sich auf über 20% belief. Der Innensenator begründete seinen Vorschlag mit der Gefahr einer Überfremdung und den Ängsten, die dies bei der deutschstämmigen Bevölkerung hervorrufe (vgl. Çağlar 2001, S. 334). Hier wird eine weitere Facette dieses Diskurses sichtbar: Während das Bild des Ghettos teilweise noch einem kritischen Impuls folgt, indem es zur Kennzeichnung von Benachteiligung und struktureller Ungleichheit verwendet wird, geht dieser im obigen Beispiel ganz verloren. Die „Ghattobildung“ gilt es zu verhindern, um die eingessene Mehrheitsbevölkerung nicht zu überfordern angesichts der zu deutlichen Präsenz der Minderheiten (und ihrer „mitgebrachten Fremdheit“). Wiederholt ist in

13 Eine solche Maßnahme bedeutet, dass das Grundrecht auf die freie Wahl des Wohnortes den EinwanderInnen abgesprochen wird und somit die Garantien der Verfassung nur sehr eingeschränkt für sie gelten. Diese Einschränkung manifestiert sich in anderer Weise z.B. in der Residenzpflicht von Flüchtlingen.

diesem Zusammenhang auch von einer „gesunden Mischung“ die Rede¹⁴.

In einer Auseinandersetzung mit der amerikanischen Diskussion kritisiert Loic J. D. Wacquant (1998) eine „Verwässerung des Ghetto-Begriffes“, die er als ein Hindernis für eine soziologisch exakte Auseinandersetzung versteht. Der Begriff werde so seines soziologischen Inhaltes beraubt. Demgegenüber plädiert Wacquant für eine Begriffsdefinition, nach der unter einem Ghetto „eine auf einem Kastensystem beruhende unfreiwillige, dauerhafte und totale räumliche Trennung der Wohngebiete (zu verstehen ist), auf deren Grundlage sich eine parallele (und minderwertige) soziale Struktur entwickelt.“ (Wacquant 1998, S. 197)¹⁵ In Übertragung auf die deutsche Diskussion bedeutet dies, dass – abgesehen von der symbolischen Problematik des Begriffes¹⁶ – die Vorstellung vorhandener Ghettos in den Städten falsch ist. Zwar zeichnen sich in der Bundesrepublik sozialräumliche Polarisierungstendenzen ab, doch von einer manifesten Ghetto-Bildung kann dabei in keiner Weise gesprochen werden¹⁷. Nichtsdestotrotz ist in der deutschen Diskussion bereits dann von einem Ghetto die Rede, wenn sich eine „räumliche Konzentration“ von Einwanderinnen und Einwanderern mit der Häufung sozialer Probleme verbindet (so zum Beispiel Graffe/ Doll 2000, S. 246).

Darüber hinaus finden sich innerhalb der Diskussion immer wieder Ansätze, in denen die so genannte Ghetto-Bildung weniger als Folge struktureller Bedingungen und Benachteiligungen – also als ein unfreiwilliger Prozess – verstanden wird, sondern vielmehr als ein freiwilliger, welcher der mangelnden Integrationsbereitschaft der EinwanderInnen

14 Auch Andreas Kapphan merkt kritisch an, dass über ein solches Argumentationsmuster der „vermeintliche Toleranzgrad“ der einheimischen Bevölkerung zum Maßstab erklärt werde, wobei die Aufstellung von Grenzwerten jeder wissenschaftlichen Logik entbehre (Kapphan 2000, S. 147).

15 An anderer Stelle verweist Wacquant für Frankreich explizit auf die Differenz zwischen Ghetto und Vorstadt, die „zwar in ihrem jeweiligen nationalen Rahmen die Gemeinsamkeit aufweisen, Zonen sozialer Ausgrenzung auf der untersten Ebene der urbanen Hierarchie zu sein, sich andererseits aber in ihrer sozialen Zusammensetzung, ihrer institutionellen Struktur, ihrer Funktion im System der Metropolen und vor allem durch die Mechanismen und Prinzipien der Segregation und der Aggregation, deren Produkt sie sind, stark unterscheiden.“ (Wacquant 1997, S. 170).

16 Auf ein weiteres Problem der zum soziologischen Allgemeingut gewordenen Ghetto-Metapher macht Anton Rütten aufmerksam, indem er auf seine historischen Implikationen gerade in der deutschen Diskussion verweist – das Warschauer Ghetto und die systematische Vernichtung der dort lebenden Juden (vgl. Rütten 1998, S. 16).

17 Dies räumt auch Hartmut Häußermann explizit ein, wengleich er das Entstehen von Ghettos in Deutschland als mögliche Entwicklung prognostiziert.

geschuldet ist¹⁸. Hier schließt sich der Kreis wieder, indem eine Abwendung von sozialstrukturellen Faktoren und die Hinwendung zu kulturalisierenden Argumentations- und Denkmustern vollzogen wird. In diesem Kontext ist es auch zu verstehen, wenn die Bildung einer ethnisch geprägten Infrastruktur innerhalb städtischer Quartiere im öffentlichen Diskurs rasch problematisiert und als Ghettobildung gekennzeichnet wird. Mechtild Kißler und Josef Eckert verweisen hierauf in ihrer Untersuchung eines Kölner Innenstadtquartieres, der Südstadt, die sich durch eine ausgeprägte Infrastruktur der alternativen Szene auszeichnet. Sie schreiben:

„Man kann (...) davon ausgehen, dass eine ähnlich ausschließliche Raumbesetzung einschließlich der Etablierung einer weitgefächerten Infrastruktur bis hin zu eigenen Einrichtungen zur Kinderversorgung, wie sie in Teilen der Südstadt durch die alternative Szene geschieht, zweifellos als Ghettobildung in der öffentlichen Meinung kritisiert würde, wenn eine ethnisch definierte Gruppe so vorginge.“ (Kißler/ Eckert 1997, S. 73)

Damit verweisen sie auf den wichtigen Sachverhalt, dass eine Einschätzung von Segregation immer auch auf dem Hintergrund gesellschaftlicher Bewertungen erfolgt. Während im Kontext von alten und etablierten oder auch neu entstandenen Lebensstilgruppen und Szenen zumeist der Begriff des Milieus vorherrschend ist, wird, wenn es sich um Einwanderungsgruppen handelt, vorschnell auf den Begriff des Ghettos zurückgegriffen (vgl. Bukow 2000, S. 31). Mit der Kulturalisierung von Differenz, die den Diskurs um städtische Multikulturalität maßgeblich bestimmt, werden die Konstitutionsprinzipien der Stadt, die allgegenwärtig vorhandene (lebensweltliche) Differenz und Verschiedenheit ihrer BewohnerInnen wie auch die Erfahrung verallgemeinerter Fremdheit negiert. Vielmehr impliziert der Diskurs, Einwanderung sei ein neues Phänomen und die Stadt sei zuvor ein „zu groß geratenes Dorf“ (Bukow) gewesen, ein Gebilde, welches durch ein gemeinsames Wertedach zusammengehalten worden sei. Zugleich ist anzumerken, dass die Diskussion um drohende Ghettobildung, der ein unscharfer Begriff des Ghettos zugrunde liegt, hochgradig selektiv ist. Denn Ghettobildung wird immer dann in die

18 Dies ebenso wie die Verankerung des Ghettobegriffes im Alltagsdiskurs zeigt auch meine eigene Lehrerfahrung innerhalb an der Universität zu Köln. Ein Großteil der StudentInnen verwenden in großer Selbstverständlichkeit die Begriffe des „Ghettos“ und der „Ghettobildung“, wenn sie von Kölner Stadtteilen mit einem überdurchschnittlichen Anteil von MigrantInnen sprechen, wobei bezeichnenderweise die Ghettobildung zumeist als gewollter und von den EinwanderInnen vorgenommener Prozess verstanden wird.

Diskussion gebracht, wenn eine vermeintliche Konzentration ethnischer Minderheiten¹⁹ in einem Quartier konstatiert wird. Nahezu ausschließlich von autochthonen Bevölkerungsteilen bewohnte Quartiere erfahren in dieser Diskussion keine Problematisierung²⁰.

2.4. Die Gefährdung der Urbanität durch Prozesse wachsender Segregation?

Ein anderer Strang der aktuellen stadtsoziologischen Diskussion richtet ihren Fokus auf die Segregationstendenzen in den Städten, die in den letzten Jahren verstärkt aufgetreten sind und an Bedeutung zunehmen werden. Zu beobachten ist eine Tendenz zur Spaltung der Städte in verarmte, benachteiligte und randständige Quartiere einerseits und wohlhabende, aufstrebende Zentren alter und neuer Herkunft andererseits (z.B. Waltz 2002). Konstatiert werden zunehmende Prozesse systemischer Desintegration, die sich als wachsendes Problem für die Städte erweisen bzw. erweisen werden. Dabei sind die ethnischen Minderheiten insbesondere betroffen, umso mehr, als dass aufgrund der demographischen Entwicklung der Anteil von EinwohnerInnen mit Migrationshintergrund in den nächsten Jahrzehnten kontinuierlich weiter ansteigen wird. Die diesen Prozessen zu Grunde liegende gesellschaftliche Entwicklung lässt sich durch drei große Linien kennzeichnen (vgl. u.a. Häußermann 1998; Krummacker 1998; Häußermann 2001a; Krummacker, Waltz 2001):

Zum einen ist eine Erosion der Arbeitsmärkte im Bereich der Industrie und dabei insbesondere der wenig qualifizierten Arbeitskräfte zu beobachten. Neue Arbeitsplätze hingegen wurden und werden – mit dem Prozess der Tertiarisierung – im Dienstleistungssektor geschaffen. Doch nimmt dieser wachsende Sektor nicht genügend Arbeitskräfte auf, bzw. aufgrund höherer und anderer Qualifikationsanforderungen nicht diejen-

19 Die „Grenzwerte“ werden dabei höchst unterschiedlich festgelegt, wie sich an der Zuzugssperre in Berliner Quartieren in den 70er Jahren zeigt. Hier war ein allochthoner Bevölkerungsanteil von 13% ausreichend, um diese Maßnahme angesichts drohender „Überfremdung“ auszusprechen.

20 Die Gruppe „Kanak Attak“ hat diese einseitige Problematisierung filmisch aufgegriffen. In ihrem Film „Im weißen Ghetto“ dokumentieren sie eine Umfrage im Kölner Stadtteil Lindenthal, in der sie die autochthone Bevölkerung auf der Straße befragten, wie sie sich im „weißen Ghetto“ fühlen, was angesichts des hegemonialen Diskurses zu erheblichen Irritationen bei den InterviewpartnerInnen führte.

igen, die infolge der Deindustrialisierung erwerbslos geworden sind²¹.

Zum Zweiten wird eine Spaltung der Wohnungsmärkte sichtbar. Einerseits verkleinert sich das Angebot an billigen (Altbau-)Wohnungen durch Abbruch und Modernisierung. Doch ebenso verringert sich das Segment von Wohnraum des sozialen Wohnungsbaus. Neue Sozialwohnungen werden nur unzureichend geschaffen, bei vielen älteren Sozialwohnungen sind die Bindungen ausgelaufen²². Die jüngsten Jahrgänge innerhalb des sozialen Wohnungsbaus, deren Mietbindungen noch am längsten bestehen bleiben werden, befinden sich häufig in den Außenbezirken und nicht in den Innenstädten.

Zum Dritten werden die sozialen Sicherungssysteme zunehmend dereguliert. Auf dem Hintergrund der Finanznot des Bundes und der Städte zeigt sich ein drastischer Abbau sozialer Leistungen bei gleichzeitiger Zunahme der Notlagen. Zugleich schließen die vorhandenen Sicherungssysteme einen Teil der allochthonen Bevölkerung aufgrund des Sozial- und Ausländerrechtes aus.

Diese drei hier grob skizzierten Entwicklungslinien führen dazu, so die Diskussion, dass unter den Bedingungen wachsender Armut eine neue „urban underclass“ entstehe, wobei die Betroffenen zunehmend in die städtischen Randbezirke gedrängt werden. Die aktuelle Stadtentwicklung mache zunehmende Segregationstendenzen sichtbar. Dabei wird Segregation von Walter Siebel und Hartmut Häußermann folgendermaßen definiert:

„Mit Segregation wird die ungleiche Verteilung der Wohnstandorte verschiedener sozialer Gruppen im städtischen Raum bezeichnet. Je stärker die Streuung der Wohnstandorte von Angehörigen einer Gruppe von einer Zufallsverteilung abweicht, desto höher ist ihre Segregation. Anders gesagt: mit Segregation wird die Konzentration bestimmter sozialer Gruppen auf bestimmte Teilräume eines Gebietes, einer Stadt oder einer Stadtregion bezeichnet.“ (Häußermann/ Siebel 2001, S. 28)²³

21 Vergleiche hierzu auch Bukow/ Nikodem/ Schulze/ Yildiz (2001) und Nikodem (2003), wo die Auswirkungen dieser Entwicklung für den Kölner Stadtteil Ehrenfeld analysiert wurden.

22 Jährlich fallen mehr als 100.000 Wohnungen aus den Sozialbindungen heraus, neue werden hingegen kaum gebaut. Der Bestand von vier Millionen Sozialwohnungen im Jahre 1985 ist bis 2001 auf rund 1,9 Millionen geschrumpft, ein weiteres Absinken ist absehbar (vgl. Häußermann 2001b, S. 40f.).

23 Dabei machen die beiden Autoren die Segregation an verschiedenen Merkmalen fest: sozialstrukturellen wie Einkommen, berufliche Stellung, Bildungsstatus, demographischen wie Nationalität, Geschlecht, Alter, Haushaltstypus und kulturellen wie Lebensstile, Religion oder Ethnizität (vgl. Häußermann/ Siebel 2001, S. 29).

Perspektivisch gehen die Autoren dabei von einer dreigeteilten Stadt aus, von Armutsmilieus über Orte der „integrierten Mittelschicht“ bis hin zu den Orten der Oberschicht (vgl. Häußermann/ Siebel 2001, S. 40). Diese Spaltung der Städte ist, so Jens Dangschat, ein seitens der Politik gebilligter, wenn nicht sogar gewollter Effekt. Sie sei die Folge einer Stadtentwicklungspolitik, welche weniger auf soziale Integration gerichtet sei, sondern die Stadt vielmehr der globalen Konkurrenz ausliefere (vgl. Dangschat 1996b)²⁴. Wie weit dieser Prozess jedoch wirklich fortgeschritten ist, ob er die zum Teil postulierte Eindeutigkeit besitzt und welche Konsequenzen aus der jeweiligen Bestandsaufnahme resultieren, wird dabei sehr kontrovers diskutiert. So kommt beispielsweise eine empirische Erhebung in neun bundesdeutschen Großstädten zu dem Ergebnis, dass sich eine Verstärkung sozialer Segregation in den Städten sowie eine wachsende Polarisierung zwischen „armen“ und „reichen“ Quartieren nicht bestätigen lasse (Institut für Stadtplanung und Sozialforschung 2003b, S. 2). Doch auch in anderer Hinsicht muss die Diskussion differenziert werden. Dies soll im folgenden anhand einiger ausgewählter Beispiele skizziert werden, wobei ein besonderer Fokus auf den Fragen der „multikulturellen Stadt“ liegt:

Die StadtforscherInnen Michael Krummacher und Viktoria Waltz konstatieren – auf der Basis ihrer empirischen Arbeit im Ruhrgebiet – eine uneindeutige Situation in den benachteiligten Quartieren. Einerseits sei die Lebenssituation in diesen Stadtteilen geprägt durch bauliche und räumliche Mängel, durch schlechte Infrastruktur und Wohnverhältnisse und die Konzentration von „erfolgs- und durchsetzungsschwachen deutschen und ausländischen Minderheiten unserer Städte“ (Krummacher/ Waltz 2000, S. 219). Andererseits müsse ebenso wahrgenommen werden, inwieweit insbesondere die allochthonen Minderheiten dort zahlreiche informelle Kontakte und ökonomische wie soziale Netzwerke geschaffen haben. Insbesondere die vorhandene lokale Ökonomie erfahre seitens der Minderheiten eine „bedeutende Ergänzung und ein wichtiges Entwic-

24 Darüber hinaus trügen Stadtentwicklung und -planung dazu bei, dass die Innenstädte eine Aufwertung erfahren haben und nach den Geschmacksstilen der konsumfreudigen und vor allem konsumfähigen Gruppen ausgerichtet wurden. „Architektur und Design wirken als Verlängerung der individuellen Lebensstilisierungen und schaffen durch ein gestyltes Ambiente eine soziale Schließung derer, die diesen Stil goutieren, widerspiegeln und den Konsum dort bezahlen können.“ (Dangschat 1996b, S. 50)

klungspotential.”²⁵ Vor diesem Hintergrund sei die räumliche Konzentration von ethnischen Minderheiten eben auch als eine freiwillige bzw. selbst gewollte zu verstehen sowie als Voraussetzung dieser Prozesse²⁶.

Während damit Michael Krummacher und Viktoria Waltz die Situation in den benachteiligten Quartieren in Hinblick auf Ausgrenzung und Potentiale differenziert abwägen, vertritt beispielsweise Hartmut Häußermann in den letzten Jahren zunehmend eine „Verfallssemantik“. Er entwirft ein zukünftiges Szenario, nachdem „sich auch in deutschen Großstädten – wie schon in Frankreich – ‚Ghettos der Vorstädte‘ entwickeln“ (Häußermann 1998, S. 169). Im Zuge wachsender ökonomischer, sozialer und räumlicher Ausgrenzung nehme sich

„die Stadt insgesamt den sozialen Frieden, dann wird die urbane Kultur der sozialen Vielfalt durch unversöhnliche Widersprüche zerstört, dann werden städtische Tugenden wie Anonymität und Toleranz unterminiert. Einem städtischen Raum, in dem der latente Bürgerkrieg herrscht, ist die Stadtkultur verloren gegangen.“ (Häußermann 1998, S. 170)²⁷

Darüber hinaus zeichnet sich in Häußermanns Arbeiten eine Verlagerung der Sichtweise ab, insofern ein enger und direkter Zusammenhang zwischen den systemischen Verwerfungen innerhalb der Quartiere und den sozialen Kompetenzen und Verhaltensdimensionen seiner BewohnerInnen gezogen wird. Häußermann konstatiert in den benachteiligten Quartieren das Entstehen einer „abweichenden Kultur“ oder den möglichen „Verlust von moralischen Qualifikationen“ (Häußermann 2001a, S. 81f.) und folgerichtig wird der

25 An anderer Stelle weisen die Autoren auf die positive und stabilisierende Wirkung zunehmender Haus- und Wohnungskäufe seitens der MigrantInnen vor allem in den innerstädtischen, multiethnisch geprägten Altbauquartieren hin. „Neben staatlich geförderten behutsamen Modernisierungen der Wohnungsgesellschaften wirken sich auch die zunehmenden Haus- und Wohnungskäufe und die baulichen Selbsthilfepotentiale der Migranten tendenziell stabilisierend auf die Wohnbausubstanzen aus.“ (Krummacher/ Waltz 2001, S. 84)

26 Die Diskussion um die räumliche Konzentration von EinwanderInnen im städtischen Raum wurde in den letzten Jahren auch sehr kontrovers diskutiert. Während die eine Seite von erzwungener Segregation spricht, hebt die andere die Vorteile „ethnischer Communities“ für die EinwanderInnen hervor (u.a. Siebel 1997; Friedrich-Ebert-Stiftung 1998; Heitmeyer 1998).

27 Diese Bestandsaufnahme erfolgte nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund empirischer Untersuchungen in Berliner Quartieren, die jedoch von Stefan Lanz in methodischer Hinsicht in Frage gestellt werden. „Die statistisch messbare Ab- und Zuwanderung verschiedener sozialer Gruppen – wobei etwa die Kategorie ‚Ausländer‘ als Problem-Indikator zählte – und die Beobachtungen einiger administrativer ExpertInnen begründen dabei deren Charakterisierung, die ausschließlich auf negative Begriffe zurückgreift.“ (Lanz 2002, S. 67; zur Kritik vergleiche auch Lanz 2000 und Geiling 2000)

Orientierung an den „Verhaltensstandards der Mittelschicht“ eine stabilisierende Wirkung zugeschrieben (Häußermann/ Kapphan 1999, S. 202ff.). Damit richtet sich sein Blick auf die „soziale Mischung“ der Bewohnerstruktur, deren Erhalt er als eine zentrale Konsequenz aus seinen Analysen zieht. Er wendet sich ab von den strukturellen Verwerfungen innerhalb der peripheren Quartiere wie mangelnder Infrastruktur oder hoher Arbeitslosigkeit²⁸. Während Hartmut Häußermann so letztendlich bei einer verträglichen Mischung der Bewohnerschaft marginalisierter Quartiere landet, zielen die Vorschläge von Viktoria Waltz und Michael Krummacher deutlich in eine systemische Richtung und betonen zugleich die Bedeutung partizipativer Ansätze in der lokalen Sozial- und Migrationspolitik unter Anknüpfung an vorhandene Kompetenzen und Selbsthilfepotentiale innerhalb der Quartiere (vgl. hierzu Krummacher/ Waltz 2000; Waltz 2001).

Ein weiterer Aspekt, der mit der Diskussion um die städtischen Polarisierungs- und Segregationstendenzen eng verknüpft ist, ist die Frage nach dem Aufleben bzw. der Entstehung ethnisch-sozialer Konflikte innerhalb der marginalisierten Quartiere.

Michael Krummacher und Viktoria Waltz kommen in Hinblick auf diese Frage in ihren Untersuchungen im Ruhrgebiet zu einem eher positiven Ergebnis und kennzeichnen das interkulturelle Zusammenleben als ein überwiegend „friedliches Nebeneinander“, wengleich sie auch Konflikte konstatieren – mit dem Hinweis, dass sich in Einwanderungsgesellschaften soziale Konflikte mit interkulturellen eben auch überlagern.

Ein deutlich negativeres Gesellschafts- und Stadtbild markieren demgegenüber andere Arbeiten, die einen eindeutigen Zusammenhang zwischen städtischen Segregations-tendenzen und dem Anwachsen „ethnisch-kultureller Konflikte“ konstatieren. So ziehen beispielsweise die ForscherInnen um den Bielefelder Konfliktforscher Wilhelm Heitmeyer einen direkten Zusammenhang zwischen „sozialen Desintegrationsprozessen“ und dem Anwachsen „ethnisch-kultureller Konfliktkonstellationen“²⁹. Damit werden die

28 Wie sehr Häußermann dabei einem engen Normenkonstrukt verhaftet bleibt, zeigt sich auch an anderer Stelle. So konstatiert er, dass mit dem Verlust von Familien zunehmend soziale Stabilität innerhalb der Quartiere verloren ginge, da sich „Familien mit Kindern in der Regel stärker um die Qualität ihrer Wohnumwelt kümmern, als mobilere und ortsunabhängige Bewohner.“ (Häußermann 2001a, S. 82) Aus dieser Zuschreibung nimmt er offensichtlich die allein Erziehenden sowie die allochthonen Familien heraus, da er beide Gruppen als wachsende innerhalb der Quartiere bestimmt.

29 So auch der Titel eines im Jahre 2000 erschienenen Bandes, der sich in weiten Teilen auf empirische Studien in verschiedenen nordrhein-westfälischen Städten (Münster, Wuppertal, Duisburg) bezieht. Das Buch trägt den programmatischen Titel „Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen“ (Heitmeyer/

„ethnischen“ Konflikte vornehmlich in den marginalisierten Quartieren verortet. Hierzu merkt Frederick Groeger kritisch an:

„Die hier wirkenden Dynamiken bleiben dabei meist im Dunkeln, der bloße Hinweis auf eine besonders konflikträchtige und problembeladene Konstellation scheint für sich selbst evident genug zu sein.“ (Groeger 2001, S. 349)

Zugleich wird hier eine Eindeutigkeit postuliert, die in dieser Weise in Frage zu stellen ist, nicht zuletzt, wenn man die Ergebnisse der Rechtsextremismusforschung berücksichtigt, die zeigen, inwieweit rechte und rassistische Orientierungen als ein Phänomen der „gesellschaftlichen Mitte“ verstanden werden muss (vgl. Butterwegge u.a. 2002). Auch in anderer Hinsicht ist dem Ansatz, der postuliert, dass die räumliche Konzentration von gesellschaftlich Marginalisierten in den benachteiligten Stadtteilen eine besondere Konfliktdynamik erzeugt, mit Skepsis zu begegnen. So zeigen beispielsweise die Arbeiten von Heiko Geiling und Thomas Schwarzer über Hannoveraner Quartiere, dass die Ausgrenzungserfahrungen von Armen in gemischten Quartieren auf Grund von Diskriminierung und Nichtbeachtung durch die Bevölkerungsmehrheit größer sein können als in sozial segregierten und dass Ausgrenzung, Isolation und soziale Konflikte ebenso in besser gestellten oder sogar privilegierten Quartieren existieren (vgl. Geiling/Schwarzer 1999).

Abschließend ist festzuhalten, dass die beginnenden Segregations- und Polarisierungsprozesse in den Städten auf dem Hintergrund wachsender Armut eines Teils der bundesrepublikanischen Bevölkerung, wie sie am Anfang dieses Kapitels skizziert wurde, ein Problem darstellt, dem die Städte gegensteuern müssen. Doch ist ebenso zu berücksichtigen, dass dieser Prozess uneindeutiger ist, als manche Publikationen vermuten lassen.

2.5. Die Stadt zwischen Verfall und Urbanität

Wie in den vorangegangenen Kapiteln gezeigt wurde, ist der städtische Diskurs und damit verknüpft auch der Diskurs um die „multikulturelle Stadt“ insbesondere seit Mitte der 90er Jahr deutlich negativ bestimmt. Wissenschaftliche und mediale Veröffentlichungen

postulieren die „Krise der Städte“ und sprechen zunehmend von einer „bedrohten Stadtgesellschaft“ und „Problemquartieren“, je nach politischer Couleur von „überforderten Nachbarschaften“, „Ghettobildung“ oder gar „drohender Überfremdung“. Phänomene wie Desintegration, Gewalt, Kriminalität, ethnisch-kulturelle Konflikte und nicht zuletzt Fundamentalismus beherrschen zunehmend die öffentliche Wahrnehmung. Kritisch merkt Thomas Krämer-Badoni hierzu an, dass die Suche nach Desintegration dabei immer von Erfolg gekrönt sei, da diese einen integralen Bestandteil jeder Gesellschaft darstelle.

„Auf der Suche nach gesellschaftlicher Desintegration wird man übrigens immer fündig, weil Gesellschaft nun einmal aus einer komplexen und widersprüchlichen Gleichzeitigkeit von Differenzierung und Entdifferenzierung, von Integration und Desintegration besteht.“ (Krämer-Badoni 2002, S. 53)

Dabei läuft diese „Verfallssemantik“ Gefahr, einem weit verbreiteten nostalgischen Muster zu folgen, nach dem in jeder Zeit immer alles schlechter ist als in der vorangegangenen. In ihrer Fokussierung auf die „Gefährdung der Stadt“ wird dabei angeknüpft an eine Tradition, die dem städtischen Leben skeptisch bis ablehnend gegenüber stand, wie an den frühen stadtsoziologischen Diskussionen verdeutlicht wurde. Zum Teil finden sich dabei sogar inhaltlich ähnliche Topoi wieder. Die Problematisierung der Vereinzelung und Anonymität des städtischen Lebens und des Verlustes traditioneller Bindungen und Werte im Zuge fortschreitender Individualisierungsprozesse in dem Sinne, dass diese für „anomische Tendenzen“ verantwortlich gemacht werden (z.B. Heitmeyer 1997)³⁰, knüpft dabei direkt an die alte Stadtkritik an. Diese Arbeiten sind durch eine deutliche Idealisierung und Romantisierung traditioneller Lebensformen geprägt. Man orientiert sich immer noch an dem Mythos, die Integration von Menschen habe in früheren Zeiten besser funktioniert, als es in den heutigen Städten der Fall sei. Übersehen wird dabei, dass bereits die Expansion und Entwicklung der modernen Stadt ein brisanter und oft auch explosiver Prozess war. Zeitweilig waren nahezu zwei Drittel der städtischen Bevölkerung dort weder geboren noch aufgewachsen. Europäische Städte zogen die Landbevölkerung an, integrierten sie zunächst über Slums, dann über Betriebswohnungen und andere Formen der Quartiersgestaltung, bis sich langsam die bürgerlichen Metropolen entwickelten (vgl. Bukow/ Nikodem/ Schulze/ Yildiz 2001b). Am Beispiel der polnischen Einwanderer in das Ruhrgebiet lässt sich dieser Prozess deutlich

30 Hierzu differenzierter Kapitel 3.2.

ablesen (vgl. Siebel 1997). Das Bild der Stadt als einer „sozialen Stadt“ die zunehmend gefährdet sei, übersieht, dass der städtische Raum immer schon durch Ungleichheit, nicht etwa durch Gleichheit geprägt war³¹.

Zudem hat die Stadt, entgegen dem Bild der Stadt als sozialer Einheit, nie als eine solche bestanden. Thomas Krämer-Badoni weist vielmehr darauf hin, dass sie immer schon aus der „gleichzeitigen Existenz von Differentem bestanden hat, aus der Heterogenität von Tätigkeiten, Individuen, Gruppen und Standorten.“ (2002, S. 59) Gerade in ihrer heterogenen Struktur habe ihr Potential für die ZuwanderInnen bestanden.

Eine radikalisierte Variante der Zerfallsperspektive findet sich, wenn versucht wird, die Situation von ethnischen Minderheiten in den Städten zu skizzieren. Wenn es um ethnische Minderheiten geht, wird die Gesellschaft nicht nur aus einer „Verfallsperspektive“ in den Blick genommen und analysiert, sondern zusätzlich auch aus einer ethnisch zentrierten Beschreibungsperspektive. Michael Bommes spricht hier zu Recht von einem „sortierenden Blick“³². So wird der urbane Kontext entkontextualisiert und nach ethnischen Kriterien rekontextualisiert (vgl. Nikodem/ Schulze/ Yildiz 1999).

Dem Diskurs um die multikulturelle Stadt liegt dabei eine Problematisierung von Fremdheit zu Grunde, die doch das städtische Leben, wie im Vorangegangenen gezeigt wurde, als alltägliche Erfahrung begleitet. Die Reduzierung von Differenz im städtischen Raum auf eine ethnisch-kulturelle Dimension, ihre generelle Problematisierung sowie die Kulturalisierung von Konflikten, wie sie beispielsweise in der Studie von Stefan Luft, in der medialen Berichterstattung sowie der Untersuchung über „Überforderte Nachbarschaften“ deutlich wurden, unterläuft damit die Konstitutionsprinzipien der modernen Stadt und ignoriert die Alltagserfahrungen der StadtbewohnerInnen. Dies bedeutet nicht, dass das städtische Leben als konfliktfrei zu kennzeichnen wäre oder dass es keine Erfahrung von Diskriminierung und Ausgrenzung gäbe. Jedoch führt die medial

31 So konstatieren Albrecht Göschel und Ulla-Kristina Schuleri-Hartje angesichts der Verfallsszenarien mit Recht: Es „scheinen sich Verfallsszenarien des Urbanen eher an Bildern und Ideen als an Realitäten zu orientieren. Wann war denn Gleichheit und nicht Ungleichheit das dominante Merkmal urbaner Siedlungsräume, wann der öffentliche Raum überall und für alle gleichermaßen offen und nutzbar, wann Kommunalpolitik deutlich mehr als ‚Honoratioren‘-Demokratie und ‚Kölscher Klüngel‘?“ (Göschel/ Schuleri-Hartje 1998)

32 „Ethnizität muss in sich wandelnden Kontexten der modernen Gesellschaft erst ins Spiel gebracht werden. Dabei geschieht zunächst nichts anderes, als die mehr oder weniger spektakuläre Beschreibung einer sozialen Praxis und einer oder mehrerer zunächst auch unzusammenhängenden Gruppen zu verschiedenen Anlässen in ethnischen Kategorien.“ (Bommes 1998, S. 349)

und wissenschaftlich betriebene Problematisierung von Differenz oder die unscharfe und inflationäre Verwendung der Ghattometapher dazu, die Kulturalisierung von Konflikten voranzutreiben, anstatt sie zu dekonstruieren. Man warnt vor einer zunehmenden Ghetto-bildung an den gesellschaftlichen Randzonen und malt das Bild von „Gegengesellschaften“ an die Wand. Natürlich nimmt man dabei nicht unbedingt all das zum Maßstab, was manche so offen unter dem Titel Leitkultur verpacken. Aber die meisten teilen dennoch den Glauben an eine quasi familial gewachsene Stadtgesellschaft deutscher oder europäischer Provenienz – an eine Gesellschaft, die mit einem homogenen sozio-kulturellen Kernbestand ausgestattet ist, auch wenn manchmal darauf verzichtet wird, eine spezifisch „deutsche“ kulturelle Basis zu postulieren.

Obwohl die Diskurse um „drohende Überfremdung“ einerseits und die Analyse städtischer Segregationstendenzen andererseits deutlich differieren, insbesondere in Hinblick auf den Grad der Kulturalisierung von Konflikten und den deutlicher strukturell ausgerichteten Ansatz der Segregationsdiskussion, ist doch eine Überlagerung unübersehbar. Wenngleich die Forderung nach einem Erhalt der „sozialen Mischung“ unterschiedliche (sozialstrukturelle, demographische und kulturelle) Merkmale berücksichtigt, setzt sie doch auch rasch an einer Bevölkerungssteuerung an. So trifft sich die kulturalistisch aufgeladene Argumentationslinie der überforderten Nachbarschaften mit der Forderung nach dem Erhalt einer „sozialen Mischung“, um den sozialen Frieden zu erhalten, der in der segregierten Stadt auf dem Spiel steht, beispielsweise in folgender Aussage von Ingrid Krau, der Direktorin des Instituts für Städtebau und Wohnungswesen in München:

„Wir sollten lernen, dass Integration eine differenzierte Mischung sozialer Gruppen durch alle Stadtteile benötigt. Dies gilt gerade am Beginn verstärkter Ausländerzuzüge aus Gebieten, die unserem Kulturverständnis fern liegen. (...) Nur eine breite Verteilung sozialer Gruppen über alle Stadtbezirke bewahrt einzelne Gebiete vor Überlastung.“ (Krau 2000, S. 31)

Zugleich folgt diese Diskussion der hegemonialen Logik, insofern vor allem die so genannten „Problemgruppen“ Ziel der Überlegungen sind – also neben den EinwanderInnen vor allem die so genannten „A-Gruppen“, also „Arme, Alleinerziehende, Arbeitslose...“ (Waltz 2000, S. 219). Die Interventionsvorschläge reichen dabei von Versuchen der Bindung anderer Bevölkerungsgruppen an Quartiere, die „umzukippen drohen“, bis hin zu Zuzugssperren für MigrantInnen in bestimmte Stadtteile. Dass es dabei nicht generell um die Herstellung einer „sozialen Mischung“ geht, zeigt sich spätestens daran, dass sozial homogene Quartiere mit einer nahezu ausschließlich autochthonen Bevölke-

rung aus dieser Diskussion ausgeklammert bleiben.

Darüber hinaus entfaltet der Zerfallsdiskurs in Hinblick auf die konkreten Quartiere deutlich kontraproduktive Folgen. Die Kennzeichnung und Skandalisierung marginalisierter Stadtviertel als „soziale Brennpunkte“ fällt als Stigmatisierung auf ihre BewohnerInnen zurück und erschwert ihnen das Leben zusätzlich³³. Gerade der öffentliche Diskurs um einzelne Viertel hat hier einen nicht zu unterschätzenden Einfluss³⁴.

Ein weiterer Effekt dieser Diskussion wird von Loic J.D. Wacquant in seiner Auseinandersetzung mit der amerikanischen Diskussion von „Ghettos“ zutreffend kritisiert. Die Sicht auf das Ghetto als Ort des „Mangels und der Schwäche“ versperre einen Blick auf seine internen Organisationsprinzipien und deren positive Identifikation. Aus dieser Ansicht, das Ghetto sei ein „desorganisierter Ort“, resultiere eine Tendenz der Exotisierung seiner BewohnerInnen und eine Betonung seiner extremsten Aspekte (Wacquant 1998, S. 195).

„Demgemäß wird das Ghetto bemerkenswerter Weise als ein Ort der Unordnung und des Mangels geschildert, als ein Hort versammelter Regellosigkeit, Abweichung, Anomie und Atomisierung, vollgepfropft mit Verhaltensweisen, die die allgemeinen Normen von Moral und Anstand verletzen, sei es durch exzessive Handlungsweisen (was die Verbrechensrate, die Sexualität und Geburtenrate betrifft) oder durch Versäumnisse bei der Arbeit, in punkto Sparsamkeit und hinsichtlich der Familie.“ (Wacquant 1998, S. 201)

Wenngleich sich Wacquant hier auf die amerikanische Diskussion bezieht, beschreibt er in seiner Arbeit einen Prozess, den man auch auf die bundesrepublikanische Situation übertragen kann. Betrachtet man den Blick auf die peripheren Viertel, so lässt sich genau diese Tendenz konstatieren – der Verweis auf die „integrierende Funktion von Mittelschichtsnormen“ macht dies auf fatale Weise sichtbar³⁵. Ein solcher Blick versperrt das

33 Zur differenzierteren Darstellung dieses Blickes und der daraus folgenden Konsequenzen für die BewohnerInnen dieser Viertel vergleiche Schulze/ Spindler 2003. Zur Differenz zwischen der Außen- und der Binnensicht marginalisierter Quartiere siehe auch Keim 2002.

34 In Hinblick auf die so genannten „Problemquartiere“ und „sozialen Brennpunkte“ zeigt sich dabei auch noch ein weiteres Dilemma: Um finanzielle Ressourcen aus den jeweiligen Programmen zu erhalten, ist es unerlässlich, die „desolaten Zustände“ innerhalb der Viertel hervorzuheben und in den Mittelpunkt der Darstellung zu rücken.

35 An anderer Stelle spricht Häußermann von Quartieren, „in denen Verwahrlosung, Gewalt und Vandalismus an der Tagesordnung sind.“ (Häußermann 2001b, S. 38)

Verständnis der internen Prozesse und damit möglicher Ansatzpunkte innerhalb der Quartiere selbst³⁶. Die einseitige und stigmatisierende Wahrnehmung der marginalisierten Viertel verhindert eine Nutzung der vorhandenen Potentiale und bildet einen weiteren Baustein im Prozess der Marginalisierung (vgl. Waltz 2002). Mit Recht verweist Rolf Keim darauf, dass man diesen Quartieren nicht gerecht wird, wenn man sie einzig als defizitär gegenüber den Vorstellungen der Mehrheitsgesellschaft wahrnimmt. Das Quartier zu erkennen als Erfahrungs- und Handlungsraum seiner BewohnerInnen einerseits und als Ressource der Lebensbewältigung andererseits mache es vielmehr nötig, die eigenen normativen Vorstellungen und Projektionen kritisch zu hinterfragen (vgl. Keim 2002, S.176).

Sich abzeichnende städtische Segregationstendenzen sind als Problem aktueller Stadtentwicklung unter den Bedingungen sich verschlechternder Lebensbedingungen für viele Menschen ohne Frage ernst zu nehmen. Der Diskurs um marginalisierte Quartiere und die Krise der Städte stellt dabei, wie gezeigt wurde, eine Gratwanderung dar, in welcher die Wahrnehmung und Darstellung dieser Viertel immer Gefahr läuft zu polarisieren, alte und neue Mythen zu bedienen und Existierendes zu negieren.

Ansätze, die vor allem an der Verbesserung der systemischen Bedingungen ansetzen, den Lebensbedingungen der Menschen oder der lokalen Infrastruktur, erscheinen mir weitaus tragfähiger. So kann beispielsweise die Stärkung der lokalen Infrastruktur sowie der „funktionalen Mischung“ der Quartiere (vgl. Institut für Stadtplanung und Sozialforschung 2003a; Institut für Stadtplanung und Sozialforschung 2003b) den (begrüßenswerten) Erhalt einer „sozialen Mischung“ nach sich ziehen und die Quartiere davor schützen, stigmatisiert zu werden. Als Ziel der Interventionen erscheint mir jedoch eine Fokussierung auf den Erhalt der „sozialen Mischung“ aus den oben dargelegten Gründen in die falsche Richtung zu zielen³⁷.

Fatal hingegen sind die Argumentationsmuster, die ethnische Differenz und die EinwanderInnen schlechthin zu dem Problem der Städte stilisieren, da sie, wie gezeigt wurde, die Konstitutionsbedingungen der Städte und die Errungenschaften der modernen

36 Ansätze des „Quartiersmangements“ verfolgen zum Teil eine solche Idee, indem sie die „endogenen Selbsthilfepotentiale“ der BewohnerInnen zu stärken suchen. Doch auch hier besteht die Gefahr, dass sie die internen Struktur- und Handlungsprinzipien der Quartiere und der dort lebenden Menschen übersehen und unterlaufen. Zur Kritik vergleiche Groeger 2000.

37 Vergleiche hierzu auch Stephan Reiss-Schmidt und Josef Tress in ihren Ausführungen zu München (Reiss-Schmidt/ Tress 2000, S. 211f.).

Stadt unterlaufen und einer mythischen Homogenitätsvorstellung folgen³⁸. Übersehen wird dabei, dass gerade die Städte immer der Ort der Heterogenität waren, eben nicht Gemeinschaftsbildung, emotionale Nähe und Vertrautheit die Integration sicherten, sondern vielmehr die systemische Inklusion, während sich das soziale Leben in weiten Teilen durch eine Art akzeptierende Gleichgültigkeit und ein Nebeneinander im Alltag artikulierte. Nähe und Vertrautheit suchen und finden die Individuen primär in ihren lebensweltlichen Bezügen und Netzwerken, in ihrem privaten Leben. Dieser Überlegung möchte ich im Weiteren intensiver folgen, indem zunächst die wachsende Pluralisierung der Lebensstile nachgezeichnet und im Kontext gesellschaftlicher Ungleichheit diskutiert wird. In einem weiteren Schritt werde ich dann den gesellschaftlich hegemonialen Multikulturalismusbegriff und -diskurs vertiefen und die Grundzüge eines erweiterten und meines Erachtens tragfähigeren Verständnisses von Kultur und Zugehörigkeit umreißen.

38 Ich möchte hier noch einmal explizit darauf hinweisen, dass Hartmut Häußermann einen solchen Ansatz nicht vertritt. Er sieht vielmehr durch die Segregationstendenzen diese Errungenschaften in Gefahr.

3.	Individualisierung und Pluralisierung	
	– Ein zentrales Kennzeichen postmoderner Gesellschaften	55
3.1.	Gesellschaftliche Transformationsprozesse	
	– Individualisierung und Pluralisierung	55
3.2.	Individualisierung und gesellschaftliche (Des-)Integration	66
3.3.	Individualisierung und Ungleichheit	
	– Lebensstile, Milieus und Szenen	71
3.4.	Individualisierung und Multikulturalität	78

3. Individualisierung und Pluralisierung – Ein zentrales Kennzeichen postmoderner Gesellschaften

Im Zentrum der folgenden Ausführungen stehen die Prozesse der Individualisierung und Pluralisierung, die ein herausragendes Kennzeichen der modernen wie auch in radikalierter Form der postmodernen Gesellschaft darstellen. Der Aufbau des Kapitels gliedert sich in vier große Schritte: Zunächst werde ich eine historische Einführung in den Prozess der Individualisierung in der Moderne und dessen Diskussion geben, um daran anknüpfend die Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse, wie sie sich vor allem in den letzten dreißig Jahren dargestellt haben, auszuführen und zu diskutieren. In einem weiteren Schritt soll der soziologische Diskurs um diese gesellschaftlichen Transformationen in drei unterschiedlichen Facetten Berücksichtigung finden. Ich werde die Individualisierung zunächst im Kontext ihrer häufig postulierten desintegrativen Folgen diskutieren, um daran anschließend die Frage gesellschaftlicher Ungleichheit zu fokussieren. Dabei werde ich erweiternd auf die Begrifflichkeiten der Milieus, Szenen und vor allem des Lebensstils rekurrieren. Abschließend soll der Aspekt des (ethnischen) Multikulturalismus im Kontext der Individualisierung und sozialen Ungleichheit eine spezifische Berücksichtigung finden.

3.1. Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Individualisierung und Pluralisierung

Individualisierung betrifft die Frage nach dem Eingebundensein des einzelnen Menschen in die Gesellschaft, nach der Form seiner Vergesellschaftung, also nach dem Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft. Die Diskussion hierum weist eine lange philosophische Tradition auf, doch erst seit dem 19. und vor allem 20. Jahrhundert gehört sie zu einer der Grundkonstanten der entstehenden soziologischen Disziplin, mit der sich Namen wie Ferdinand Tönnies, Emile Durkheim, Georg Simmel und Max Weber verbinden. Den Hintergrund hierfür bildete der einschneidende gesellschaftliche Wandel im Übergang von der feudalen zur bürgerlichen Gesellschaft. Bevölkerungswachstum, zunehmende Industrialisierung und das damit verbundene Anwachsen der Städte, eine

gestiegene Arbeitsteilung und die Durchsetzung der Geldwirtschaft sind hier als Meilensteine zu benennen, die einen sozialen Wandel bewirkten, der als Individualisierungsprozess zu kennzeichnen ist. In grober Skizzierung und ohne Anspruch auf Vollständigkeit lassen sich dabei mehrere Veränderungen aufzählen:

Zum einen veränderten sich die sozialen Beziehungen der Menschen untereinander: sie vervielfältigten und versachlichten sich, sie wurden abstrakter und entfremdeter. Damit stieg zugleich der individuelle Freiheitsgrad an¹.

Zum Zweiten vollzog sich ein Prozess, der sich als Emanzipation von traditionellen Bindungen und Gemeinschaften kennzeichnen lässt². Die örtliche Mobilität wuchs, ebenso die soziale und die Individuen lösten sich von Familie und Sippe, Stand und Zunft, von Nachbarschaften und Orten und nicht zuletzt von traditionellen Weltanschauungen.

Und damit veränderte sich *zum Dritten* die soziale Integration des Einzelnen. War sie bislang im Kontext einer „ursprünglich“ gegebenen Gruppe einfach vorhanden, wird sie nun zunehmend zur individuellen Leistung. Das Individuum erfuhr einen deutlichen Autonomiegewinn, war aber auch zugleich größeren Anstrengungen unterworfen (vgl. Kippele 1998).

Entscheidenden Hintergrund dieser Individualisierung im Kontext gesellschaftlicher Transformationen bildete dabei, wie bereits in Kapitel 1 dargelegt, die funktionale Ausdifferenzierung der Gesellschaft. Erst mit der zunehmend formal-rational organisierten Inklusion der Gesellschaftsmitglieder in sich differenzierende Systeme und Teilsysteme, wie es sich in den letzten 150 Jahren darstellt, wurde der Raum für die Individualisierung, wurde die Lebenswelt „freigegeben“.

Wenngleich damit die Individualisierung ein schon länger andauernder Prozess ist, erfuhr seine Diskussion angesichts erneuter gesellschaftlicher Transformationen in den Jahrzehnten nach der Gründung der BRD seit den 80er Jahren eine Renaissance. Individualisierung avancierte zu einem zentralen Begriff der Gegenwartssoziologie. Doch nicht nur hier, auch im medialen Diskurs oder den politischen Diskussionen hat der Begriff Hochkonjunktur, mal positiv besetzt, mal Schlüsselbegriff für den Verfall der

1 Dieser Aspekt des Individualisierungsprozesses wurde in Kapitel 2 – „Urbanität in der Diskussion“ ausführlicher dargestellt.

2 Kippele differenziert hier zwischen familialer, sozialer, ökonomischer, geographischer, moralischer und kultureller Emanzipation (vgl. Kippele 1998, S. 206f.).

bundesrepublikanischen Gesellschaft. Bezugs- und Ausgangspunkt dieser breit geführten Diskussion ist dabei immer der Soziologe Ulrich Beck. Mit seinem Aufsatz „Jenseits von Stand und Klasse“ (1984) und seinem nachfolgenden Buch „Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne“ (1986) brachte er die differenten gesellschaftlichen Transformationsprozesse, die sich vor allem seit den 60er Jahren abgezeichnet hatten, auf einen gemeinsamen Nenner und bot einen theoretischen Rahmen für die sehr unterschiedlichen Prozesse an. Er entwarf, wie Sighard Neckel es beschreibt, „mit heftigem Strich und kräftigen Farben das Bild der Gesellschaft ganz neu. (...) Zwar hatten vorher schon andere begonnen, die alten Schinken zu übermalen, niemand aber lockte derartig viele Betrachter in sein Atelier wie eben Ulrich Beck.“ (Neckel 1993, S. 70)

Wenngleich Ulrich Becks Arbeiten häufig ihr fehlender theoretischer Unterbau vorgeworfen werden und über seine Thesen immer wieder heftig gestritten wird, hat er mit diesen Arbeiten doch einen entscheidenden Ansatz für die gegenwärtige soziologische Diskussion geliefert. Daher soll im folgenden nun in einem ersten Schritt das Individualisierungstheorem nach Ulrich Beck skizziert werden³.

Beck konstatiert in seinem Buch „Risikogesellschaft“ – und dies ist eine seiner Hauptthesen – eine grundlegende gesellschaftliche Transformation innerhalb der Moderne, in deren

„Verlauf die Menschen aus den Sozialformen der industriellen Gesellschaft – Klasse, Schicht, Familie, Geschichtslagen von Männern und Frauen – freigesetzt werden, ähnlich wie sie im Laufe der Reformationen aus der weltlichen Herrschaft der Kirche in die Gesellschaft ‚entlassen‘ werden.“ (Beck 1986, S. 115)

Es habe sich ein weiterer enormer Individualisierungsschub in den westlichen Industrienationen vollzogen, der spätestens seit den fünfziger Jahren eingesetzt hat und die Sozialstruktur der Bundesrepublik nachhaltig veränderte. Es habe sich eine erneute Freisetzung der Individuen vollzogen, eine Herauslösung eben aus den Sozialformen der fortgeschrittenen Moderne vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Prozesse, die zu einer Nivellierung sozialer Ungleichheit geführt hatten. Zwar weise die Struktur sozialer Ungleichheit eine hohe Stabilität auf, doch haben sich bis in die 80er Jahre hinein Ungleichheitsfragen sozial entschärft, da es zu einem gesamtgesellschaftlichen „Fahr-

3 Dabei werden hauptsächlich die Aspekte behandelt werden, die für die vorliegende Arbeit von Bedeutung sind. Dies bedeutet, dass ich mich auf den Bereich der Enttraditionalisierung sowie die Individualisierung der Lebenslagen und Lebensläufe beziehen werde. Die Bereiche der Risikogesellschaft und Risikoproduktion werden hier nicht weiter berücksichtigt werden.

stuhleffekt“ gekommen sei, mit dem die gesamte Klassengesellschaft eine Etage nach oben gefahren sei⁴. Beck führt dies vor allem anhand von drei sozialstrukturellen Entwicklungen der Bundesrepublik der Nachkriegszeit aus:

Erstens kam es zu einer Anhebung des Lebensstandards, in deren Zuge nicht zuletzt symbolische Konsumgüter wie beispielsweise Fernseher oder Autos für breite Kreise der Bevölkerung zugänglich wurden. Eine massive Steigerung der Haushaltseinkommen eröffnete Konsumchancen und ermöglichte auch Arbeiterhaushalten einen Lebensstandard, der bis dahin Privileg der höheren Angestellten war – inklusive Urlaubs- und Erholungsreise⁵. Selbst das Wohneigentum wurde für viele erschwinglich. Diese erhöhten Konsummöglichkeiten waren zugleich in einen anderen Rahmen gestellt, denn zeitgleich zu dieser erhöhten materiellen Ausstattung vollzog sich ein zeitlicher „Umbruch im Verhältnis von Arbeit und Leben“ (Beck 1986, S. 124). Die Arbeitszeit wurde reduziert, die durchschnittliche Lebenserwartung stieg deutlich an.

Die *zweite* wichtige Entwicklung war die gestiegene Mobilität der Gesellschaftsmitglieder, vor allem die gestiegene soziale Mobilität durch den Ausbau der Dienstleistungsgesellschaft. Von dem hiermit einhergehenden Wandel in der Berufsstruktur profitierten vorrangig die Kinder der Arbeiterfamilien. Aber auch die Frauenerwerbstätigkeit erfährt seit den 50er Jahren einen deutlichen Anstieg – der Anteil der „mithelfenden Ehefrauen“ sinkt und spiegelbildlich steigt der Anteil der selbstständig arbeitenden Frauen an.

Die *dritte* und letzte Entwicklung, welche die bundesrepublikanische Gesellschaft transformierte, ist nach Beck der Bildungsboom der 60er Jahre, im Zuge dessen die qualifizierenden Schulen und Ausbildungswege sich für weitere Teile der Bevölkerung öffneten, denen ihr Platz bis dahin eher alternativlos zugewiesen wurde. Auch von dieser Entwicklung profitierten in starkem Maße die Frauen.

4 Hierbei ist zu berücksichtigen, zu welchem Zeitpunkt die „Risikogesellschaft“ geschrieben wurde – gegenwärtig erleben wir eher eine erneute Verschärfung sozialer Ungleichheit in der Bundesrepublik.

5 In Zahlen gesprochen: Die jährlichen Pro-Kopf-Ausgaben für den privaten Verbrauch haben sich zwischen 1960 und 1990 versiebenfacht. Inflationsbereinigt beträgt der Zuwachs 139%. Zugleich haben die Haushalte nicht nur mehr ausgegeben, sondern das Geld auch anders verwendet. Der Anteil für Nahrungs- und Genussmittel sank, der Anteil des frei verfügbaren Einkommens stieg drastisch an (vgl. Rerrich/ Wex 1993, S. 53f.).

Mit diesen hier skizzierten Entwicklungen kam die gesamte Gesellschaft in eine Bewegung bislang ungeahnten Ausmaßes und Beck kommt zu der Einschätzung, dass wir

„trotz fortbestehender und neu entstehender Ungleichheiten heute in der Bundesrepublik bereits in Verhältnissen jenseits der Klassengesellschaft (leben), in denen das Bild der Klassengesellschaft nur noch mangels einer besseren Alternative am Leben erhalten wird.“ (Beck 1986, S. 121)

Während sich bis dahin die soziale Lage der Individuen aus ihrer Zugehörigkeit zu Klassen, Schichten und Ständen ergab, werden die Einzelnen nun also aus diesen historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen herausgelöst. Doch nicht nur das, die Freisetzung der Individuen betrifft nicht nur die oben genannten Dimensionen, sondern weitet sich aus auf die traditionellen Bindungen schlechthin. Die Erosionsprozesse erfassen „das soziale Binnengefüge der Industriegesellschaft – soziale Klassen, Familienformen, Geschlechtslagen, Ehe, Elternschaft, Beruf – und die in sie eingelassenen Basisselbstverständlichkeiten.“ (Beck 1986, S. 115) Am Beispiel der Veränderung der Familien- und Geschlechterstrukturen ist dies von Ulrich Beck, insbesondere aber auch von Elisabeth Beck-Gernsheim eindringlich durchbuchstabiert worden⁶: Da vor allem die von vorangegangenen Individualisierungsprozessen weitgehend ausgeschlossenen Frauen von diesem neuerlichen Schub profitieren – in Hinblick auf Bildung und Berufstätigkeit sowie die damit verbundenen Bewusstwerdungsprozesse und Änderungen der Machtkonstellationen – gerät die Institution Familie ins Wanken. Der Anstieg der Scheidungsraten gerade im städtischen Raum, der deutliche Zuwachs von allein erziehenden Eltern⁷, von so genannten Patchwork-Familien oder auch nichtehelichen Lebensgemeinschaften, ebenso die steigende Zahl von Menschen, die sich gegen ein Leben mit Kindern entscheiden, machen diese Bewegung empirisch sichtbar – ebenso wie die Reaktionen der Politik, die rechtlich verankerte Erweiterung des Familienbegriffs und ihre Implikationen⁸.

6 Vergleiche hierzu auch Beck/ Beck-Gernsheim (1989); Beck-Gernsheim (1994); Beck-Gernsheim (1997).

7 Der allgemein benutzte Begriff der allein erziehenden Eltern verschleiert, dass es sich dabei zumeist um allein erziehende Mütter handelt. Väter, welche die alleinige Erziehungsverantwortung übernehmen, sind nur sehr selten zu finden.

8 Dabei reagiert die Politik nur sehr schwerfällig auf die empirisch sichtbare Wandlung der Familie. Nur sehr zögernd wird der Familienbegriff ausgeweitet und die längst überfällige Gleichstellung beispielsweise unverheirateter oder homosexueller Lebensgemeinschaften gegenüber der bürgerlichen Kleinfamilie kommt nur sehr langsam auf den Weg.

Diese Herauslösung des Individuums aus sozialen Klassen und Schichten einerseits und traditionellen Bindungen andererseits impliziert für Beck zunächst eine Befreiung des Einzelnen, dem auf diesem Wege Freiräume zur autonomen Lebensgestaltung entstanden sind. Denn die Elemente und Aspekte der Lebensgestaltung, die prinzipiell entscheidbar werden, wachsen an, während diejenigen schwinden, die nicht entscheidbar sind.

Das Individuum wird damit zum „Akteur, Konstrukteur, Jongleur und Inszenator seiner Biographie, seiner Identität, seiner sozialen Netzwerke, Bindungen, Überzeugungen“ (Beck 1993, S. 151)⁹. Der Prozess der Enttraditionalisierung bedeutet für Beck dabei nicht, dass Traditionen bedeutungslos werden oder sich auflösen. Sie verlieren jedoch ihre unhinterfragte Selbstverständlichkeit und müssen gewählt, oft sogar erfunden werden¹⁰. Traditionen werden in starkem Maße zur Konstruktionsleistung des Einzelnen, der sich aktiv für oder gegen sie entscheiden muss und dies immer wieder neu und nicht auf Dauer. Traditionelle oder eben nicht traditionelle Lebensentwürfe müssen gewählt, gegen andere Möglichkeiten verteidigt und gerechtfertigt werden.

Hierin liegt zugleich die Kehrseite der neuen Freiräume, der Einzelne kann sich nun entscheiden, vor allem aber muss er sich entscheiden. Die Freisetzung der Individuen impliziert zugleich ihre Einbindung in neue Zwänge:

„Nicht welche Wege man einschlägt, welche Entscheidungen man trifft, welche Verpflichtungen man eingeht, sondern dass man seinen Weg geht, dass man Entscheidungen trifft, dass man Verpflichtungen eingeht ist der neue Zwang, der sich für Beck in der individualisierten Gesellschaft herausbildet.“ (Schroer 2000, S. 415)

Das Scheitern wird dabei dem Einzelnen selbst zugerechnet. „Scheitern wird zum persönlichen Scheitern“ (Beck 1995, S. 11), es wird nicht mehr als kollektive Erfahrung, beispielsweise als Klassenerfahrung, aufgefangen. So wird die Arbeitslosigkeit des Einzelnen – trotz gesellschaftlicher Massenarbeitslosigkeit – zum Beleg für das Scheitern des Betroffenen und zugleich als individuelles Risiko auf den Einzelnen abgewälzt.

9 Ronald Hitzler bemerkt hierzu eher skeptisch: „Das heißt wir gehen davon aus, dass die Menschen heutzutage typischerweise für ihr alltägliches Dasein selbst zuständig, dass sie aber gleichwohl nicht etwa Konstrukteure ihres Lebens sind, dass sie dabei nicht z.B. wie Ingenieure vorgehen, welche systematisch technische Probleme lösen. Wir haben eher den Eindruck, dass sie sich wie Heimwerker oder Hobby-Bastler betätigen. Sie montieren aus dem, was ihnen gerade so zur Verfügung steht bzw. sich ohne allzu hohe ‚Kosten‘ besorgen lässt, ‚irgendwie‘ das zusammen, was ihnen je nötig erscheint. Manche Menschen zeigen hierbei großes Geschick, andere hingegen pfuschen ihr Lebtag lang an ihrem Leben herum.“ (Hitzler 1997, S. 57)

10 Beck spricht hier von der „Erfindung von Traditionen. Die Idylle – Omas Apfelkuchen, Vergissmeinnicht und Kommunitarismus – hat Hochkonjunktur.“ (Beck 1995, S. 13)

Gesellschaftliche Krisen werden ihrer Gesellschaftlichkeit entledigt und als individuelle wahrgenommen.

Gleichzeitig ist dieser Zwang das „eigene Leben“ zu führen eingebettet in die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen – Bedingungen einer funktional differenzierten Gesellschaft, die den Einzelnen beständig und dabei jeweils nur noch in Teilaspekten einbindet. Mann oder Frau ist ArbeitnehmerIn und SteuerzahlerIn, KonsumentIn, Mutter, Vater, Tochter, Sohn, SchülerIn, PatientIn, KlientIn oder PassagierIn. Damit verläuft die biographische Arbeit des Einzelnen unter den Bedingungen eines ständigen Wechsels zwischen unterschiedlichen und zum Teil sogar widersprüchlichen Verhaltenslogiken. Die Rahmenbedingungen entziehen sich dabei weitgehend dem Einfluss des Individuums:

„Das eigene Leben hängt z.B. ab von Kindergartenöffnungszeiten, Verkehrsanbindungen, Stauzeiten, örtlichen Einkaufsmöglichkeiten usw., von den Vorgaben der großen Institutionen: Ausbildung, Arbeitsmarkt, Arbeitsrecht, Sozialstaat; von den Krisen der Wirtschaft, der Zerstörung der Natur einmal abgesehen.“ (Beck 1995, S. 12)

Diese Einflussmöglichkeiten auf die Rahmenbedingungen des eigenen Handelns vermindern sich dabei in vielerlei Hinsicht, je mehr die Welt sich als globale Vernetzung konstituiert.

Es kann festgehalten werden, dass Beck die Individualisierung durchaus als einen ambivalenten Prozess wahrnimmt, einen Prozess zwischen Freisetzung und neuen Zwängen, zwischen Gewinn durch erweiterte Freiräume und dem Verlust sicherheitspendender Traditionen und Institutionen. Dabei differenziert Beck zwischen drei, dem Individualisierungsprozess inhärenten Dimensionen.

Hier ist zunächst die *Freisetzungsdimension* zu nennen, als welche die Herauslösung aus den historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen benannt wird¹¹.

Doch Individualisierung ist für Beck nicht nur ein Prozess der Befreiung der Individuen, sondern immer auch ein ambivalenter Prozess. Denn der Preis für die Freisetzung der Individuen und die damit verbundene Chance auf ein „Stück eigenes Leben“ (Beck-Gernsheim) ist der Verlust traditionaler Sicherheiten und Selbstverständlichkeiten der Lebensführung, welche die vergangenen Sozialbeziehungen eben auch gespendet haben. Dieser Verlust wird von Beck als *Entzauberungsdimension* bezeichnet.

11 Vergleiche hierzu und den folgenden Dimensionen auch die Ausführungen von Schroer 2000, S. 397ff.

Und Beck konstatiert eine dritte, die *Reintegrationsdimension*. Denn mit der Freisetzung fallen die Individuen nicht unbedingt in eine dauerhafte Vereinzelung. Vielmehr werden gesellschaftliche Suchbewegungen sichtbar, die zur Entstehung neuer Formen der sozialen Einbindung führen.

Damit ist die Individualisierung im Beckschen Verständnis nicht mit „Emanzipation“ oder „Individuierung“ schlechthin gleichzusetzen. Vielmehr versteht er ihn als einen widersprüchlichen und vielschichtigen Prozess, in welchem der Gestaltungsspielraum für das eigene Leben mit Tendenzen der Standardisierung und Institutionalisierung von Lebenslagen einhergeht. Am Ende des Individualisierungsprozesses steht ein neuer Vergesellschaftungsmodus, in dem der Einzelne „zur lebensweltlichen Produktionseinheit des Sozialen“ (Beck 1986, S. 119) wird (vgl. Eickelpasch 1998).

Auf der Basis der oben diskutierten Individualisierungsprozesse und der damit verbundenen Freisetzung des Individuums aus traditionellen Bindungen und Orientierungen wurde vor allem in den letzten Jahrzehnten eine Pluralisierung von Lebensformen und -orientierungen, von Mustern der Lebensgestaltung in bislang nie da gewesem Ausmaß sichtbar. Wie gezeigt wurde, hat das Individuum in einem ambivalenten Prozess an Entscheidungsspielraum gewonnen und zugleich gemeinschaftliche und lebenslaufbezogene Verlässlichkeiten verloren.

Anders als zuvor muss das Leben in die eigene Hand genommen werden und Entscheidungen stehen in Hinblick auf den gesamten Lebensverlauf an. Die Tragfähigkeit von verbindlichen und eindeutigen Mustern ist zerfallen, vielmehr stehen zunehmend unverbindlichere Möglichkeiten von Lebens- und Handlungskonzepten zur Wahl.

So ist beispielsweise die Frage der Berufswahl und -ausübung in deutlich anderer Weise bedeutsam geworden¹². Das Individuum muss nicht nur die Entscheidung treffen, welchen Beruf es ausüben will, diese Entscheidung hat zudem noch an Bedeutung gewonnen, insofern Berufstätigkeit zunehmend unter den Blickwinkel von Selbstfindung und Sinngebung gerät. Und die Entscheidungsnotwendigkeit setzt sich fort: Mit zunehmender Auflösung von Normalarbeitsverhältnissen kann sich die Frage immer wieder neu

12 Zu den spezifischen Auswirkungen der Individualisierungsprozesse auf Jugendliche vergleiche z.B. Brater 1997. Und Rosenmayr und Kolland formulieren in ihrer Untersuchung über Singles: „Bei den jungen Alleinlebenden (19 bis 29 Jahre) bedeutet Individualisierung den mehr oder minder bewussten Schritt aus (traditionellen) Abhängigkeiten heraus. Nicht die Eltern befinden über den ‚richtigen‘ Lebenspartner, den ‚richtigen‘ Beruf, die ‚richtige‘ Kleidung, sondern die Jungen selbst.“ (Rosenmayr/ Kolland 1997, S. 266)

stellen (vgl. Voss 1993). So formulieren Johannes Goebel und Christoph Clermont:

„In der zerfallenden Industriegesellschaft kann sich niemand mehr der wohligen Geborgenheit eines lebenslangen Arbeitsverhältnisses sicher sein. Von den Brüchen und Sprüngen gegenwärtiger und künftiger Erwerbsbiographien bleibt jedoch auch die Bedeutung der Ausbildung nicht verschont.“ (Goebel/ Clermont 1997, S. 166)

Dieses Themenfeld Berufstätigkeit muss darüber hinaus von Frauen (und sukzessive wachsend auch Männern) mit der Frage der Elternschaft abgewogen werden. Will ich wegen der Kinder meine Berufstätigkeit aussetzen? Wie lassen sich Familie und Beruf verbinden? Die Frage der Mutterschaft ist in den letzten Jahrzehnten immer mehr zu einer aktiven Entscheidung geworden, ebenso die Entscheidung um die Bedingungen, unter denen diese stattfindet¹³, ob in der klassischen Ehe mit einer „traditionellen“, geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, in einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung oder aber alleine und dies sind nur drei mögliche Formen der Elternschaft.

Auch die Ausgestaltung von Liebesbeziehungen und Partnerschaften ist in Bewegung geraten, ihre Formen haben sich vervielfältigt (vgl. Beck-Gernsheim 1994; Beck-Gernsheim 1997; Kaufmann 1997) und die staatlich oder auch kirchlich sanktionierte Lebensgemeinschaft hat einen deutlichen Bedeutungsverlust erfahren. So weisen Nicole Schneider und Annette Spellerberg darauf hin, dass die Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften zwischen 1985 und 1995 von 700.000 auf 1,3 Millionen (in Westdeutschland) angestiegen ist (vgl. Schneider/ Spellerberg 1999, S. 25). Damit verbunden ist eine Beziehung nicht mehr selbstverständlich bindend, bis dass der Tod sie scheidet – der Begriff des „Lebensabschnittsgefährten“ bringt dies zum Ausdruck. Das beinhaltet für den Einzelnen, sich immer wieder entscheiden zu können und auch zu müssen, ebenso

13 Dies ist nicht gleichzusetzen mit einem Raum völlig freier Entscheidungen. Insbesondere die strukturellen Bedingungen (wie beispielsweise Unterbringungsmöglichkeiten für Kinder, Einkommensgefälle zwischen Männern und Frauen), aber auch die Hartnäckigkeit der Geschlechterstrukturen begrenzen die Entscheidungen. Doch ist beispielsweise die wachsende Zahl allein erziehender Mütter auch vor dem Hintergrund der gestiegenen Erwartungen an eine partnerschaftliche Elternschaft zu deuten. Wengleich in Bezug auf elterschaftliche Rollenverteilung einiges in Bewegung gekommen ist, so konstatieren doch Rotraud Oberndorfer und Harald Rost: „Fasst man die Forschungsergebnisse zum Übergang zur Elternschaft zusammen, zeigt sich einheitlich, dass meist die Frauen bei Problemen mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf ‚den Kürzeren ziehen‘ und die Erwerbstätigkeit zugunsten der Familie zeitweilig aufgeben. Eine wesentliche Ursache liegt darin, dass immer noch häufiger der Mann mehr zum Familieneinkommen beiträgt als die Frau und somit diese strukturellen Bedingungen in ganz erheblichem Maße zu einer traditionellen Rollenteilung beitragen.“ (Oberndorfer/ Rost 2002, S. 15) Vergleiche hierzu auch kritisch Sauer-Burghard 2003.

wie die Suche nach einer PartnerIn kein einmaliger Prozess ist¹⁴. Auch die Wege, eine Partnerschaft zu leben, sind verzweigter geworden – in einer gemeinsamen oder in getrennten Wohnungen, in der gleichen Stadt oder an verschiedenen Orten, als ständige oder als Wochenendbeziehung etc.; zugleich nehmen diese Beziehungsformen an Bedeutung zu (vgl. Schneider/ Limmer/ Ruckdeschel 2001).

Sukzessive öffnete sich der Raum, der noch fünfzig Jahre zuvor durch enge moralische Grenzen verschlossen war: unverheiratete Frauen sind keine „Fräuleins“ oder „alten Jungfern“ mehr, ledige Mütter keine „gefallenen Mädchen“ und unverheiratete Paare finden problemlos eine Wohnung – insbesondere wenn beide berufstätig und verdienend sind. Wohngemeinschaften sind ein normaler Bestandteil möglicher Wohnformen geworden und stehen schon lange nicht mehr unter dem Verdacht, eine „Kommune“ zu sein, die vorrangig durch eine ausschweifende und uneindeutige Sexualität gekennzeichnet ist¹⁵. Ein weiteres deutliches Kennzeichen ist der sich ändernde gesellschaftliche Umgang mit Homosexualität, der von einer wachsenden Liberalisierung geprägt ist. Die langsame Öffnung des Familienbegriffes, die rechtliche Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften, aber auch die mediale Präsenz von Lesben und Schwulen¹⁶ machen diese Veränderung deutlich.

Doch nicht nur die gravierenden Entscheidungen wie Berufswahl, Partner- und Elternschaft, sondern ebenso die lebensweltlichen Zuordnungen und Orientierungen, ihre Werthaltungen, Deutungsmuster und Sinnwelten sind zu einem Raum geworden, in dem sich das Individuum täglich neu positionieren muss. Indem sich die Bindungskraft traditioneller Großgruppen und Orientierungen auflöste, ist es zur wachsenden Aufgabe

14 Die zahlreichen Kontaktanzeigen in Zeitungen, die in den Städten alltäglich gewordenen Singleparties oder aber die hohe Frequentierung virtueller Kontaktmöglichkeiten (Chat) bringen diese Suche zum Ausdruck. So wirbt die Internet-Kontaktbörse „Friendscout24“ mit einer NutzerInnenzahl von 1,4 Millionen Menschen.

15 Hier muss allerdings hinzugefügt werden, dass sich auch „intern“ die Erwartungen an eine Wohngemeinschaft zwischenzeitlich deutlich geändert haben und Ansätze, die der Kommune-Bewegung der 68er-Generation zu eigen waren, Seltenheitswert besitzen. Inzwischen finden sich sehr differente Formen kollektiven Wohnens und Arbeitens, zunehmend auch für alte Menschen. Ein Beispiel hierfür bildet der Bremer Beginenhof, ein Wohnprojekt für Frauen, das auf einem großen Gelände versucht individuelle und kollektive Bedürfnisse zu verbinden, einschließlich einer ökonomischen und Dienstleistungsinfrastruktur (vgl. Riemer-Noltenius 2003).

16 So sind in der wöchentlichen ARD-Serie „Die Lindenstraße“ ein schwules und ein lesbisches Pärchen handlungstragender Bestandteil. Die Homosexualität der Tatort-Kommissarin Ulrike Folkerts ist ebenso öffentlich bekannt wie die von Patrick Lindner, der medial vor allem als Moderator von Volksmusik- und Muttertagsshows vertreten ist.

des Individuums geworden, sich hier gesellschaftlich zu verorten, sozialen Zusammenhalt und Einbindung zu realisieren. Die Vervielfältigung von „Szenen“ (vgl. Hitzler/Bucher/Niederbacher 2001), von Lebensstilgruppen und Milieus im urbanen Raum sind sinnfälliges Zeichen dieser gesellschaftlichen Umbrüche. So zeigt sich gerade im urbanen Raum die Vielfalt dieser Zuordnungen in dem Nebeneinander von Karnevalsvereinen und esoterischen Gruppen, von Jugendszenen unterschiedlichster Ausrichtung, migrantischen Gruppen und Vereinen, religiösen Vereinigungen, Schwulen- und Lesbenszenen etc., diese Auflistung ließe sich endlos fortsetzen. Viele dieser Szenen und Orientierungen sind dabei zugleich Räume der Alltagspolitik, Ausdruck von Wertorientierungen und Überzeugungen.

Mit Ulrich Beck wurde ein Vertreter der neuen Individualisierungsdiskussion vorgestellt, der diesen Diskurs maßgeblich angestoßen hat. Ich habe mich hier zunächst auf seinen Ansatz konzentriert, wenngleich diese Diskussion weit, detailreich und von zahlreichen SoziologInnen geführt und weiterentwickelt wurde und wird. Als ein Problem dieser Diskussion ist dabei sicher festzuhalten, dass sie nicht auf ein geschlossenes Theoriegebäude zurückgreifen kann und zahlreiche Interpretationen dieses Ansatzes vorliegen, in denen die Begrifflichkeit oft unterschiedlich und auch ungenau benutzt wird¹⁷. Doch überwiegen meines Erachtens nichtsdestotrotz die produktiven Folgen dieser vielfältigen Ansätze, welche die deutsche Soziologie deutlich angeregt haben und im Gegensatz zu den konventionellen sozialwissenschaftlichen Kategorien den Blick auf die offensichtlichen und gleichwohl schleichenden gesellschaftlichen Veränderungen lenkten, die weiterhin soziologische Erklärungen und Interpretationen benötigten.

Im folgenden möchte ich drei Aspekte der Diskussion um Individualisierung und Pluralisierung vertiefend bearbeiten, die für den vorliegenden Kontext von besonderer Bedeutung sind: *Zum einen* werde ich mich mit dem Zusammenhang von Individualisierung und (Des-)Integration beschäftigen, *zum Zweiten* mit dem Verhältnis von Individualisierung und gesellschaftlicher Ungleichheit, und *zum Dritten* mit dem Verhältnis von Individualisierung und Pluralisierung einerseits und Multikulturalismus andererseits.

17 Exemplarisch sei hier auf Flavia Kippele verwiesen, die das vorhandene „Individualisierungs-labyrinth“ bemängelt: „So wird beispielsweise ‚Individualisierung‘ häufig gleichgesetzt mit ‚Individualismus‘, ‚Individuation‘, ‚persönlicher Autonomie‘ oder gar mit ‚Modernisierung‘ oder ‚Demokratisierung‘. Durch diesen unreflektierten Gebrauch des Begriffes verliert ‚Individualisierung‘ an Konturen und kann überall beliebig eingesetzt werden, was in den ‚Bindestrich-Soziologien‘ besonders deutlich zum Ausdruck kommt.“ (Kippele 1998, S. 13)

3.2. Individualisierung und gesellschaftliche (Des-)Integration

In der Kritik, vor allem aus dem konservativen Lager, wird Individualisierung weitgehend mit steigendem Egoismus, Hedonismus und Narzissmus gleichgesetzt. Die Erosion der traditionellen Bindungen führe zu vereinzelt, haltlosen Individuen, insbesondere, da solidaritätsstiftende Zusammenhänge im Zuge der Individualisierung zerstört würden. Dabei wird nicht selten die Pluralisierung von Werten und Normen, welche die Individuen nötigt, sich selbst in deutlich höherem Maße zur Entscheidungsinstanz zu machen, einem Verfall der Werte parallel gesetzt. Übrig bleibe – so die Argumentation – ein Individuum, das sich nur an den eigenen Nutzenkalkülen orientiere. Die „Probleme moderner Gesellschaften“ wie Jugendkriminalität, Drogensucht, Rechtsradikalismus, aber auch die schwindenden Mitgliedszahlen der alten kirchlichen und politischen Organisationen werden aus dieser Position vorschnell und vereinfachend eben diesen Veränderungen zugeschrieben. So produziert bzw. befördert auch für den Bielefelder Gewaltforscher Wilhelm Heitmeyer die Individualisierung Desintegrationsprozesse, die wiederum zu anomischen Zuständen führen. Dabei stellt er folgende Formel auf:

„Je mehr Freiheit, desto weniger Gleichheit; – je weniger Gleichheit, desto mehr Konkurrenz; – je mehr Konkurrenz, desto weniger Solidarität; – je weniger Solidarität, desto mehr Vereinzelung; – je mehr Vereinzelung, desto weniger soziale Einbindung; – je weniger soziale Einbindung, desto mehr rücksichtslose Durchsetzung.“ (Heitmeyer 1994, S.46)

Auch die in der BRD stark rezipierten amerikanischen Kommunitaristen (wie Robert Bellah oder Amitai Etzioni) geißeln die Individualisierung. Für sie stellt sie vor allem eine Freisetzung und Atomisierung dar. Sie stellen dieser Entwicklung eine „starke Wertegemeinschaft“ gegenüber, die den Individuen als Orientierung dienen soll und zugleich den gesellschaftlichen Zusammenhalt sichert. Denn dieser könne, so die Annahme, nur dann dauerhaft gewährleistet werden, wenn die Einzelnen in die Wertegemeinschaft eingebunden werden (vgl. Neubert/ Roth/ Yildiz 2002, S. 11)¹⁸.

18 Dieser Position wird von liberaler Seite entgegengehalten, dass postmoderne, demokratische Gesellschaften eben nicht durch gemeinsam geteilte Werte, sondern vielmehr durch die diskursive Bearbeitung ihrer Divergenzen und Konflikte zusammengehalten werden. So schreibt beispielsweise Helmut Dubiel: „Als demokratische erhält sich unsere Gesellschaft eben nicht dadurch, dass alle konfligierenden Gruppen ihre Interessen einem imaginären Wertekonsensus opfern. Vielmehr bildet sie das sie zusammenhaltende werthafte Band erst im Prozess solcher

Diese Sichtweise fand gerade auch auf konservativer Seite deutliche Zustimmung. So fordert beispielsweise Wolfgang Schäuble eine Reaktivierung von Gemeinsinn und Bürgertugenden und verortet deren Vermittlung – unter Bezugnahme auf die kommunitaristische Diskussion – vor allem in der Familie (vgl. Schäuble 1996).

Denn insbesondere die Auflösung der bürgerlichen Kleinfamilie und die damit verbundene Vervielfältigung der Familienformen wird aus einer konservativen Position heraus als Inbegriff eines um sich greifenden Werteverfalls der Gesellschaft beschrieben¹⁹ und es wird die „Sinnkrise der Gesellschaft“ konstatiert. Kritisch nahmen Johannes Goebel und Christoph Clermont 1997 Bezug auf die kommunitaristische Debatte in den USA, aber auch in der Bundesrepublik Deutschland:

„Family Values, Familienwerte, werden gerne als Grundlagen einer sozialeren und gerechteren Ordnung beschworen. Ist die Familie intakt, so sind es auch Staat und Gesellschaft. Hohe Scheidungsraten, wilde Ehen, der ganze unübersichtliche Wirrwarr postfamiliärer Beziehungs- und Erziehungskonstrukte sind dem Anhänger von Family Values natürlich ein Greuel. Das Ende der Kleinfamilie wird nicht nur als Symptom, sondern als Ursache einer allgemeinen sozialen Katastrophe gewertet.“ (Goebel/ Clermont 1997, S. 22)

Die Beschwörung der ehemals intakten Welten, in denen es noch eine funktionierende Familie und Nachbarschaft sowie die selbstverständliche Einbindung des Individuums in soziale Ordnungen gab, ist dabei häufig geprägt durch einen Blick, der bereits im Kontext der städtischen Verfallssemantik herausgearbeitet wurde. Übergangen wird dabei *einerseits* die Frage, ob diese heile Welt jemals so existiert hat, wie auch *andererseits*, ob sie – sofern sie existierte – wünschenswert wäre. So ist beispielsweise die Erosion der traditionellen Familienstrukturen mit einer Demokratisierung der Familie und einem bedeutsamen Freiheitsgewinn gerade für die Frauen einhergegangen. Hier zeigt sich *einerseits*, dass das Bild einer vergangenen heilen Welt doch sehr fragwürdig ist, *andererseits*, dass dieser Gewinn eine Umkehrung des Prozesses nur wenig erstrebenswert macht. Ebenso stellt sich die Frage, um es an einem weiteren Beispiel zu verdeutlichen, ob es wünschenswert ist, „die engmaschige soziale Kontrolle durch die

Konfrontationen aus. Wenn die Rede von einer kollektiven Identität demokratischer Gesellschaften überhaupt sinnvoll sein soll, dann ist der in zivilen Formen ausgetragene Konflikt das Medium, in dem sich diese Identität, dieses Bewusstsein eines gemeinsamen geteilten politischen Raumes herausbildet.“ (Dubiel 1995, S. 39) Vergleiche hierzu auch Neubert/ Roth/ Yildiz 2002.

19 Vergleiche hierzu exemplarisch den Artikel von Rüdiger Peuckert (1997) zur „Destabilisierung der Familie“.

Nachbarschaft wieder aufleben zu lassen, mit allen Bespitzelungen und dem unvermeidlichen Konformitätsdruck.“ (Beck/ Sopp, S. 10)

Kritisch zu betrachten ist ebenfalls die Diagnose, dass die negativen Auswirkungen, die konstatiert werden, als direkte Folge der Individualisierung zu beschreiben sind. Mit Recht wendet Ronald Hitzler ein, dass ein Teil der „Sinnkrise“ vielmehr als eine Rückwirkung zu verstehen sei – eine Rückwirkung der fehlenden Anpassung der zentralen gesellschaftlichen Organisationen und Institutionen auf die veränderten Interessen der handelnden Individuen (vgl. Hitzler 1997, S. 50)²⁰. So zeigt sich beispielsweise an dem Mitgliederschwund der Kirchen weniger, dass die Menschen areligiöser wurden, sondern vielmehr, dass sie ihre religiösen Orientierungen zunehmend außerhalb der großen Institutionen leben – insbesondere wenn man darauf schaut, wie unbeweglich die religiösen Institutionen gegenüber den gesellschaftlichen Transformationen sind²¹. Die Bedeutung der großen Institutionen schwindet, so auch der großen Kirchen; Religiosität und Glauben haben sich individualisiert und die Möglichkeiten, ihn zu leben, hat sich pluralisiert²².

Weiterhin rekurren insbesondere konservative Denker häufig auf die Atomisierung und Vereinzelung der Menschen als Folge der Erosion der traditionellen Einbindungen des Individuums. Dass dies nicht unbedingt Folge der gesellschaftlichen Individualisierungsprozesse sein muss, zeigen beispielsweise die Untersuchungen von Michael Vester, der darauf verweist, dass beispielsweise der soziale Zusammenhalt und die gesellige Aktivität des „modernen jüngeren Milieus“, welches ca. 40% ausmache, ausgesprochen hoch ist (vgl. Vester 1997, S. 105). Und auch ein Blick auf die zahlreichen Vereine und Selbsthilfegruppen oder auch unverbindlicher assoziierte Vereinigungen macht das Bild eines vereinzelt Individuums als gesellschaftliche Zustandsbeschreibung doch zu-

20 Vergleiche hierzu auch die Ergebnisse des Forschungsprojektes „Alltägliche Lebensführung“ (Jurczek/ Rettich 1993).

21 Man beachte hierzu beispielsweise nur die Haltung der katholischen Kirche zu Homosexualität oder nichtehelichen Partnerschaften.

22 So merkt Hitzler in Bezug auf diese Debatte kritisch an: „Institutionenverwalter und Institutionenverteidiger ebenso wie freischaffende Zeit-, Kultur- und Gesellschaftskritiker etikettieren diesen Zustand gern als Sinnkrise. Werturteilsenthaltendere Diagnostiker sprechen lieber (erst einmal) von Meinungs-, Deutungs-, Glaubenspluralismus.“ (Hitzler 1997, S. 50)

mindest fragwürdig²³.

Wendet man den Blick ab von dem Aspekt der Erosion des Bestehenden, so gerät etwas anderes in das Sichtfeld: der Gestaltwandel sozialer Beziehungen, bei dem an die Stelle des Alten vor allem auch neue Formen von Bindungen und Beziehungen getreten sind und weiterhin treten: Wahlverwandtschaften an die Stelle der Blutsverwandtschaften, neue Formen von Liebesbeziehungen, von Familie und politischen Assoziationen²⁴.

Auch in Hinblick auf das politische Handeln der Individuen zeigen sich diese Transformationsprozesse, die Entstehung neuer Strukturen und Formen. Der Mitgliederschwund der klassischen politischen Parteien und Organisationen ist eben nicht nur Ausdruck einer Auflösung, sondern nur die eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite findet sich eine wachsende Zahl politischer Assoziationen wie Bürgerinitiativen zu den unterschiedlichsten Themen oder aber globale Netzwerke wie Attac²⁵ – sowie andere Orte der „Subpolitik“ (Beck). Diese Hinwendung zu anderen Formen und Inhalten der Politik ist gerade in Hinblick auf die jüngere Generation von nicht zu unterschätzender Bedeutung (vgl. Wilkinson 1993; Dettling 1993). Mit einem anderen Fokus weisen auch die empirischen Untersuchungen von Rainer Zoll (1993), der Ablösung der „Arbeitersolidarität“ durch Formen der „Alltagssolidarität“ herausarbeitet, in diese Richtung der Transformation und nicht des Verfalls. Für Johannes Goebel und Christoph Clermont (1997) stehen die Formen der Subpolitik wie auch der Entstehung einer neuen Ethik in direktem Zusammenhang mit der Freisetzung des Individuums. Gerade in ihrem emanzipativen Moment sei das Potential für eine funktionierende Zivilgesellschaft zu suchen.

„Unabhängig vom Willen der einzelnen Person hat die Ausdifferenzierung der Wertewelten ihre Spuren hinterlassen. Genau jene Mechanismen (...) lassen das Modell einer lebenswerten und funktionsfähigen Zivilgesellschaft in greifbare Nähe rücken. Es ist die gleiche Form der Emanzipation von vorgefertigten Wertegebäuden, die sowohl das Modell der Kleinfamilie wie auch das des Fremdenhassers scheitern lässt.“ (Goebel/ Clermont 1997, S. 91f.)

23 So leisten laut einer repräsentativen Erhebung rund ein Drittel aller BewohnerInnen der BRD Freiwilligenarbeit, ein weiteres Drittel nimmt an Vereinsangeboten und -aktivitäten teil. (vgl. Hardt 2001)

24 Aufgrund dieser neu entstehenden und sich entwickelnden Sozialformen konstatiert Ulrich Beck auch (in einer seiner zahlreichen Definitionen des Individualisierungsprozesses) „erstens die Auflösung und zweitens die Ablösung industriegesellschaftlicher Lebensformen durch andere.“ (Beck 1993, S. 150)

25 Vergleiche hierzu auch Ottersbach 2003.

Goebel und Clermont spielen hier auf Aspekte einer neuen Moral an, die aus Selbstbestimmung und Wahlfreiheit entspringt. Diese setzt beim Individuum an und weitet sich auf die Gesellschaft aus, artikuliert sich dabei häufig in oben skizzierter Alltagspolitik. Entgegen des Lamentos über einen generellen Werteverfall richten sie, wie auch andere AutorInnen (z.B. Wilkinson 1997), den Blick auf die Potentiale der Individualisierung. Und zumindest gilt es zu bedenken, dass eine solche Moral weitaus tragfähiger sein kann, als eine, die ihren Ursprung in festgefügtten Wertorientierungen hat, die nicht selten unreflektiert übernommen werden.

Wenngleich die Verfallssemantik also ein sehr einseitiges Bild der gegenwärtigen Gesellschaft malt, gilt es doch zu berücksichtigen, dass die skizzierten Transformationsprozesse durchaus ambivalent sind. Die Freisetzung des Individuums lässt sich sicher nicht gleichsetzen mit seiner automatisch gelungenen Emanzipation, vielmehr kann sie verschiedene Konsequenzen haben: im schlechtesten Fall ist ihr Ergebnis ein vereinzelt, sozial isoliertes und mit seinen Wahlmöglichkeiten überfordertes Individuum, auf der anderen Seite der „Skala“ jedoch ein freigesetztes Individuum, welches an Autonomie gewonnen hat und sich neue, frei gewählte soziale Netze schafft²⁶. Wie das Individuum die Situation löst, ob die Folge Vereinzelung oder neue Bindungen sind, hängt dabei nicht zuletzt von seinen Ressourcen ab, die sich eben auch bestimmen durch seine soziale Lage, sein Geschlecht oder auch der Zugehörigkeit zu gesellschaftlichen Mehr- oder Minderheiten. Je nach sozialer Lage, Geschlecht oder auch biographischer Situation, in Abhängigkeit von materiellen und immateriellen Ressourcen können die Risiken und Chancen, die dem Individualisierungsprozess inhärent sind, sehr unterschiedlich verteilt sein (vgl. Jurczyk/ Rerrich 1993, S. 44).

Atomisierung und Vereinzelung können also sehr wohl Folgen des Individualisierungsprozesses sein. Ebenso sind die neuen „regressiven“ Gemeinschaftsbindungen (z.B. moderne fundamentalistische oder auch rechte Orientierungen und Organisationen, die vormoderne, antiaufklärerische Tugenden wie Heroismus, Kameradschaft und „Männlichkeit“ wiederbeleben) unter dem Blickwinkel aufgeweichter bis aufgelöster traditioneller Bindungen zu verstehen. In diesem Zusammenhang verweist Gregor

26 So formulierte Ulrich Beck in der Riskogesellschaft: „Vorgegebene Nachbarschaft wird so durchbrochen und die entstehenden Sozialbeziehungen und Kontaktnetze müssen nun individuell selegiert, hergestellt und erhalten werden. Dies kann heißen: ‚Nicht-Beziehungen‘, soziale Isolation; aber auch: selbstgewählte und selbstgebaute Netzwerke von Bekanntschafts-, Nachbarschafts- und Freundschaftsbeziehungen.“ (Beck 1986, S. 138)

Matjan (1998) auf eine andere Uneindeutigkeit innerhalb des Individualisierungsprozesses: Individualisierung und Pluralisierung müsse immer auch als „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ verstanden werden. Niemals fände eine dominante gesellschaftliche Verlaufsform alleine statt, vielmehr werde sie von gegenläufigen Prozessen kontrastiert. Darüber hinaus handele es sich bei der Individualisierung um einen Prozess, bei welchem sich differente Entwicklungsniveaus überlagerten. Neue Ebenen kommen hinzu, ohne dass die vorangegangenen „Prozessebenen der Individualisierung“ jedoch verschwinden. Vielmehr müsse gesehen werden, dass sie als „Sedimente und Überhänge in den tieferen Schichten einer Kultur latent erhalten“ blieben und die Wiederbelebung von rückwärts gewandten Arrangements erst ermöglichten (vgl. Matjan 1998, S. 169f.).

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Vertreter dieser konservativen Position in zweifacher Richtung argumentieren. Auf der einen Seite wird das egoistische und haltlose Individuum beschworen, das aller sozialen Einbettung entledigt ist, auf der anderen Seite wird dann die Erosion der traditionellen Bindungen zum Grund für den Verfall des gesellschaftlichen Zusammenhaltes erhoben. Deutlich geworden sein sollte, dass diese Position aus mehrfacher Hinsicht problematisch und oft auch simplifizierend ist. Es hat den Anschein, dass über die Reanimation der alten Sozialstrukturen – Familie, Nachbarschaft und Region – „das entlaufene Individuum gleichsam wieder eingefangen werden (soll)“ (Beck/ Sopp 1997, S. 10).

3.3. Individualisierung und Ungleichheit – Lebensstile, Milieus und Szenen

Eine zweite im Kontext der Individualisierung heftig und kontrovers diskutierte Frage ist die nach der Bedeutung, des Stellenwerts sowie der Reproduktion struktureller Ungleichheit²⁷. Insbesondere Ulrich Beck wird innerhalb dieser Diskussion wiederholt dafür kritisiert, zu einseitig die gestiegene Autonomie des Individuums und die Auflösung der

27 Mit Blick auf die Diskussion stellt Gudrun-Axeli Knapp fest: „Die Thesen von Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim haben in der soziologischen Profession einigen Staub aufgewirbelt, vor allem in der Familien- und der Ungleichheitssoziologie. In der Ungleichheitssoziologie wirkten sie, wie Karin Gottschall feststellt, regelrecht als Katalysator des neuen Differenzierungsparadigmas, das von einem Rückgang der Bedeutung großgruppentypischer Soziallagen ausgeht.“ (Knapp 2002, S. 24)

Klassenstrukturen zu betonen²⁸. Wenngleich er hier häufig uneindeutig ist und sein Blick primär auf der Transformation alter Strukturen ruht, so betont er doch immer wieder auch die hohen Ambivalenzen, die diese Prozesse begleiten. So konstatiert er bereits in der Risikogesellschaft die hohe Stabilität von Ungleichheitsrelationen zwischen den großen gesellschaftlichen Gruppen, während er zugleich die Entschärfung der Fragen sozialer Ungleichheit im Zuge des „Fahrstuhleffektes“ fokussiert. Die Doppeldeutigkeit des von ihm beschriebenen Transformationsprozesses lässt ihn zu dem Begriff der „Klassengesellschaft ohne Klassen“ kommen, wobei er jedoch vor allem die Strukturveränderungen im Blick hat: „Eine Gesellschaft, die nicht mehr in sozial wahrnehmbaren Klassenkategorien handelt, befindet sich auf der Suche nach einer anderen Sozialstruktur.“ (Beck 1986, S. 140)

Als zentrale Folge der Auflösung alter Klassenstrukturen ist dabei jedoch vor allem auch die Individualisierung sozialer Ungleichheit festzuhalten, insofern die soziale Lage des Einzelnen nur noch schwer in ein größeres oder gar organisiertes Kollektiv zu integrieren ist. Damit wird beispielsweise Arbeitslosigkeit, die sich als ein wachsendes gesellschaftliches und damit auch strukturelles Problem erweist, vom Individuum primär subjektiv zugerechnet, also als individuelles Versagen angesichts objektiv zugänglicher Möglichkeiten erlebt und verarbeitet. Dies schlägt sich gesellschaftlich nicht zuletzt auch darin nieder, dass der ehemalige Blick auf „Benachteiligte“ und „sozial Schwache“ abgelöst wurde durch eine „Gewinner-Verlierer-Semantik“, die impliziert, dass die „Verlierer“ zunehmend selbst für ihr Scheitern haftbar gemacht werden (vgl. Neckel 2003).

Insbesondere seit den 90er Jahren hat sich der Blick auf die gesellschaftlichen Ungleichheiten wieder verstärkt und die Diskussion um ihre Existenz und Reproduktion sowie die Tragweite der Individualisierungsprozesse verschärft²⁹. Den Hintergrund bildeten

28 Die heftige Diskussion ist dabei nicht zuletzt auch der Tatsache geschuldet, dass die Ausführungen Ulrich Becks oft uneindeutig und schillernd sind und sehr unterschiedliche Interpretationen zulassen. Mit Recht verweist Eickelpasch darauf, dass sowohl eine „schwache“ und eine „starke“ Lesart der Beckschen Individualisierungs- und Pluralisierungsthese möglich ist (vgl. Eickelpasch 1997).

29 So formulierte beispielsweise Hans-Peter Müller: „Was vor kurzem noch in der Individualisierungsdekade der altbundesrepublikanischen Überflusgesellschaft als eine Sache individueller Distinktion zur Wahl des richtigen Lebensstils in der ‚Multioptionsgesellschaft‘ erschien, wird in der neubundesdeutschen Knappheitsgesellschaft bei wachsender sozialer Ungleichheit eher wieder eine Angelegenheit sozialer Unterschiede und kollektiver Distinktion je nach Statusgruppenzugehörigkeit.“ (Müller 1995, S. 932, zitiert nach Funke/ Schroer 1998, S.

dabei die verstärkten sozioökonomischen Verwerfungen in der bundesrepublikanischen Gesellschaft, die einher gehen mit einem massiven Abbau der wohlfahrtsstaatlichen Institutionen. So weist Andreas Klocke auf die Notwendigkeit hin, die sich ändernden sozio-ökonomischen Bedingungen in der BRD in die theoretischen Überlegungen zu integrieren. Zwar löse sich das Bild der pluralen und mittelschichtdominanten Wohlstandsgesellschaft in der Bundesrepublik nicht auf, jedoch werde es sukzessive brüchig. Ökonomische Ungleichheit sei heute wieder deutlicher spürbar, trotz der gleichzeitigen Fortsetzung von Individualisierungs- und Pluralisierungsprozessen (vgl. Klocke 1998, S. 215f.)³⁰.

Ebenso ist es nicht zu übersehen, dass die Stellung in der Sozialstruktur weiterhin maßgeblich durch die soziale Herkunft, den Bildungsweg und den Beruf bestimmt wird (vgl. Neckel 2003) – ein System, welches sich reproduziert, betrachtet man beispielsweise die Ergebnisse der internationalen PISA-Studie, die zeigen, wie eng gerade in der BRD der Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und schulischem Erfolg ist (vgl. Deutsches PISA-Konsortium 2001).

Es ist also festzuhalten, dass weiterhin auch eindeutige Sozialstrukturen existieren. So ist beispielsweise Armut häufig ein dauerhafter Zustand, der zugleich Generationen übergreifend reproduziert wird. Doch zeigen sich hier – um bei dem Beispiel der Armut zu bleiben – ebenso neue Erscheinungen, die eine Differenzierung der Betrachtung erforderlich machen. So weisen empirische Arbeiten darauf hin, dass Armut zunehmend auch ein vorübergehender Zustand ist, der breite Bevölkerungsgruppen betreffen kann, und sich damit Armut und Erfahrungen ökonomischer Knappheit in Bereiche des sozialen Raumes ausdehnen, die lange davor geschützt zu sein schienen (vgl. Beck 1997). Einen Hinweis hierauf bildet die zunehmende Entkoppelung von Berufsausbildung und Berufsausübung sowie das Modell der „diskontinuierlichen Erwerbsbiographie“, also der wiederholte Wechsel zwischen Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit – und dies relativ

220f.)

30 Aus einer anderen Perspektive gesprochen: Insbesondere mit der Transformation des Arbeitsmarktes wird die systemische Inklusion für viele Gesellschaftsmitglieder zunehmend prekär, kumulierende Exklusionsprozesse nehmen an Bedeutung zu. Es „mehren sich die Anzeichen, dass der Traum von der allmählichen Vollinklusion der Gesamtbevölkerung ausgeträumt ist. Im Zuge des massiven Abbaus der Wohlfahrtsstaaten bzw. seiner Nichtexistenz in vielen Regionen der Weltgesellschaft kommt es verstärkt zu Ausgrenzungs- und Ausschlussmechanismen, an denen man nicht länger vorbeisehen kann.“ (Schroer 2001, S. 33)

unabhängig von der beruflichen Qualifizierung. Als Konsequenz aus diesen Verlagerungen und Ausdehnungen wird die Entwicklung einer neuen Perspektive gefordert, eine Perspektive, die das Prekäre und Uneindeutige erfasst – eine „uneindeutige Ungleichheitsforschung“ (Beck).

Es ist also eine differenzierte Betrachtungsweise im Spannungsfeld von Transformations- und Individualisierungsprozessen einerseits und der Stabilität „überkommener“ Sozialstrukturen andererseits notwendig. Ebenso müssen die Veränderungen der ökonomischen Bedingungen in der BRD, wie sie sich in den letzten 15 Jahren darstellen, Berücksichtigung finden. Jedoch zielen die von den KritikerInnen gegen die Individualisierungsthese erhobenen Einwände häufig darauf, dass diese generell soziale Ungleichheit verschleierte, anstatt auf ihre Abschaffung hinzuarbeiten. Dahinter verbirgt sich die Vorstellung, es handele sich hierbei um ein Luxusphänomen, eine gesellschaftliche Entwicklung, die nicht für alle gültig ist, sondern in ihrer theoretischen Ausarbeitung Mittelschichtserfahrungen unzulässig verallgemeinere (vgl. Schroer 2000, S. 423). Dass jedoch die Individualisierung eine Transformation ist, welche die gesamte Gesellschaft durchzieht, zeigen empirische Studien (vgl. u.a. Leisering 1997), wengleich die Ausgestaltung je nach sozialer Lage differiert. Die Individualisierung wird dabei je nach sozialem Milieu, wie es Michael Vester formuliert, in anderer Weise, nach seiner eigenen Façon dekliniert (vgl. Vester 1997, S. 109).

Trotz ökonomischer und sozialer Ungleichheit, obwohl sich die Ausrüstung und damit auch die Chancen der Gesellschaftsmitglieder unterscheiden, gleicht sich doch die Aufgabe der individualisierten Menschen: Alle sind zunehmend gefordert, ihre Existenz selber zu basteln, bei gleichzeitiger Auflösung verlässlicher Anleitungen und Drehbücher. Die Individualisierung kehrt sich dabei auch in einen neuen Zwang um, den Zwang zur Selbststilisierung und zur Inszenierung des eigenen Lebens. So formuliert Markus Schroer:

„Die Stilisierung und (Selbst-)Inszenierung des Lebens ist nicht deshalb in den achtziger Jahren zu einem so florierenden Thema geworden, weil nun alle reich und schön gewesen wären, sondern weil, wer sein Leben nicht stilisiert und inszeniert, nicht wahrgenommen wird.“ (Schroer 2000, S. 424)

Mit dem Bedeutungsverlust eindeutiger Klassenstrukturen und damit auch der harten Antagonismen zwischen den großen sozialen Gruppen öffnete sich der Raum für die Konflikte zwischen differierenden, mannigfachen und eben auch antagonistischen

Partialinteressen. Sichtbar werden hier Verteilungskämpfe, die auf zahlreichen Feldern ausgefochten werden. Verteilungskämpfe nicht nur um materielle Güter, sondern ebenso um kollektive Identitäten und Weltdeutungen, um soziale Räume, um Wertorientierungen und Konzepte der Lebensführung, um lebensweltliche Gewohnheiten und Lebensstile, ebenso wie um soziale Räume. Diese lassen sich dabei immer weniger eindeutig auf die klassischen Zuordnungen von „rechts“ und „links“, von „revolutionär“ oder „reformistisch“, von „konservativ“ oder „progressiv“ reduzieren (vgl. Hitzler 1997). Das Feld hat an Unübersichtlichkeit gewonnen, ebenso wie punktuelle Allianzen differierender Gruppen zu Tage treten.

Die mit dem Individualisierungsprozess einhergegangene und in den vorangegangenen Ausführungen implizit sichtbar gewordene Auflösung eines *eindeutigen* Zusammenhanges zwischen „objektiven Lebenslagen“ und „subjektiven Lebensweisen“ der Individuen führte innerhalb der soziologischen Diskussion zu einer Erneuerung der Sozialstrukturanalyse. Auf der Suche nach Begrifflichkeiten und Erklärungsmodellen, die die veränderten Realitäten angemessener beschreiben konnten, entwickelte sich ein breiter Diskurs um das Konzept der Lebensstile, um Begriffe wie Lebensführung wie auch Milieus (vgl. Berger 1997), der unterfüttert wurde mit zahlreichen empirischen Untersuchungen zur bundesrepublikanischen Milieu- bzw. Lebensstilstruktur (u.a. Vester u.a. 1993; Vester 1994).

Mit dem Konzept des Lebensstils, aber auch dem Blick auf die sich entwickelnden hoch differierten Milieus wurde versucht, die Vielfalt von Mustern der Lebensgestaltung begrifflich zu fassen, die aus der Pluralisierung der Lebensformen auf der Basis einer gewachsenen Handlungsfreiheit der Individuen entstanden ist. Denn, so die Annahme, die Freisetzung der Individuen geht einher mit ihrem Bedürfnis nach Orientierung und Einbettung, welches durch die Übernahme intersubjektiver Muster, durch milieuspezifische Existenzweisen oder auch Lebensstile befriedigt wird. Heiko Geiling definiert den Begriff des Milieus als einen, der den aktiven und gestalterischen Aspekt sozialer Beziehungen in den Vordergrund rückt. „Soziale Milieus sind demnach gesellschaftliche Gruppen, die durch ihre Beziehungspraxis und durch ihre gemeinsamen Alltagsorientierungen verbunden sind“ und so die Möglichkeit des sozialen Zusammenhangs schaffen (Geiling 2000, S. 4).

Neben den Milieus als neue Modelle kollektiver Orientierung lassen sich jedoch auch andere, offenere Formen posttraditionaler Vergemeinschaftung beobachten. So fassen

Ronald Hitzler, Thomas Bucher und Arne Niederbacher (2001) mit ihrem Begriff der „Szenen“³¹ eben solche, die sich durch eine deutlich unverbindlichere Struktur auszeichnen. Denn auf der Basis der stattgefundenen Pluralisierung und Ausdifferenzierung muss das individuelle Leben gegenwärtig aus Partizipationen an unterschiedlichen Gruppen, Gemeinschaften, Lebensbereichen gestaltet werden, welche jeweils nur einen eingeschränkten Ausschnitt der Lebenswelt und der individuellen Erfahrungen betreffen. Damit ist die Geltung der einzelnen Orientierungen spezifischer, auf einzelne Lebensbereiche, Themen und Situationen beschränkt. Kein Weltdeutungsangebot ist mehr in der Lage, umfassende soziale Verbindlichkeit zu beanspruchen (vgl. Hitzler/ Pfadenhauer 1998). „Szenen“ umfassen also nicht mehr die gesamte Person, sondern eben nur Teilaspekte der Lebenswelt – Gemeinsamkeiten an spezifischen Orten, zu spezifischen Zeiten. Dieser Begriff und der damit verbundene Ansatz wird damit der wachsenden Polykontextualität des Alltags, dem gleichzeitigen Leben der Individuen in unterschiedlichen Bezügen und Orientierungen besser gerecht als der des Milieus. Während letzterer den Fokus eher auf den Aspekt eines die ganze Person umfassende Orientierungsrahmen richtet, ist der Begriff der Szene deutlich kleinräumiger angelegt.

Lebensstile sind demgegenüber wiederum als eine umfassendere Kategorie zu verstehen. So definiert Georg Kneer Lebensstile folgendermaßen:

„Mit dem Terminus Lebensstile werden bestimmte, unverwechselbare Grundmuster alltäglichen Handelns und der symbolischen Form der Lebensführung bezeichnet. In Lebensstilen dokumentiert sich ein spezifisches Deutungs-, Ausdrucks-, Handlungs- und Konsumschema. Dabei meint der Lebensstilbegriff weniger das alltagsweltliche Handeln allgemein, als vielmehr das typische Muster, das diesem Handeln und Verhalten zu Grunde liegt.“ (Kneer 1998, S. 169)

Sie verknüpfen dabei gleichzeitig zwei differente Bedürfnisse des Menschen in postmodernen Gesellschaften: „den Anspruch auf persönliche Autarkie und – kompensatorisch dazu – das Bedürfnis nach sozialer Einbindung.“ (Eickelpasch 1998, S.10).

Lebensstile stehen damit quasi „quer“ zu den obsolet gewordenen klassenspezifischen Zuschreibungen, wenngleich sie nicht als losgelöst von diesen zu verstehen sind. Denn Lebensstile entfalten sich immer in einem durch Macht und Ungleichheit strukturierten

31 So definieren Ronald Hitzler, Thomas Bucher und Arne Niederbacher den Begriff der Szene wie folgt: „Szenen sollen heißen: Thematisch fokussierte kulturelle Netzwerke von Personen, die bestimmte materiale und/oder mentale Formen der kollektiven Selbststilisierung teilen und Gemeinsamkeiten an typischen Orten und zu typischen Zeiten interaktiv stabilisieren und weiterentwickeln.“ (Hitzler/ Bucher/ Niederbacher 2001, S. 20)

Raum. Sie sind immer zugleich Ausdruck vorhandener Machtverhältnisse, wie auch ihre Entfaltung neue Machtverhältnisse nach sich zieht. Lebensstile konstituieren sich damit also auch nie zufällig oder völlig frei wählbar im sozialen Raum. Sie kommen weder notwendig noch zufällig zustande (vgl. Nassehi 1998, S. 52). Der Begriff der Lebensstile füllt hier eine Lücke: er bildet eine begriffliche Fassung „modernisierter“ sozialer Ungleichheit, die sich sowohl auf sozioökonomische wie auch soziokulturelle Differenzierungen, auf vertikale und horizontale Zuweisungen bezieht, ohne das zu eng gewordene Korsett von Klassen und Schichten zu reproduzieren (vgl. Nassehi 1998, S. 56f.)³².

Ein Rekurs auf dieses Korsett findet sich dabei jedoch noch weitgehend bei den *Strukturierungsansätzen* in der Lebensstilforschung, denn diese gehen weiterhin von einer ungebrochenen, wenngleich auch indirekter gewordenen Prägekraft ökonomischer, harter Faktoren für die individuelle Lebensgestaltung aus (vgl. Konietzka 1995). In dieser Variante regiert „weiterhin der stumme Zwang der Klassen- bzw. Schichtzugehörigkeit“ (Eickelpasch 1998, S. 15). Hingegen knüpfen die *Entstrukturierungsansätze* primär an der vollzogenen Individualisierung an und verstehen Lebensstile vor allem als eine eigene Form der Sozialintegration, einen neuen Modus sozialer Differenzierung. Aus dieser Perspektive entwickeln sich Lebensstile deutlich unabhängiger von sozialer Lage und Ressourcenausstattung; im Vordergrund steht vielmehr der Zuwachs von Optionsspielräumen und Wahlmöglichkeiten. So balanciert beispielsweise Sighard Neckel mit seinem Konzept der „Politik der Lebensstile“ die Doppeldeutigkeit von Freiraum und Verhaftetsein aus, wobei er in seiner detailreichen empirischen Studie Lebensstile vor allem auch als einen Modus der Abgrenzung versteht – dabei jedoch vor allem den Aspekt der soziokulturellen Differenzierung fokussiert:

„Lebensstile sind sozial distinktive Varianten kultureller Praktiken, denen individuell nicht willkürlich zu wechselnde soziale Lagen entsprechen, ohne dass Lebensstile aber nur symbolische Derivate verfügbarer Ressourcen und objektiver Positionen wären.“ (Neckel 1993, S. 28)

Dabei gehen in die jeweiligen Lebensstile die aktiven Konstruktionsleistungen des

32 Dies korrespondiert mit einem Schlüsselbegriff der Postmoderne, wie er von Hans-Günther Vester bestimmt wird, der Kulturalisierung. „Deutlicher als in der Moderne tritt in der Postmoderne der Bereich zutage, wo sich Differenz- und Pastichebildung abspielen und zugleich soziale Unterschiede artikuliert werden. Dieser Bereich ist die Kultur. Die Kultur durchdringt sozusagen das Soziale, soziale Unterschiede werden kulturalisiert, drücken sich in kulturellen Mustern, Stilen und Vorlieben aus.“ (Vester 1993, S. 33)

Individuums ein, das auf diese Weise die Wirklichkeit gestaltet, ihr Sinn und Bedeutung verleiht und zum Ausdruck bringt. Als Strategie der Sinn- und Bedeutungskonstitution artikulieren sich damit in den Lebensstilen vor allem auch Wertvorstellungen und Identitätsentwürfe, die gegen andere behauptet werden. In diesem Sinne sind sie für Neckel „symbolisch gesicherte Territorien mit festen Zugehörigkeitsmerkmalen und Ausschlussregeln“ (Neckel 1993, S. 29). Dabei ist, und hier liegt die Wirksamkeit der sozialen Herkunft und Positionierung, die gesellschaftliche Geltung von Lebensformen, kulturellen Praktiken oder auch individuellen Darstellungsweisen unterschiedlich verteilt.

Festzuhalten ist, dass Begriffe wie Klasse oder Schicht nach den gesellschaftlichen Transformationen der letzten Jahrzehnte immer weniger geeignet sind, um die Lebenswelten der Menschen umfassend zu beschreiben. Wenngleich die soziale Herkunft weiterhin ein wichtiger Faktor ist, der die Chancen und Möglichkeiten der Individuen strukturiert, hat sich dieses Feld doch eben auch geöffnet: Faktoren wie Geschlecht oder Alter, der Umstand, ob man/frau Kinder hat oder nicht, wo man lebt, im städtischen oder ländlichen Kontext, ob man ledig, verheiratet oder geschieden ist. All dies sind Faktoren, die einen bedeutsamen Einfluss auf die soziale Verortung wie auch gesellschaftliche Positionierung gewonnen haben. „Genausowenig, wie das Leben des Einzelnen durch ein unbeeinflussbares Klassenschicksal prädestiniert ist, mutieren moderne Lebenslagen zu bloßen Bastelexistenzen.“ (Nassehi 1998, S. 52) Die Felder, in denen sich die soziale Ungleichheit artikuliert und sie ausgefochten wird, haben sich pluralisiert. Der soziologische Diskurs trägt dieser Transformation mit dem Konzept des Lebensstils, mit Begriffen von Milieu und Szenen Rechnung. Lebensstile bewegen sich dabei in einem Raum zwischen individueller Wahl und sozialstrukturellen Bedingungen, zwischen Optionen und Begrenzungen, zwischen individueller sozialer Verortung angesichts verloren gegangener Großgruppen und sozialer Distinktion.

3.4. Individualisierung und Multikulturalität

Betrachtet man die sehr breit geführte Diskussion um Individualisierung und Ausdifferenzierung der Lebensstile als zentrale Merkmale der Gegenwartsgesellschaft, so fällt auf, dass die Frage des Multikulturalismus hier weitgehend ausgeklammert wird. Die Mi-

grantInnen bleiben als TrägerInnen des Individualisierungsprozesses innerhalb der Diskussion weitgehend unsichtbar, ein Umstand, auf den Bernhard Nauck (1994) hinwies. Dies erstaune umso mehr, als dass doch Migranten und Migrantinnen gewissermaßen als „Prototypen“ der Individualisierung zu verstehen seien. Denn sie lösten sich im Zuge der Migration „auf sehr abrupte Weise aus kulturellen Wertbindungen und homogenen Milieus sozialer Kontrolle und Unterstützung, um individualisiert die eigene Biographie zu planen und zu strukturieren.“ (Nauck 1994, S. 206, zitiert nach Matjan 1998, S. 172) Die Argumentation Naucks ist eindringlich: Mit der Migration verlässt das Individuum sein Herkunftsland, seine Einbindungen und Orientierungshorizonte, um an anderem Ort oder auch nationalstaaten-übergreifend sein Leben und seine Biographie neu zu organisieren. Diese Widersprüchlichkeit der Individualisierungsdiskussion bringt Sedef Gümen pointiert zum Ausdruck, wenn sie schreibt:

„Es scheint daher als paradox, dass gerade Einwanderinnen und Einwanderer, die eigentlich als regional- und statusmobil im Wanderungsprozess zu kennzeichnen sind, in der bundesdeutschen Diskussion über Individualisierung und Pluralisierung von Lebenslagen kaum als Subjekte vertreten sind.“ (Gümen 2000, S. 172)

Vieles spricht also dafür, den „Modernisierungsvorsprung“ der MigrantInnen (Apitzsch 2001) in die theoretische Debatte zu integrieren³³.

Dies beinhaltet zugleich einen anderen Blick auf die „kulturellen“ Orientierungen der allochthonen Bevölkerungen. Im Zuge der Individualisierungsdiskussion rückten, so habe ich im Vorangegangenen gezeigt, die pluralisierten Lebensentwürfe und vervielfachten umfassenderen oder partielleren Kollektivorientierungen und Vergemeinschaftungen der Individuen in den Fokus soziologischen Interesses. Zahlreiche empirische Studien zu neuen Milieus, Lebensstilgruppen und Szenen entstanden. Dieses Interesse an den neu entstehenden Kontexten und Orientierungen erfährt dabei häufig einen radikalen Bruch, wenn es sich der allochthonen Bevölkerung zuwendet. Unter Rückgriff auf einen statischen Kulturbegriff werden die individualisierten Individuen nun häufig zu weitgehend

33 Armin Nassehi verweist auf den potentiell produktiven Gehalt der Lebensstildebatte in Hinblick auf die Multikulturalismuskussion – ein Potential, das allerdings, wie er konstatiert nicht genutzt wird: „Freilich könnte die Diskussion um Lebensstile und deren – wenn man so will – Multikulturalität ein Modell dafür liefern, wie eine radikale Diversität von Lebensstilen auch in der ethnisch-kulturellen Dimension auch in unseren angeblich kulturell homogenen, staatlich verfassten Regionen der Weltgesellschaft möglich ist, ohne dass permanent von Integrationsproblemen, Überfremdungszumutungen und ähnlichem die Rede sein muss.“ (Nassehi 1998, S. 61f.)

rückständigen, wenn nicht gar vormodernen, vor allem aber traditionell und kulturell ungebrochen verwurzelten Menschen. Werden auf der einen Seite also Stile und Milieus voneinander differenziert, so unterscheidet man auf der anderen Kulturen voneinander. Dabei wird ein ethnisch-kultureller Lebensstil – wenn man es so bezeichnen will – nicht nur zu einer stabilen Einheit, sondern darüber hinaus häufig noch zu einer unhintergehbaren Kategorie (vgl. Nassehi 1998). Auch Elisabeth Beck-Gernsheim fällt hinter den eigenen Ansatz einer radikalen Pluralisierung der Lebensstile und -formen zurück, wenn sie in Hinblick auf binationale oder bikulturelle Beziehungen eine besondere Form der Fremdheit konstatiert, welche die PartnerInnen zu bewältigen haben, denn in „gemischtnationalen Ehen sind die Fremden fremder und die Unterschiede der Sozialisationserfahrungen größer.“ (Beck-Gernsheim 1994, S. 124) In einer binationalen Beziehung müssten Fragen ausgehandelt werden, die sich in anderen Beziehungen weitgehend selbstverständlich einspielten: u.a. die Fragen nach dem Wohnort, der familiären Arbeitsteilung oder den zu begehenden Festen. Auf diese Weise gerät Elisabeth Beck-Gernsheim bei Einbeziehung der multikulturellen Gesellschaft genau das aus dem Blick, was sie ansonsten sehr detailreich darlegt: dass gerade Fragen der innerfamiliären Arbeitsteilung, der Alltagsorganisation oder des Wohnortes im Zuge der Individualisierung zu Fragen geworden sind, die innerhalb von Partnerschaften alltägliche Aushandlungsprozesse erfordern.

Diese Sichtweisen sind eng verbunden mit dem bundesrepublikanischen Multikulturalismuskurs und dem diesem zu Grunde liegenden Kulturverständnis. Um dies expliziter herauszuarbeiten, werde ich diese Diskussion – in ihren soziologischen, aber auch öffentlichen Dimensionen – im Folgenden vertiefend bearbeiten.

4.	Multikulturalität in der Diskussion	82
4.1.	Der Multikulturalismus-Diskurs in der BRD	82
4.2.	Vom „Scheitern der multikulturellen Gesellschaft“ und drohenden „Parallelgesellschaften“	88
4.3.	Zum Prozess der Ethnisierung	91
4.4.	Zu einem erweiterten Identitätsverständnis	97

4. Multikulturalität in der Diskussion

Verwendet man den Begriff der Multikulturalität bzw. des Multikulturalismus, so greift man damit auf einen spezifischen diskursiven Kontext zurück, in dem dieser Begriff eingebettet ist. Dieser bundesrepublikanische Diskurs soll im Folgenden in seinen Grundzügen und seiner Entwicklung in den letzten zwanzig Jahren diskutiert werden. Dabei werde ich zunächst den Multikulturalismuskurs der 80er Jahre und die sich daran anschließende Diskussion skizzieren. In einem zweiten Schritt wird die diskursive Entwicklung seit Mitte der 90er Jahre in Grundzügen dargelegt und diskutiert, um danach den beiden Wegen inhärenten Prozess der Ethnisierung auszuführen. Mit diesen drei Schritten soll der diskursive (und damit auch reelle) Umgang mit Einwanderung in der BRD kritisch diskutiert und zugleich die Problematik des „Multikulturalismusbegriffes“ aufgezeigt werden. Darauf aufbauend werde ich ein erweitertes und offeneres Verständnis von Identität entfalten, das den gesellschaftlichen Transformationsprozessen Rechnung trägt.

4.1. Der Multikulturalismus-Diskurs in der BRD

Dem Begriff des Multikulturalismus liegen die Diskussionen zu Grunde, die vor allem seit Ende der 80er Jahre in der BRD geführt werden und die bis heute ihre Prägekraft auf die Vorstellung von Multikulturalität behalten haben. Unter dem Label der „multikulturellen Gesellschaft“ wurde in den 80er Jahren erstmals lautstark eine Öffnung der bundesrepublikanischen Gesellschaft gegenüber anderen ethnischen Kulturen¹ gefordert. Dieser Forderung lag die Einsicht zu Grunde, dass sich das Modell einer national und kulturell homogenen Gesellschaft überholt hatte; nunmehr wurde die Vorstellung einer Gesellschaft entworfen, in der die vorhandene ethnische Vielfalt und die Einwanderung als Bereicherung und Gewinn wahrgenommen werden. Innerhalb des Diskurses kristalli-

1 Frank-Olaf Radtke verweist dabei kritisch auf die begriffliche Nähe zwischen Volk und Ethnie im Diskurs des Multikulturalismus, wenn er anmerkt, „wie der Begriff „Volk“ im Durchgang durch den angloamerikanischen Diskurs gleichsam desinfiziert als ‚Ethnizität‘ neu aufgegriffen werden konnte“ (Radtke 1991, S. 86).

sierten sich dabei verschiedene Formen des Multikulturalismus heraus, die nun kurz umrissen werden sollen².

Zunächst lässt sich der Typus des *demographisch-instrumentellen Multikulturalismus* feststellen, in welchem eine Öffnung der Bundesrepublik Deutschland hin zu einer multikulturellen Gesellschaft primär aus ökonomischem Kalkül gefordert wurde. So erklärte beispielsweise der damalige Innenminister Wolfgang Schäuble (CDU) im Jahre 1988, dass

„wir langfristig nicht umhin können, die Schrumpfung der deutschen Bevölkerung zumindest teilweise durch einen verstärkten Zuzug von Ausländern auszugleichen. Dies wird schon der Arbeitsmarkt erzwingen.“³

Bei diesem Typus des Multikulturalismus stehen die erwarteten demographischen Entwicklungen und ihre Folgen für den Arbeitsmarkt im Vordergrund. Einwanderung soll hier zugelassen werden, um die prognostizierten Lücken auf dem Arbeitsmarkt, in der Beitragszahlung der Systeme der sozialen Sicherung zu füllen, und wurde auf diesem Hintergrund als Gewinn für die BRD verstanden.

Davon lässt sich der Typus des *pädagogischen Multikulturalismus* unterscheiden. In dieser Version wird die multikulturelle Gesellschaft als Realität vorausgesetzt und die daraus entstehenden Aufgaben in den Mittelpunkt der Überlegungen gerückt. Als zentrale Aufgabe wird dabei die Ermöglichung eines toleranten Nebeneinanders verschiedener kultureller (Werte-)systeme verstanden. Basis hierbei bildet das Postulat der Gleichwertigkeit der Kulturen bei gegenseitigem Respekt und Prozessen des Voneinander-Lernens. In der interkulturellen Erziehung findet dieser Multikulturalismus seine Umsetzung.

Als eine dritte Variante lässt sich dann der *kulinarisch-folkloristische Multikulturalismus* kennzeichnen. Hier steht die individuelle Bereicherung durch die „mitgebrachte Kultur“ der EinwanderInnen im Zentrum des Interesses. Im Unterschied zu der pädagogischen Variante des Multikulturalismus wird hier Kultur jedoch weitgehend auf „Folklore und ausländische Spezialitäten“ reduziert.

2 Hierbei orientiere ich mich an den Ausführungen bzw. der Typisierung von Frank-Olaf Radtke (1991) und Petra Wlecklik (1993).

3 Zitiert nach Wlecklik 1993, S. 24. Diese ökonomische Begründung ist auch bei Heiner Geißler zu finden, einem der prominentesten Vertreter dieser Variante des Multikulturalismus (vgl. Geißler 1990).

Mit dieser Debatte um die „multikulturelle Gesellschaft“ wurde also erstmalig die Realität der BRD als Einwanderungsgesellschaft in einem breiteren Rahmen als gesellschaftliche Tatsache anerkannt⁴, eine Tatsache, der sich Gesellschaft und Politik stellen müssen. Bis dahin war die Realität – dass die Bundesrepublik nämlich schon längst zu einer Einwanderungsgesellschaft geworden war – weitgehend verleugnet worden, trotz bis dahin jahrzehntelanger, kontinuierlicher Einwanderung. Wenngleich dies als positiver Effekt der Diskussion hervorzuheben ist, erweisen sich alle drei Varianten des Multikulturalismus bei näherem Hinsehen jedoch als problematisch und sind wiederholt kritisiert worden. Diese Kritik soll im folgenden in ihren Hauptsträngen skizziert werden. Dabei konzentriere ich mich auf die Kritik an dem pädagogischen und kulinarisch-folkloristischen Typus des Multikulturalismus, da diesen vor allem das in dem vorliegenden Rahmen wichtige Kultur- und Multikulturalitätsverständnis inhärent ist. Die utilitaristische und an kapitalistischen Verwertungsstrategien ausgerichtete demographisch-instrumentelle Multikulturalismuskritik werde ich daher nicht weiter berücksichtigen (zur Kritik vgl. Fanidazeh 1992; Wlecklick 1993).

Innerhalb der kritischen Rezeption des Multikulturalismuskurses lassen sich drei große – jedoch nicht widersprechende – Stränge unterscheiden:

Zum einen wurde kritisiert, dass mit dem Multikulturalismuskurs und seiner Fixierung auf die Anerkennung kultureller Differenz die wesentliche Frage der Staatsbürgerschaft und gleicher politischer Rechte vergessen bzw. in den Hintergrund gedrängt werde (vgl. Gümen 1996; Ha 2001). Hier sei, so Sedef Gümen, ein US-amerikanisches Modell importiert worden, ohne dass eine den USA vergleichbare Basis – die mögliche Staatsbürgerschaft der EinwanderInnen – vorhanden sei. Mit dem zu diesem Zeitpunkt in der BRD noch ungebrochen gültigen *ius sanguinis* und damit der Staatsvorstellung einer auf ethnisch-kultureller Gemeinsamkeit basierenden Gemeinschaft (vgl. Yildiz 1999, S. 87) wurde den EinwanderInnen und vor allem ihren Kindern und EnkelInnen die bundesdeutsche Staatsbürgerschaft und damit die politische Partizipation systematisch verweigert. Eine Diskussion um Multikulturalität im Sinne von kultureller Akzeptanz – so die Kritik – wird auf dieser Basis zu reiner Makulatur. So schreibt Sedef Gümen:

4 Dies war ein erster, gesellschaftlich breiter wirkender Schritt. Nichtsdestotrotz dauerte es noch rund weitere zehn Jahre, bis die Notwendigkeit eines veränderten Staatsbürgerschaftsrechtes – als Folge veränderter gesellschaftlicher Bedingungen – überhaupt mehrheitsfähig wurde. Zugleich zeigten die Kampagnen der CDU/CSU, wie viel Widerstand weiterhin gegen diesen Anerkennungsprozess vorhanden ist.

„Deshalb sind Plädoyers (...) für eine multikulturelle Gesellschaft hierzulande untauglich, so meine Hauptthese, solange die Dimension der Differenz als strukturelle Ungleichheit und die damit implizit verbundene Forderung für gleiche Bürgerrechte nicht thematisiert werden. Forderungen nach der Anerkennung kultureller Differenz bedingen zugleich die politische Gleichberechtigung und demokratische Beteiligung aller Gesellschaftsmitglieder.“ (Gümen 1996, S. 79)

Konsequenterweise wird daher gefordert, die strukturelle Ungleichheit und vor allem die Frage der Staatsbürgerschaft in die Diskussion einzubeziehen. Forderungen nach einer Anerkennung kultureller Differenz, wie sie im Multikulturalismuskurs aufgeworfen wurden, benötigen die politische Gleichberechtigung und damit auch demokratische Beteiligung aller Mitglieder der Gesellschaft.

Ein *zweiter* Einwand setzt an den Funktionsprinzipien postmoderner Gesellschaften an, die im Multikulturalismuskurs quasi unterlaufen werden. Mit der Betonung kultureller Differenz – die zwar positiv bewertet wird – wird Fremdheit erst geschaffen oder zumindest einseitig hervorgehoben; sie wird permanent diskursiv erzeugt und damit auch problematisiert. So formuliert Frank-Olaf Radtke, wenn er diese Formierung des Blickes als eine der „unbeabsichtigten Nebenfolgen“ des Multikulturalismuskurses beschreibt:

„Die positive Bewertung ethnischer und kultureller Differenz im begleitenden Diskurs des Multikulturalismus unterstützt die Hervorkehrung von Fremdheit, die die Zugewanderten in allen Bereichen (...) zu nicht integrierbaren ‚Fremdkörpern‘ macht, die allenfalls mit einem Extra-Aufwand an Toleranz und Gelassenheit ertragen werden können. Dass sie als Arbeiter, Taxifahrer, Pizza-Bäcker, Gemüsehändler, Ärzte, Schriftsteller und Ballettmeister in einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft ihren Dienst tun, wird dabei allzu leicht übersehen.“ (Radtke 1997, S. 45)

Man kann jedoch noch einen Schritt weiter gehen. Die Hervorhebung ethnischer Differenz und kultureller Fremdheit als konstitutives Element postmoderner Gesellschaften – wie im Multikulturalismuskurs impliziert wird – übersieht, dass mit der funktionalen Ausdifferenzierung moderner Gesellschaften die Integration systemisch (eben als Taxifahrer, Pizzabäcker oder Ballettmeister) und nicht wertorientiert verläuft. Das heißt, dass sich die multikulturelle Gesellschaft weniger der Anerkennung kultureller Differenz, sondern vielmehr der systemischen Inklusion der Einwanderer und der Abschaffung von Ungleichheit stellen muss. Hier knüpft dieser Argumentationsstrang an den ersten Einwand an.

Ein *dritter* Kritikpunkt fokussiert direkt den kulturalistischen Inhalt des Multikulturalismusbegriffes. Dieser geht – in seiner pädagogischen und der kulinarisch-folkloristischen Variante explizit, in der demographisch-strategischen Spielart implizit – von dem Vorhandensein klarer kultureller Systeme sowie offensichtlicher und vor allem für das Alltagsleben relevanter Differenzen aus. Auf dieser Grundannahme aufbauend kam es vor allem pädagogisch inspiriert zu Ansätzen, deren Ziel die Annäherung, das gegenseitige Kennenlernen und Verstehen, aber auch die Gleichberechtigung und Gleichstellung auf der Basis dieser Unterschiede war. So wurde über die Bedingungen interkultureller Kommunikation nachgedacht, es wurden multikulturelle Stadtteilfeste organisiert, Schulprojekte beschäftigten sich mit „anderen“ Kulturen, den religiösen Festen muslimischer SchülerInnen u.ä. Vor diesem Hintergrund wird der Begriff des Multikulturalismus in der wissenschaftlichen, aber gerade auch öffentlichen Diskussion nahezu ausschließlich auf seine ethnische bzw. nationale Dimension festgelegt und verengt. Bei Multikulturalität denkt man unweigerlich an *Türken, Spanier oder Italiener* und ihre jeweiligen „kulturellen Prägungen“. Damit wohnt diesem Begriff zugleich die Vorstellung einer monolithischen, statischen Kultur inne. Dieses Verständnis geht von einem Bild zahlreicher einzelner Gruppen aus, die isoliert voneinander ihre jeweils eigene Kultur und Lebensweise entwickelt haben⁵. Dabei werden die jeweiligen Kulturen als in sich dauerhafte, abgeschlossene Einheiten verstanden und als solche ethnisch zugeordnet.

Was die Angehörigen der Einwanderergruppen bei dieser Sichtweise bindet, sind damit nicht etwa die verschiedenen Facetten ihres jeweiligen Alltagslebens in der BRD o.ä., sondern vielmehr die „mitgebrachte“ Kultur aus ihrer „Heimat“. Diese wird zum verbindenden und vereinheitlichenden Faktor. „Erneut wird Einwanderern jede Individualität abgesprochen, sie kommen nicht als Menschen, sondern als kollektive Kulturen“ kritisiert Mark Terkessidis diese Sichtweise (Terkessidis 1995, S. 86).

Der dem Multikulturalismus zu Grunde liegende Kulturbegriff ist statisch und übersieht den beweglichen und interaktiven Charakter von Kultur, übersieht ihre Unabgeschlossenheit und permanente Entwicklung, die im Kontext wachsender Globalisierung der Welt kontinuierlich zunimmt. Pointiert bezeichnet der Ethnologe Wolfgang Kaschuba

5 Vergleiche hierzu das Buch von Joana Breidenbach und Ina Zukrigl (1998) „Tanz der Kulturen“, die diese Sichtweise von Kultur aus ethnologischer Perspektive kritisiert haben.

daher die viel diskutierte „kulturelle Fremdheit“ der MigrantInnen als „Gastgeschenk“ der Einwanderungsgesellschaft, und eben nicht als „das eigentliche Gepäck der Migranten“. Welche Ausformungen der „wohlmeinende Multikulturalismus“ mit seiner Kulturalisierung dabei annehmen kann, spitzt er an dem Beispiel eines Künstlers aus Ghana zu, „der eigentlich mit Computergrafik experimentiert, der aber nur in wallenden Gewändern und mit seinen ‚afrikanischen‘ Skulpturen in die Kunstgalerien und Kulturhäuser eingeladen wird.“ (Kaschuba 2001) So liegt dem multikulturellen Diskurs implizit oder explizit ein Verständnis einheitlicher Kulturen zu Grunde, Kulturen, die sich nicht im permanenten Austausch entwickelt haben und weiter fortentwickeln. Dies sei, so der zweite Strang der Kritik, eine imaginäre Vorstellung.

Zugleich unterläuft diese Vorstellung die gesellschaftlichen Transformationen, die im vorangegangenen Kapitel ausführlich diskutiert wurden. Indem sich die Gesellschaft gerade in den letzten Jahrzehnten in bislang nicht da gewesenem Ausmaß ausdifferenziert und pluralisiert hat, haben sich auch die möglichen Wege und Orientierungen für den Einzelnen vervielfacht. Hinter diesen Transformationen bleibt die Multikulturalismuskussion mit ihren zumeist statischen Vorstellungen kultureller Orientierungen und Identitäten zurück. Die inhärenten Bilder von „den Türken“, „den Spaniern“, „den Italienern“ oder gar einer „deutschen Leitkultur“ sind damit weniger denn je in der Lage, die Realität zu fassen. Sie produzieren künstliche Homogenisierungen, an Stellen, an denen die Differenz ebenso ihren Platz hat, wenn sie nicht sogar überwiegt. Um es plastisch zu machen: Es stellt sich die Frage, was beispielsweise eine 80jährige, auf dem Dorf lebende Frau mit einem jungen Punk aus der Großstadt kulturell verbindet, selbst wenn beide autochthone Herkunft sind. Steht lebensweltlich der Punk nicht vielleicht der jungen Rapperin italienischer Herkunft näher?

Die multikulturelle Realität ist inhärenter Bestandteil der Logik gesellschaftlicher Entwicklung in der Postmoderne. Diese Tatsache wird im hegemonialen Diskurs quasi auf den Kopf gestellt, wenn hier die existierende Multikulturalität begründungsbedürftig ist. Im Kontext der gesellschaftlichen Logik der Postmoderne ist hingegen vielmehr die Leugnung der Multikulturalität einer Begründung wert (vgl. Bukow 1992, S. 3f.).

Der Multikulturalismuskurs der 80er Jahre, so lässt sich zusammenfassend festhalten, blieb damit weitgehend einem kulturalistischen und insbesondere angesichts gesellschaftlicher Transformationsprozesse rückwärtsgewandten Gesellschaftsbild verhaftet. Wenngleich wohlmeinend und aus kritischer Absicht heraus entwickelt, führte er in

seiner Konsequenz zur Verfestigung eines statischen Kulturbegriffes und verlor zugleich Fragen demokratischer Beteiligung und politischer Gleichberechtigung zum Teil aus den Augen.

4.2. Vom „Scheitern der multikulturellen Gesellschaft“ und drohenden „Parallelgesellschaften“

Die Diskussion um die „Multikulturelle Gesellschaft“ hat ab Mitte der 90er Jahre tendenziell eine Veränderung erfahren, die Konzepte haben, wie Birgit Rommelspacher es ausdrückt, „an utopischem Gehalt verloren“ (Rommelspacher 1999, S. 21). War der Multikulturalismuskurs der 80er Jahre – bei aller Problematik der Konzepte – noch sehr stark durch eine positive Sichtweise der multikulturellen Realität geprägt, so hat sich dieser Tenor im folgenden Jahrzehnt verändert. Seit Mitte der 90er Jahre ist vor allem im öffentlichen Diskurs eine wachsende Problematisierung und Skandalisierung der Einwanderung und vor allem der EinwanderInnen zu beobachten. Dies soll im folgenden anhand mehrerer Beispiele umrissen und diskutiert werden. Mit diesen Beispielen möchte ich dabei zugleich an die Diskussion um die multikulturelle Stadt anknüpfen, wie sie in Kapitel 2.3. bereits dargestellt wurde.

Im Jahre 1997 titelte das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* mit der Titelgeschichte: „Ausländer und Deutsche: Gefährlich fremd“ und rief „das Scheitern der multikulturellen Gesellschaft“ aus. Unter der Überschrift „Zeitbomben in den Vorstädten“ skizzierte *Der Spiegel* ein durch interethnische Gewalttätigkeiten geprägtes städtisches Leben, ein durch gewalttätige und kriminelle Jugendgangs sowie wachsenden islamischen Fundamentalismus bestimmten gesellschaftlichen Alltag, beschrieb und illustrierte „eine Konfliktkonstellation, die der Logik von Bandenkriegen in den Slums amerikanischer Großstädte zu folgen scheint.“ (S.79)⁶

Bezug nahm der Artikel dabei auch auf die etwa zeitgleiche Studie des Bielefelder Gewalt- und Konfliktforschers Wilhelm Heitmeyer „Verlockender Fundamentalismus“ (Heitmeyer/ Müller/ Schröder 1997), in welcher die wachsende Gefahr durch zunehmend

gewaltbereite und fundamentalistisch orientierte türkische Jugendliche darlegt wird⁷. Auf der Basis einer auch methodisch fragwürdigen empirischen Erhebung (zur Kritik vgl. Auernheimer 1999; Lang 1999) prognostizierte Wilhelm Heitmeyer die Entwicklung einer „Parallelgesellschaft“.

Beiden Veröffentlichungen ist gemein, dass sie – viel beachtet und diskutiert – Abstand nahmen vom gesellschaftsverändernden, positiv gewichteten Diskurs über die multikulturelle Gesellschaft, wie er im vorangegangenen Kapitel skizziert wurde. Einmal journalistisch, einmal wissenschaftlich wurde von eher liberaler, also nicht traditionell konservativer oder gar rechts orientierter Seite eine Position vertreten, in der die multikulturelle Realität als gescheitert erklärt oder zumindest in hohem Maße problematisiert wurde und zugleich die MigrantInnen selbst hierfür verantwortlich gemacht wurden. Neben der dieser Argumentation inhärenten Dramatisierung und Übertreibung städtischer Konfliktpotentiale findet damit zugleich eine „Umdeutung *sozioökonomischer* in *ethnische* Krisenprozesse“ statt (Butterwegge/ Hentges/ Sarigöz 1999, S. 7), die Konflikte werden kulturalisiert (vgl. Kaschuba 1995). Die dabei verwendeten Bilder und Muster sind jedoch keineswegs neu: Rekurriert wird zum einen auf eine historisch traditionell problematisierte Gruppe, insofern die muslimischen und vor allem türkischen MigrantInnen als skandalisierte Gruppe im Zentrum stehen⁸. Zum Zweiten ist dieser Diskurs in einem globalen Kontext zu sehen, in welchem auf internationaler Bühne nach dem Ende des Kalten Krieges die antiislamischen Tendenzen und damit vor allem auch hiermit verbundene Bedrohungsszenarien an Virulenz gewonnen haben. Im Rahmen der globalen Zusammenhänge ist nicht zuletzt auch das Buch von Samuel Huntington „Kampf der Kulturen“ (im Original: *Clash of Civilisations*) zu erwähnen, in welchem der US-amerikanische Politikwissenschaftler ausführte, dass die Weltpolitik nach dem Zerfall des Ostblockes in erster Linie von kulturellen Konflikten und nicht mehr von

7 Zur Kritik vergleiche den Sammelband „Der Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für eine Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochthonen Jugendlichen“ (Bukow/ Ottersbach 1999).

8 Karin Hörner zeigt in ihrem Artikel „Das Islam-Bild der Deutschen“ (1993) auf, welche historische Verwurzelung das Feindbild „Islam“ in Deutschland hat und wie sehr sich die Muster hierbei gleichen. „Was bei Peter Scholl-Latour heute als Schicksalskampf zwischen christlicher und islamischer Kultur erscheint, ist bei May ein handfestes Duell, in dem Kara Ben Nemsis als Kämpfer Christi muslimischen Finsterlingen als Kämpfern Allahs gegenübertritt.“ (Hörner 1993, S. 209)

ideologischen oder ökonomischen bestimmt werde⁹.

Der Diskurs um die Entstehung bedrohlicher „Parallelgesellschaften“ setzt sich seitdem fort, immer wieder wird er medial inszeniert. So veröffentlichte die *Süddeutsche Zeitung* 2001, mit Bezug auf die Terroranschläge vom 11. September, eine „Islam-Serie“ unter dem Titel „Wie in Deutschland eine Parallelgesellschaft entsteht“ und betitelte einen Artikel in März 2002, der sich mit der Bildungssituation von türkischen Jugendlichen im Ruhrgebiet beschäftigt mit „Rückzug in die Kulturkolonie“. *Der Spiegel* widmete dem Thema Migration im selben Monat erneut eine Titelgeschichte unter der Überschrift „Die Rückseite der Republik“. Wieder wird auf eine Parallelwelt der Migranten rekurriert, von der Gefahr für die Bundesrepublik ausgeht, denn, so *Der Spiegel*: „Mitten in Deutschland leben Millionen von Immigranten in blickdichten Parallelwelten nach eigenen Regeln von Recht und Ordnung“. Die Annahme einer grundlegenden Kulturdivergenz zwischen der autochthonen und der allochthonen Bevölkerung, die wie gezeigt wurde den gesamten Multikulturalismuskurs begleitet, ist hier in ihrer skandalisierenden Variante zu lesen¹⁰:

„So entstanden auf der Rückseite der Republik ethnische Inseln, Parallelwelten von Ausländern, die eines gemeinsam haben: dass sie in Deutschland leben, ohne jemals in diesem Land angekommen zu sein. Da gibt es Muslime, die ihren deutschen Ehefrauen damit drohen, ihnen ‚die Hand abzuhacken‘, wenn sie einen anderen Mann auch nur anschauen, wie sich die Ehefrau eines Hamburger Islamisten schauernd erinnert. Oder analphabetische Patriarchen, die ihre Familienangelegenheiten mitten in Berlin nach dem Hausgebrauch afghanischer Bergvölker regeln.“

Doch die vermeintlichen Parallelwelten werden nicht nur wie in diesem Zitat unter Heranziehung rassistischer Klischees heraufbeschworen, sie werden von dem Nachrichtenmagazin bereits in den Strukturen der türkischen Community in der BRD lokalisiert – in der Infrastruktur „türkischer Lebensmittelläden, türkischer Ärzte, türkischer Reisebüros (...), türkisches Fernsehen“¹¹. Diese Infrastruktur, die Teil der städtischen

9 Zur Kritik an Samuel Huntington vergleiche Christoph Butterwegge (1999).

10 Hierbei ist anzumerken, dass sich der Spiegel in der Sprache dieses Artikels offen rassistischer Bilder und Muster bedient. Gerade in Hinblick auf die sprachlichen Bilder lassen sich deutliche Differenzen zwischen den beiden hier exemplarisch angeführten Zeitungsartikeln ausmachen.

11 Wie resistent die öffentliche Wahrnehmung hier gegenüber der Realität ist, zeigt exemplarisch eine Studie, die im Auftrag der Bundesregierung im Jahre 2001 durchgeführt wurde. Diese repräsentative Studie, die sich mit der Frage der Mediennutzung und Integration der türkischen Bevölkerung in der BRD beschäftigt, zeigt die hohe Bedeutung, welche gerade die

Ausdifferenzierung ist, Teil einer lebensweltlichen Freizügigkeit, wird somit bereits problematisiert.

Über diese Multikulturalismuskurse wird Fremdheit beständig produziert. Es handelt sich hierbei, wie Mark Terkessidis (2000, S. 76) es passend bezeichnete, um eine Art „Fremdheitstheater“, mit dem versucht wird, Menschen, die integriert sind, wieder in den Status des „Ausländers“ zurück zu versetzen. Dabei handelt es sich nicht um mediale Erfindungen, vielmehr sind solche Phänomene in verschiedenen Kontexten – politisch, wissenschaftlich, medial und alltagsweltlich – zu beobachten, die sich wechselseitig beeinflussen, ergänzen und legitimieren. Im Zuge ihrer kontinuierlichen Wiederholung gerinnen sie zur „Wahrheit“ und werden Teil eines „ethnischen Alltagswissens“. Die betroffenen Gruppen können sich dabei verschieben oder erweitert werden. So lässt sich beobachten, dass neben der Bevölkerung mit türkischem Migrationshintergrund gerade in jüngster Zeit auch zunehmend die jugendlichen AussiedlerInnen in das „Fadenkreuz“ der Diskussion geraten. So warnte beispielsweise die *Süddeutsche Zeitung* unter dem Titel „Die ignorierte Zeitbombe“ im Februar 2003 vor der wachsenden Gewaltbereitschaft von Aussiedlerjugendlichen aus den GUS-Staaten, die wiederum nicht zuletzt mit kulturellen Differenzen begründet werden¹².

4.3. Zum Prozess der Ethnisierung

Die im vorangegangenen skizzierten Diskurse um die „Multikulturelle Gesellschaft“ und „ihr Scheitern“ haben beide einen gemeinsamen Kern, der im Folgenden noch einmal genauer durchbuchstabiert werden soll – einen sich verstärkenden Ethnisierungsprozess von Minderheiten. Dabei folge ich dem Ansatz von Wolf-Dietrich Bukow, der „Ethnizität (...) als ein Deutungsverfahren zur ‚Hervorbringung ethnischer Gruppen‘“ (Bukow

bundesrepublikanischen Medien für die Einwanderer türkischer Herkunft in der BRD haben (vgl. Die Bundesregierung 2001).

12 Obwohl sich damit einerseits die Muster ähneln, finden diese doch je nach Gruppe ihre spezifische Ausprägung. So wird in dem zitierten Artikel festgestellt, dass die Aussiedlerjugendlichen „in ein Werteloch“ fallen und im Gegensatz zu den türkischen Jugendlichen in der BRD keinen Halt fänden. Zugleich wird die kulturelle Differenz an den divergierenden gesellschaftlichen Systemen festgemacht: „Sozialisiert im russischen Anarchismus erscheine ihnen die in unserer Gesellschaft praktizierte Liberalität als Schwäche.“ (*Süddeutsche Zeitung* 2003)

1996, S. 138) versteht, das in Rahmen alltäglicher kultureller Kommunikation entfaltet bzw. entwickelt wird.

Wolf-Dietrich Bukow zeigt auf, wie die gesellschaftliche Struktur, ihre „Basismuster“, im Rahmen des Ethnisierungsprozesses umgebaut oder mit anderen Worten schrittweise nach ethnischen Gesichtspunkten reorganisiert wird. Dabei geht er davon aus, dass ethnische Komponenten für fortgeschrittene Industriegesellschaften eigentlich konstitutiv belanglos geworden sind. Mit der funktionalen Ausdifferenzierung der Gesellschaft, die in den vorangegangenen Ausführungen dieser Arbeit bereits dargelegt wurde, hat Kultur ihre gesellschaftskonstituierende Bedeutung verloren. Kulturen haben, so Bukow

„vielmehr heute einen den Formen moderner Religionen vergleichbaren, eher privaten Status. Sie sind zu einem Bestandteil des persönlichen Lebenszusammenhanges geworden. Sie sind wieder auf den Kontext beschränkt, innerhalb dessen sie seit je ihre besonderen Leitungen erbrachten.“ (Bukow 1996, S. 137)

Kultur findet ihren Platz vor allem im Alltagsleben der Einzelnen, ist jedoch nicht mehr bedeutsam für den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Mit der Moderne bildete sich eine spezifische Form der Integration heraus, insofern diese zunehmend entlang der systemischen Inklusion der Gesellschaftsmitglieder erfolgt. Nicht die Gesellschaftsmitglieder in ihren jeweiligen spezifischen Einstellungen und Werthaltungen garantieren den gesellschaftlichen Zusammenhalt, sondern die Systeme erzeugen die erforderliche Dichte. Die Systeme integrieren den Menschen. Und da der gesellschaftliche Zusammenhalt in erster Linie über die systemische Einbindung ihrer Mitglieder geschaffen wird, braucht diese auch eine – wie immer wieder geforderte – Einheitskultur nicht, um nicht auseinander zu fallen.

Entgegen dieser gesellschaftlichen Entwicklung, der zufolge „ethnische Orientierungen“ zur Privatsache des Einzelnen geronnen sind, lässt sich nun ein Prozess beobachten, in dem Ethnizität als konstitutiv ausgegeben, ihr eine konstitutive Bedeutung für die Gesellschaft zugeschrieben wird. Dieser Prozess der Ethnisierung läuft schrittweise ab (vgl. Bukow 1996, S. 63ff.):

- In einem ersten Schritt wird eine bestimmte Bevölkerungsgruppe identifiziert bzw. nach einem geeigneten Indikator, wie beispielsweise der Staatsbürgerschaft, definiert. Zunächst noch ohne inhaltliche Zuschreibungen stehen sich damit polare Gruppen Deutsche – Nicht-Deutsche (=Ausländer) oder aber Deutsche –

Türken, Deutsche – Italiener etc. gegenüber, die nach Machtkriterien geordnet werden.

- Dieser Gruppenbildung folgt dann in einem zweiten Schritt die inhaltliche Ausstattung der Gruppen. Die zuvor identifizierte Gruppe wird problematisiert, d.h. ihr werden spezifische Problemkonstellationen zugewiesen. Mit diesem Prozess wird sie mit Attributen ausgestattet, am Ende weiß man um die „andere Mentalität der Ausländer“, weiß, was „typisch türkisch ist“. Mit der Abwertung der definierten „anderen“ Gruppe geht zugleich die Aufwertung der eigenen Gruppe über korrespondierende Zuschreibungen einher. Komplementär wird die Eigengruppe definiert.
- Damit ist der Ethnisierungsprozess jedoch noch nicht beendet, denn es folgt ein dritter Schritt, in dem diese Zuschreibungen schließlich zu einer Realität sui generis werden. Dies wird vor allem dadurch möglich, dass die Definitionen nicht auf konkreten Erfahrungen basieren, sondern programmatisch gefasst werden. Sie beruhen auf einer „strategischen (Neu-, Um- oder auch Erst-) Interpretation von Erfahrungen“ (Bukow 1996, S. 64).

Dieser Labelingprozess läuft dabei unter ethnischen Vorzeichen ab, so dass man ihn als Prozess der Ethnisierung beschreiben kann. Er ist ein Prozess des gesellschaftlichen Umbaus nach ethnisch sortierenden Kriterien. Seine gesellschaftliche Wirksamkeit kann er dabei nur im Zusammenspiel von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit entfalten, wobei zugleich auf alte Bilder und Traditionen rekurriert wird. Die Wissenschaft spielt hierbei eine zentrale und nicht zu unterschätzende Rolle.

Insbesondere die „Ausländerforschung“ hat – wie vielfach dargelegt worden ist (vgl. u.a. Griese 1984; Dittrich/ Radtke 1990; Treibel 1998; Bukow 1999c) – einen wichtigen Beitrag zur Ethnisierung von Minderheiten beigetragen. Mit der Entwicklung dieser „Disziplin“ kam es in den 70er Jahren zunächst zu einer Resubstantialisierung des Ethnizitätskonzeptes¹³ (vgl. Apitzsch 1993, S. 6f.), zugleich konzentrierte sich die Forschung auf Probleme, Konflikte und Krisen im Umfeld der MigrantInnen, sie bildete ihre „problemfixierte Forschungshaltung“. In der Auseinandersetzung mit migrations-

13 Ursula Apitzsch stellt diesem resubstantialisierten Ethnizitätsbegriff den Ansatz Max Webers entgegen, der Ethnizität als Konstrukt und damit eben auch als prinzipiell dekonstruierbar versteht (vgl. Apitzsch 1993, S. 5f.).

spezifischen Fragestellungen etablierte sich in den Sozialwissenschaften die, wie Andreas Pott ausführt, „eigentümliche Verklammerung der Phänomenbereiche MigrantInnen – Ethnizität – Problem“ (Pott 1999, S. 178). Dies führte zum einen dazu, nur einseitig Probleme und Defizite der MigrantInnen wahrzunehmen, und andererseits die wahrgenommenen Probleme vorschnell ethnisch zuzurechnen und zu erklären. Eckhard J. Dittrich und Frank-Olaf Radtke machten diesen Prozess pointiert deutlich:

„Haben Kinder Probleme mit der deutschen Sprache, ist dies weder ein Zweisprachigkeitsproblem, noch eine didaktische Angelegenheit, sondern ist auf eine bikulturelle Ausgangslage zurückzuführen. Sind ausländische Jugendliche arbeitslos, ist das keine Frage der Diskriminierung von Unterschichtsjugendlichen, sondern hat mit einer Identitätsdiffusion angesichts eines bikulturellen Hintergrundes zu tun. Treten in diesem Zusammenhang Eheprobleme auf, so ist das nicht in Zusammenhang mit dem Bedeutungs- und Bindungsverlust der Institution Ehe zu sehen, sondern mit dem im Mittelmeerraum noch sehr ausgeprägten Patriarchat. Zeigen sich bei dem ausländischen Arbeiter vermehrt psychosomatische Beschwerden, so hat das nicht damit zu tun, dass heute jeder zweite über psychosomatische Beschwerden klagt, sondern ist direkt auf eine vorindustrielle Mentalität zurückzuführen.“ (Dittrich/ Radtke 1990, S. 13)

Der vorherrschenden wissenschaftlichen Sicht auf die MigrantInnen liegen zwei grundsätzliche Theoreme zu Grunde, auf die zur Erklärungen der auftretenden Problemlagen immer wieder rekurriert wird: das Kulturdifferenz- und das Modernitätstheorem. Mit dem Kulturdifferenztheorem werden vorhandene Konflikte und Probleme einseitig den EinwanderInnen zugewiesen und mit ihrer von der Mehrheitsgesellschaft abweichenden Kultur begründet. Dieses erste Theorem der differenten Kulturen findet seine Ergänzung durch das Modernitätstheorem. Damit werden die vermeintlichen kulturellen Differenzen in einen hierarchischen Kontext gebracht und dem Dualismus „modern“ versus „traditionell“ zugeordnet, wobei den EinwanderInnen ein Modernitätsrückstand zugeschrieben wird, der wiederum verantwortlich für konflikthafte Erscheinungen gemacht wird (vgl. Lutz/ Huth-Hildebrand 1998). Diese beiden den Ethnisierungsprozess begleitenden Theoreme werden auch in den oben zitierten Beispielen sichtbar.

Diese umrissene, sehr einseitige Sichtweise auf die Minderheiten seitens der Wissenschaft, insbesondere der „Ausländerforschung“, führte zu einer Hervorbringung und Verfestigung spezifischer Bilder und eines spezifischen „Wissens“ von den Minderheiten. Wolf-Dietrich Bukow und Roberto Llaryora sprachen angesichts dieses wissenschaftlichen Prozesses bereits 1988 von einer „Ethnogenese“ und bezeichneten damit die

Produktion ethnischer Differenz durch die Wissenschaft (Bukow/ Llaryora 1988, S. 75). Ihren Niederschlag fand dieses Wissen – wie oben gezeigt wurde – im öffentlichen Diskurs innerhalb der Medien. Doch auch im Alltagsbewusstsein der bundesrepublikanischen Bevölkerung wird es deutlich¹⁴. Es zeigt sich, dass Ethnisierungsprozesse schrittweise zur Verdichtung eines „ethnischen Alltagswissens“¹⁵ geführt haben, das in spezifischen Kontexten zur Orientierung der Einzelnen dient. Dem Sortierungsbedürfnis des Einzelnen bietet ethnisches Alltagswissen Bilder und Stereotypen mit scheinbar hoher Plausibilität und Erklärungskraft an. Um ein Beispiel zu nennen: Eine Zeitungsmeldung, die einen „türkischen Jugendlichen“ als Täter einer Körperverletzung benennt, setzt nicht selten fast reflexhaft Assoziationen von „Ehre“ und „Blutrache“ in Gang, die wohl kaum entstehen würden, wenn der Jugendliche als Rheinländer vorgestellt worden wäre.

Mit der ethnischen Rekonstruktion des „Anderen“ werden Kollegen und Nachbarn, werden Taxifahrer, Pizzabäcker und Balletttänzer zu „Ausländern“, zu „Türken“, zu „Italienern“. Dabei wirkt die Ethnisierung auch auf die dominante Gruppe zurück. Aus dem Einheimischen wird ein Deutscher, der mit entsprechenden exklusiven Rechten versehen ist. Die ethnische Aufladung des Alltags und die Ethnisierung ausgewählter Gruppen dient also zugleich der Selbst- und Fremdpositionierung. Damit konstituieren sich im Alltag verschiedene Bevölkerungsgruppen: eine Gruppe, die Zugang zu gesellschaftlichen Rechten, Ansprüchen und Positionen besitzt, und eine andere Gruppe, welcher der Zugang verwehrt wird (vgl. Neckel 2003). Zu Recht definiert Helmut Berking die Ethnisierung als eine „neue Form innerer Kolonialisierung der Gesellschaft“ (Berking 2001, S. 101).

Dieser von der Mehrheitsgesellschaft ausgehende Prozess der Ethnisierung der Einwanderer definiert jedoch nicht nur komplementär die eigene Gruppe. Zugleich wirkt er auch auf die EinwanderInnen selbst zurück: Die Selbstethnisierung, also die Übernahme ethnischer Zuschreibung bzw. ihre eigene Ausformulierung, kann ebenso eine Folge

14 Nicht zu vergessen ist hierbei auch die Auswirkungen des ethnischen Wissens auf die Zunft der PädagogInnen. Gerade SozialarbeiterInnen, PädagogInnen, LehrerInnen sind in ihrer Ausbildung mit den wissenschaftlich produzierten Bildern der EinwanderInnen, mit der so genannten Ausländerpädagogik „gefüttert“ worden. Dies schlägt sich natürlich auch in der pädagogischen Praxis nieder.

15 Roland Barthes (1964) spricht von „Alltagsmythen“.

gesellschaftlicher Ethnisierungsprozesse sein. Insbesondere auf der Basis kontinuierlicher Unrechts- und Diskriminierungserfahrungen kann es zu einer „Ethnisierung der Biographie“ (Bukow) kommen. Die seitens der Gesamtgesellschaft inszenierte wachsende nationalistische Überwölbung faktisch schon lange formal-rational ausgearbeiteter gesellschaftlicher Systeme kann, wie Wolf-Dietrich Bukow (1999b) ausführt, die Hinwendung zu ethnisch aufgeladenen biographischen Entwürfen und Selbstbeschreibungen zur Folge haben¹⁶. Dabei betont er, dass der Prozess der Selbstethnisierung als ein reaktiver zu verstehen ist.

„Eine ethnische Identifikation besitzt heute in der Bundesrepublik (...) einen deutlich reaktiven Charakter. Sie wird durch Diskriminierung oder allgemeiner gesagt, durch Unrechtserfahrungen ausgelöst, in sozialisatorischer Interaktion vermittelt, Zuschreibung angeeignet und innerhalb der Identitätsentwicklung ausgearbeitet. Die Ethnizität erfährt in fortgeschrittenen Industriegesellschaften durch eine von außen stimulierte Ethnisierung für die Ausarbeitung einer Biographizität das Gewicht, das ihr lebenspraktisch, öffentlich und schließlich politisch beigemessen wird. Ethnizität entsteht überhaupt erst in solchen Prozessen.“ (Bukow 1999b, S. 269)

Doch ist nicht nur festzuhalten, dass die Selbstethnisierung die Folge andauernder Unrechtserfahrungen und Ethnisierungen seitens der Mehrheitsgesellschaft sein kann (vgl. Ha 2001). Darüber hinaus gilt es, hier sehr genau hinzuschauen: Insgesamt ist die Diskussion um die ethnische Identifikation von Minderheiten durch den Tenor einer Skandalisierung geprägt, im Zuge dessen die Bedeutung dieser Selbstpositionierung häufig hochstilisiert wird. So wird beispielsweise der Konsum türkisch sprachiger Medien in der öffentlichen Diskussion häufig als Beleg für eine wachsende ethnische Identifikation der Migranten mit türkischem Hintergrund angeführt. Dabei erweist sich der Diskurs als hochgradig resistent gegenüber empirischen Untersuchungen. Das Bild, dass die türkischen Migranten nahezu ausschließlich türkisch sprachige Medien nutzen, bleibt bestehen, selbst wenn Untersuchungen diese Behauptung nicht stützen. Deshalb gilt es genau zu prüfen, ob es sich tatsächlich um Selbstethnisierungsprozesse handelt,

16 Mit anderen Worten beschreibt die Schriftstellerin und Schauspielerinnen Renan Demirkan den Prozess der Selbstethnisierung als Folge kontinuierlicher Ausgrenzung der Einwanderer in der BRD: „Erst nach über 30 Jahren wurde aus dem Industriesklaven Gastarbeiter der mittelständische „ausländische Mitbürger“. Welch eine Demütigung. Und was Atatürk in 100 Jahren nicht geschafft hat und auch in 100 Jahren in der Türkei nicht schaffen würde, haben diese zwei kursiv gedruckten Wörter in der Emigration erzwungen: Aus -zig völlig verschiedenen anatolischen Volksgruppen wurden Menschen mit einem einheitlichen Volksgefühl. Atatürk würd seinen Bart zwirbeln, könnte er hören, wie sie trotzig sagen: Es ist schön ein Türke zu sein.“ (*Der Spiegel* Nr. 16, 1997)

oder ob nicht vielmehr wieder eine erneute Zuschreibung vorliegt.

Darüber hinaus werden die Prozesse der ethnischen Identifikation gerade auch in der öffentlichen Diskussion oft eindimensional problematisiert. Sie werden in diesem Diskurs häufig einzig zu einer Bedrohung für die bundesrepublikanische Gesellschaft, widersprechen der „Integration“ usw. Die möglichen positiven Potentiale, die in einer ethnischen Identifikation liegen können, geraten dabei aus dem Blick¹⁷.

Vor allem gilt es jedoch, genau zu schauen, welche Bedeutung der ethnischen Identifikation für die Identitätskonstruktion des Einzelnen zukommt. Häufig ist sie nicht mehr als ein Baustein unter vielen, ein Baustein, der zudem noch kontinuierlichen Veränderungen unterworfen ist. Diese Aspekte werde ich unter 4.4. eingehender diskutieren.

4.4. Zu einem erweiterten Identitätsverständnis

Der vorherrschende Begriff und die hegemoniale Sichtweise des Multikulturalismus ist – wie in den vorangegangenen Ausführungen bereits sichtbar wurde – mit einer statischen Vorstellung von Kultur und Identität verknüpft. Diese Vorstellung möchte ich exemplarisch anhand der pädagogischen und wissenschaftlichen Diskussion über Jugendliche mit Migrationshintergrund verdeutlichen. Ich wähle das Beispiel der jungen MigrantInnen, da diese eine im Diskurs besonders problematisierte Gruppe darstellen und die Argumentation daher prototypisch an ihnen entfaltet werden kann.

Beschäftigt man sich mit den Diskursen über Heranwachsende mit Migrationshintergrund, so wird eines rasch deutlich: die so genannte „Herkunft“ und „Herkunftskultur“ klebt wie Pech an ihnen – unabhängig davon, ob sie erst aktuell in die BRD eingewandert oder bereits Angehörige der zweiten oder dritten Generation sind; unabhängig davon, ob sie je in dem Herkunftsland der Familie gelebt haben oder es nur aus dem Urlaub kennen, weil ihre Eltern oder gar Großeltern als EinwanderInnen in dieses Land kamen. Hierzu ein Beispiel:

17 So untersuchte beispielsweise Andreas Pott die Bedeutung, die die ethnische Identifikation für den Bildungserfolg von MigrantIn*innen haben kann (vgl. Pott 2002).

Erzählkreis in einer Kölner Grundschulklasse, ich nehme am Unterricht teil, weil ich mir die Schule aufgrund der bevorstehenden Einschulung meines Sohnes ansehe: Am Ende der Stunde versammeln sich die Schüler und Schülerinnen in einer Ecke ihrer Klasse zu einem Erzählkreis. Nachdem sie gemeinsam ein kölsches Lied gesungen haben, stellen sich die Kinder nacheinander vor: „Ich heiße Annette, bin acht Jahre alt, gehe in die zweite Klasse und komme aus Köln“, beginnt die erste Schülerin. Es folgt Peter, sieben Jahre, der in der ersten Klasse ist und sich ebenfalls aus Köln stammend beschreibt. Anschließend stellt sich der nächste Schüler vor: „Ich heiße Paolo, bin acht Jahre alt, gehe in die zweite Klasse und komme aus Italien“, gefolgt von Hikmet: „Ich bin sechs Jahre alt, gehe in die erste Klasse und komme aus der Türkei.“ In dieser Weise stellen sich auch die anderen Schülerinnen und Schüler vor. Gegen Ende spricht Elvira. Sie stellt sich so vor: „Ich heiße Elvira, bin acht Jahre alt, gehe in die zweite Klasse und komme aus Schleiden.“¹⁸ Erläuternd beugt sich der Lehrer zu mir herüber: „Sie ist nun schon seit zwei Jahren in Köln und sagt immer noch, sie kommt aus der Eifel.“

Paolo und Hikmet sind höchstwahrscheinlich in Köln geboren oder haben zumindest den Großteil ihres bisherigen Lebens in dieser Stadt verbracht – ihr Deutsch weist eine unüberhörbare „kölsche“ Einfärbung auf. Doch ihre Herkunft bleibt in der Vorstellung des anwesenden Lehrers ungebrochen Italien und die Türkei, sie scheint unentrinnbar zu sein. Sie wird mit jeder dieser Vorstellungsrunden, die deutlich ritualisierten Charakter besitzen, erneut fest- und eingeschrieben¹⁹.

Doch die Jugendlichen mit Migrationshintergrund werden nicht nur auf die nationale bzw. ethnische Herkunft ihrer Familie fixiert, sie sind zudem – so das vorherrschende Bild – unentrinnbar und gleichbleibend von ihrer so genannten „Herkunftskultur“ geprägt. Kritisch merkt hierzu Ursula Apitzsch an: „Kultur funktioniert hier wie eine Art zweiter Natur, die den Menschen wie ein ehernes Gehäuse umschließt und ihn nur um den Preis des Zerbrechens persönlicher Identität entlässt.“ (Apitzsch 1993, S.7) Dies

18 Schleiden ist ein kleiner Ort in der Eifel.

19 Damit werden im Bewusstsein der Kinder Trennungen eingeschrieben. Beobachtet man Vorschulkinder, so lässt sich beobachten, dass sie sich häufig noch als Kinder begegnen, vielleicht als Kinder, die in der gleichen Straße leben o.ä. Im Durchlaufen der Institutionen und der mit ihnen verbundenen Rituale lernen sie dann zu „unterscheiden“.

weist bereits in die Richtung, der die Argumentation bezüglich der allochthonen Jugendlichen folgt, die in der BRD aufwachsen. Für diese folgt, so der Mainstream der Diskussion, daraus ein Dauerkonflikt: Die Jugendlichen sitzen „zwischen den Stühlen“ der Anforderungen zweier (sich widersprechender) zumeist monolithisch verstandener Kulturen²⁰.

Schon lange wird in der interkulturellen Forschung dieses Bild kritisiert und es wird sichtbar gemacht, wie die Jugendlichen vielmehr in einer Auseinandersetzung mit den verschiedenen (kulturellen) Kontexten neue, eigene Positionen entwickeln u.a. Otyakmaz 1995; Badawia 2002). Zugleich wird in diesen Arbeiten deutlich, wie schwierig dieser Weg ist, insofern gerade die Mehrheitsgesellschaft den Heranwachsenden die Notwendigkeit der Entscheidung für eine Seite – und zwar die vermeintliche deutsche – nahelegt²¹. Auch der dem hegemonialen Bild inhärente Automatismus einer Konfliktfähigkeit, die aus der Konfrontation mit differierenden kulturellen Anforderungen entsteht, wird in diesen und anderen Arbeiten in Frage gestellt. So führt beispielsweise Paul Mecheril – in Umkehrung des üblichen Defizitansatzes – aus, dass Menschen mit Migrationshintergrund, die „in oder mit oder zwischen zwei Kulturen leben“, sich durch den Umgang mit den damit verknüpften, unterschiedlichen Anforderungen Kompetenzen aneignen, Kompetenzen, die insbesondere in der postmodernen Gesellschaft von hoher Bedeutung sind.

20 Hier sind verschiedene Diskursstränge zu beobachten. Wie Helma Lutz und Christine Huth-Hildebrandt (1998) zeigen, spitzte sich die Diskussion ab den 80er Jahren zunächst auf die Mädchensozialisation zu. In den letzten Jahren sind dann zunehmend die Jungen in den Blick geraten, wenn argumentiert wird, dass die Jugendlichen dieses Spannungsverhältnis zugunsten des Rückzuges in die ethnische Community, religiös oder gewalttätig organisierte ethnische Gruppierungen lösen. Die Gefahr einer entstehenden „Parallelgesellschaft“ wird medial zunehmend aufbereitet, unterstützt von problematischen wissenschaftlichen Untersuchungen (vgl. Heitmeyer 1997).

21 Berrin Özlem Otyakmaz führt dies in ihrer Arbeit an der Lebenssituation junger türkischer Migrantinnen aus. So schreibt sie: „Sie (die jungen Frauen E.S.) kämpfen um ihren Platz in dieser Gesellschaft und haben ihre eigenen Lebensentwürfe längst kreiert. Dabei ist ihr Problem nicht, dass ihnen keine entsprechenden Ressourcen zur Verfügung ständen, mit und in verschiedenen Kulturen – und damit ‚auf allen Stühlen‘ – zu leben und neue Lebensformen zu synthetisieren. Allerdings stoßen sie immer wieder auf einen Alltag, in dem von deutscher Seite vorgegeben wird, es gäbe nur eine, die monokulturelle deutsche Lösung auf der Suche nach Möglichkeiten gesellschaftlicher Emanzipation.“ (Otyakmaz 1999, S. 91)

„Diese differentielle Wahrnehmungs- und Permanenzkompetenz erhöht die prinzipielle Sensibilität für soziale Kontexte und ihre Regel- und Zeichenspezifität. Insbesondere für das Leben in pluralistisch strukturierten und sich stetig wandelnden Umgebungen, wie es unsere hochtechnisierten, ‚postmodernen‘ Gesellschaften ja sind – ist die Fähigkeit zu differentiell-sensiblen Reaktionsweisen auf kontextuelle Unterschiede und die Fähigkeit zur Rollenvielfalt ohne Identitätsprobleme von eminent großer (Überlebens) Bedeutung.“ (Mecheril 1994, S. 86)

Und nicht zuletzt ist die Vorstellung der jungen Migranten, die konflikthaft „zwischen den Stühlen“ sitzen, problematisch, da dieser Argumentation doch sowohl die Vorstellung von statischen und die gesamte Person umfassenden Kulturen als auch die einer eindeutigen Identität zu Grunde liegt.

Gegenüber dieser Vorstellung einer eindeutigen und abgeschlossenen personalen Identität möchte ich hier generell für ein offeneres Modell plädieren. Ich möchte im Folgenden einen Begriff von Identität in der postmodernen Welt skizzieren, der es zugleich ermöglicht, mögliche „ethnische“ Anteile derselben in einen angemessenen Kontext einzuordnen.

Wie ausführlich im Kontext der gesellschaftlichen Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse dargelegt wurde, wurde der Einzelne zunehmend aus historisch vorgegebenen Sozialformen und traditionellen Bindungen freigesetzt; zugleich sind die großen, alles überwölbenden Sinndächer weitgehend zerbrochen. Damit ist der Einzelne mehr denn je genötigt, seine Identität im Alltag selbst zu entwerfen, sie beständig zu erschaffen, auszuhandeln und aufrecht zu erhalten. Sie muss erzeugt werden und ist zugleich nie abgeschlossen oder fertig, vielmehr ist sie zu verstehen als etwas Prozesshaftes und Veränderliches. Der Einzelne leistet eine lebenslange „Identitätsarbeit“ – im gesellschaftlichen Austausch.

Die Individuen erringen und verwerfen „ihre“ Identität dabei in verschiedenen Kontexten soziokultureller Praxis. Sie haben diverse soziale Verortungen (sie sind Frau oder Mann, entstammen einem bestimmten sozio-ökonomischen Kontext, sind Angehörige der Mehrheitsgesellschaft oder einer Minderheit) und bewegen sich zugleich in diversen Kontexten, Wir-Gruppen, Milieus und Systemen. Sie sind eingebunden in familiäre Strukturen, in einen Freundes- und Bekanntenkreis, bewegen sich in gesellschaftlichen Systemen wie der Schule oder der Arbeit. Sie sind Mitglieder einer religiösen Gemeinschaft oder eines Traditionsvereins, einer Partei, eines Vereins, einer Organisation. Diese Aufzählung lässt sich fortsetzen. Daraus folgt, dass der Einzelne niemals nur Angehöri-

ger einer einzelnen Kultur oder Subkultur ist. Zugleich impliziert diese vielfache Verortung des Einzelnen jedoch auch, dass er mit höchst differenten Anforderungen der verschiedenen Teilwelten konfrontiert ist, wie ihm auch zugleich

„als Mitglied verschiedenster sozialer Gruppen und Netzwerke (...) eine breite Palette an Identifikationsangeboten zur Verfügung (steht), aus der sie und er je nach Kontext und Situation mehr oder weniger freiwillig ‚auswählt‘ und seine, bzw. ihre ‚multiple Identität komponiert‘.“ (Wodak/ de Cilia u.a. 1998, S. 59)

Menschen bewegen sich also in unterschiedlichen Kontexten, Gruppen und Systemen, sie sind immer Angehörige verschiedener (Sub)Kulturen und sie sind den unterschiedlichen Anforderungen der verschiedenen Teilwelten ausgesetzt. Das Individuum entwickelt verschiedene Facetten seiner Identität, es entwickelt Teilidentitäten. Diese können ineinander greifen, können nebeneinander stehen oder sich gar widersprechen. Identität muss damit heute mehr denn je als facettenreich, unabgeschlossen und uneindeutig begriffen werden, oder wie es Jona Breidenbach und Ina Zukrigl beschreiben: „Identität wird gleich einem Flickenteppich individuell zusammengefügt.“ (Breidenbach/ Zukrigl 1998, S. 83) Andere Autoren benutzen andere Begriffe, sie umkreisen jedoch alle den selben Zusammenhang. So spricht der Ethnologe Ulf Hannerz von einer zunehmenden „Kreolisierung“ der Identitäten, Anne Honer und Ronald Hitzler von den „Bastel-Identitäten“ und Elisabeth Bronfen von „identitären Hybriden“²². Gemein ist all diesen Begrifflichkeiten, dass sie auf eine Entwicklung Bezug nehmen, in der sich kulturelle und identitäre Einheitlichkeit – sofern sie jemals bestanden hat – zunehmend auflöst. Diese Gedanken sollen im folgenden anhand einer Kurzbiographie verdeutlicht werden²³.

22 Hier ist anzumerken, dass der Begriff der Hybridität nicht unproblematisch ist. So kritisiert Martin Albrow mit Recht seinen biologischen Ursprung, der zugleich die Vorstellung stabiler Wurzeln enthält. Diese Konnotation schlägt sich in der Diskussion insofern nieder, als dass der Begriff „die Vorstellung einer unvergänglichen Quelle voraussetzt, in der alles seinen Ursprung hat, anstatt ein Panorama ständiger Veränderung und Erneuerung zu entwerfen, das dem Wesen und der Geschichte menschlicher Gruppenbildung eher entspricht“ (Albrow 1998, S. 323f.). Zur Kritik siehe auch Riedel 2002.

23 Diese Biographie basiert auf einer Fragebogenbefragung von Jugendlichen und Heranwachsenden mit Migrationshintergrund im Alter zwischen 16 und 25 Jahren. Im Rahmen eines Forschungsprojektes wurden die Selbsteinschätzung und -positionierung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund insbesondere in Hinblick auf ihre Ausbildungs- und Berufsverläufe, aber auch bezogen auf lebensweltliche Orientierungen und Lebensplanungen sowie ihre Erfahrungen mit schulischen und außerschulischen Institutionen erfragt. Unter anderem enthielt der Fragebogen Fragen zur Freizeitgestaltung, Medienkonsum, dem Freundeskreis, Zugehörigkeitsgefühlen sowie nationalen und religiösen Orientierungen. Diese Fragen waren als offene Fragen formuliert. Die folgenden Kurzbiographien entstanden aus der Zusammenstellung der Antworten zu verschiedenen

Parvin P. ist 17 Jahre alt. Sie wurde in Teheran geboren, kam mit einem Jahr in die BRD und lebt seitdem hier. Nachdem sie die Hauptschule mit dem Abschluss nach der 9.Klasse verlassen hat, besucht sie gegenwärtig ein Berufskolleg, um die Fachoberschulreife nachzuholen.

Auf die Frage hin, ob sie sich einer bestimmten Gruppe oder Szene zugehörig fühle, antwortet sie *„der islamischen Gruppe“*. Daran gefalle ihr, *„dass wir Moslems immer zusammen halten und uns gut verstehen. (Obwohl Mensch ist Mensch.)“* Die Herkunft ihrer FreundInnen seien *„iranisch, türkisch, bosnisch, arabisch“*. Parvin gibt an, dass Religion eine wichtige Rolle in ihrem Alltag spielt. Sie schreibt: *„Ich bin stolzer Moslem. Gott kommt an der ersten Stelle. Außerdem bete ich öfters.“* Neben den Angeboten eines Sportvereins nutzt sie Freizeitangebote von religiösen Organisationen. Nach den von ihr am häufigsten konsumierten Fernsehsendern gefragt, führt sie ihre Lieblingsfernsehsendungen an: Al Bundy, Charmed – Zauberhafte Hexen, St.Tropez und Ally McBeal. Parvin fühlt sich in der BRD zu Hause, denn: *„Bin in Deutschland aufgewachsen, ist für mich meine zweite Heimat. Ist doch klar.“* Einer bestimmten Nation oder Volksgruppe fühlt sie sich nicht zugehörig. Sie möchte später einmal in Kanada leben.

Eine solche Zusammenstellung birgt Überraschungen. Denn sie passt weder in das wissenschaftliche Bild, noch das, welches die Medien von den MigrantIn Jugendlichen zeichnen und das sich ebenso im Alltagsbewusstsein wiederfindet. Die Assoziationen, die beispielsweise eine Jugendliche hervorruft, die angibt, sich vorrangig der islamischen Gruppe zugehörig zu fühlen und sich als stolzer Moslem beschreibt, bei der Gott an erster Stelle steht, sind andere, als die einer jungen Frau, die sich in Deutschland zu Hause fühlt und deren Lieblingssendungen US-amerikanische Produktionen sind, die Millionen anderer Jugendliche nachmittags konsumieren.

Es zeigt sich hieran, wie geschlossen und statisch diese Bilder sind und wie weit entfernt von der aktuellen Realität der Jugendlichen. Es ist daher gerade wichtig, von Vorstellungen eindeutiger Kulturen und Identitäten sowie ihrer Prägekraft in Hinblick auf die MigrantInnen Abstand zu nehmen und den Blick zu öffnen. Dies bedeutet auch, den gesamtgesellschaftlichen Prozess der Individualisierung und ihrer Folgen auch in Hin-

blick auf die Bevölkerung mit Migrationshintergrund ernst zu nehmen. Daraus folgt dann für die Bedeutung der nationalen Herkunft und religiösen Zugehörigkeit der Individuen das, was der Ethnologe Wolfgang Kaschuba formuliert: diese Kriterien „markieren dann lediglich Segmente innerhalb eines insgesamt offenen Orientierungshorizonts, in dem ebenso Fragen des Lebensstils, des Geschmacks oder der Generationskontexte eine Rolle spielen.“ (Kaschuba 2001) In eine ähnliche Richtung argumentiert auch Renate Nestvogel, wenn sie für eine Pluralität der Subjektpositionen plädiert, die sich damit zugleich einem dualistischen Verständnis entzieht und die verschiedenen Facetten der Lebenswelt integriert (vgl. Nestvogel 1995, S. 153f.). Abschließend möchte ich an dieser Stelle noch einen längeren Abschnitt des Schriftstellers Feridun Zaimoğlu zitieren, der in literarischer Form die Realitätsferne eines geschlossenen Identitätsbegriffes aufzeigt. So ist in seinem Buch „Kopf und Kragen. Kanak-Kultur-Kompendium“ zu lesen:

„Meine Mutter beispielsweise ist Tscherkessin und kommt aus dem Kaukasus. Ihre Sippe entkam nur knapp der Deportation nach Sibirien; das geschah in der Zeit, als Stalin mit eisernem Besen fegte und auch das kleine Tscherkessenvölkchen seiner Zwangsumsiedlungspolitik zum Opfer fiel. Nicht vielen gelang die Flucht an die türkische Schwarzmeerküste, und die es doch schafften, wurden über Nacht türkische Staatsbürger. Mein Vater wiederum gehörte der dritten Generation der Balkanflüchtlinge an, die sich nach der Weltkriegsniederlage und dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches in das türkische Kernland aufgemacht hatten. Ich bin im anatolischen Bolu geboren, meine achtzehn Monate jüngere Schwester ist gebürtige Berlinerin. Kann man vor solch immensen Zeitzäsuren und biographischen Brüchen noch von einer einzigen Identität sprechen, die alle Altersklassen in der Geschlechterfolge in Haft nimmt? Irreguläre Lebensläufe aus Zusammenbruchsszenen sind das wahre Gesicht der Einwanderung.“ (Zaimoğlu 2001, S. 10)

Damit weist Feridun Zaimoğlu zugleich auf einen weiteren, bedeutsamen Aspekt hin: die gewachsene Mobilität, die sich vor allem auch im Zuge der Globalisierung entfaltet und deren zentraler Bestandteil die weltweiten Migrationsbewegungen bilden. Dieser Prozess geht einher mit einem Formwandel der Mobilität, welcher unter dem Begriff der „Transnationalität“ bzw. der „Transnationalisierung“ diskutiert wird²⁴: Migration ist immer

24 Einen Überblick über die Transnationalisierungsdiskussion, die insbesondere im letzten Jahrzehnt an Bedeutung gewonnen hat, gibt Ludger Pries (2002). Er unterscheidet dabei zwei unterschiedliche Begriffsfüllungen: In einem weiteren Verständnis beziehe sich „*transnationalism*“ auf Zugehörigkeitsgefühle, kulturelle Gemeinsamkeiten, Kommunikationsverflechtungen, Arbeitszusammenhänge und alltägliche Lebenspraxis sowie die hierauf bezogenen gesellschaftlichen Ordnungen und Regulierungen, welche die Nationalstaaten überschreiten. In einer eher engen

häufiger nicht mehr nur als ein einmaliger und unidirektionaler Prozess zu verstehen, bei welchem der Auswanderung die langfristige Sesshaftwerdung folgt. Vielmehr werden zunehmend Migrationsprozesse sichtbar, die durch ein kontinuierliches räumliches Oszillieren zwischen Nationalstaaten und Orten geprägt sind. Mobilität artikuliert sich immer häufiger eben nicht als eine auf einen spezifischen Ort fixierte Bewegung im Raum, sondern als permanente oder wiederholte Bewegungen (vgl. Cyrus 2000, S. 96). Dies bedeutet, dass viele Menschen ihr Herkunftsland nicht mehr unbedingt verlassen, um sich langfristig oder gar endgültig in einem anderen niederzulassen. Sie bleiben für einige Zeit, wandern weiter oder kehren zurück, pendeln zwischen den verschiedenen Staaten hin und her. Sie erhalten ihre Beziehungen in den verschiedenen Ländern aufrecht, „leben“ an verschiedenen Orten, entwickeln differente Arten von Zugehörigkeiten wie auch Nationalstaatsgrenzen überschreitende Netzwerke und Aktivitäten. Damit lösen sich die Individuen zugleich von *einem* geographischen, aber auch sozialen, sinnstiftenden Raum und schaffen Räume und soziale Beziehungen über die Nationalstaaten hinweg (vgl. Pries 1997; Pries 2002; Ruokonen-Engler 2003; Shinozaki 2003). Erleichtert bzw. beschleunigt werden diese Prozesse durch die gewachsenen technischen Möglichkeiten: So können *einerseits* räumliche Distanzen immer schneller überwunden werden und sind zunehmend breiteren Bevölkerungsgruppen zugänglich. *Andererseits* veralltäglichen die modernen Kommunikationsmittel die direkte bzw. virtuelle Kontaktpflege über große räumliche Entfernungen hinweg. Insbesondere das Internet lässt hier die Welt „zusammenschrumpfen“.

Im Zuge dieser Prozesse entstanden und entstehen gerade auch im städtischen Rahmen zunehmend „transnationale Räume“, Räume die sich nicht mehr durch einfache kulturelle Zuordnungen von Herkunftskulturen oder Kulturen der Aufnahmegesellschaft beschreiben lassen – sofern dies überhaupt jemals möglich war. So formuliert Ayşe Çağlar:

„Die vielfältigen Bindungen von Einwanderern, die miteinander verknüpften und nationalstaatliche Grenzen überschreitenden sozialen Räume und die Entstehung neuer kultureller Räume, die die Herausbildung nicht-einheitlicher Identitäten ermöglichen, können nicht mit Hilfe eines Modells der Einwanderung analysiert werden, das linear und kumulativ ist und auf einer Metaphysik der Sesshaftigkeit basiert.“ (Çağlar 2001, S.

Fassung des transnationalism-Begriffs werden damit nur sehr dauerhafte, massive und strukturierte bzw. institutionalisierte Beziehungen bezeichnet, die pluri-lokal über nationalgesellschaftliche Grenzen hinweg existieren.“ (Pries 2002, S.3) Ich beziehe mich in der vorliegenden Arbeit auf die weitere begriffliche Füllung.

338)

Die Wissenschaftlerin veranschaulicht am Beispiel Berlins, wie sehr sich die kulturelle Sphäre türkischer MigrantInnen hochgradig transnationalisiert hat und Zugehörigkeit weniger an eine Nation als vielmehr an einen urbanen Raum gebunden ist. Sie verweist dabei nicht nur auf die internationalen Netzwerke der türkischen ImmigrantInnen in Berlin, sondern vor allem auch auf die Orientierungen und sozialen Räume der zweiten Generation und zeigt auf, wie sehr sich die kulturelle Sphäre aus höchst unterschiedlichen Quellen speist (so am Beispiel der Musik) oder aber die zahlreichen „türkischen“ Bars, Cafés, Clubs und Diskos durch Verweise auf die urbane Kultur türkischer oder auch amerikanischer Provenienz geprägt sind, die sich gerade nicht ethnisch oder folkloristisch lesen lassen²⁵.

Diese Tendenzen sich öffnender Räume sind dabei nicht nur für die allochthone Bevölkerung bedeutsam. Migrationsprozesse verändern nicht nur die Biographien und Lebenswelten der MigrantInnen, sondern ebenso die daran beteiligten Gesellschaften (vgl. Römhild 2002). Zugleich ist die Globalisierung ein Prozess, der uns alle betrifft – wir leben längst in einer vor allem auch im kulturellen Sinne globalisierten Gesellschaft. Auch für die „Einheimischen“ ist die Welt zusammengerückt. Kurzfristige berufliche oder private Aufenthalte in anderen Ländern und die Aufrechterhaltung von Beziehungen über große räumliche Distanzen hinweg werden für immer mehr Menschen zu selbstverständlichen Erfahrungen. Die technischen Entwicklungen der Kommunikationsmedien, aber auch der Beförderungsmittel haben zu exponentiell gewachsenen Kontakten zwischen Menschen und Gesellschaften geführt. So verlieren konkrete geographische Orte an Bedeutung. Freundschaften werden über große Entfernungen aufrecht erhalten und via Internet bilden sich Communities von Menschen, die sich nie getroffen haben, aber trotzdem über ein verbindendes Interesse zueinander gefunden haben (vgl. Beck-

25 So zitiert Ayşe Cağlar einen Kunden der Berliner 1001-Café-Bar: „Sehen Sie, hier wenden wir uns Izmir und Istanbul zu, aber im Grunde genommen nähern wir uns New York über Istanbul. Hier sind wir ein Teil all dieser Orte. Im 1001 fühle ich mich, als sei ich in Istanbul, Berlin, Europa und New York zugleich“ (Cağlar 2001, S. 342f.). Vergleiche hierzu auch Römhild 2002. Dies korrespondiert mit einem „postmodernen“ Heimatbegriff, den Sven Sauter basierend auf Gesprächen mit deutsch-türkischen Jugendlichen formuliert: „(...) ein Prinzip Heimat, das sich zusammensetzt aus anderen Bezugsgrößen, nicht im Sinne territorialer Einheiten, sondern eher aus wichtigen psychosozialen Elementen. Heimat ist da, wo man sich am wohlsten fühlt, und das kann der Freundeskreis sein, die Folkloregruppe, mit der die Freizeit geteilt wird, oder auch die Familie.“ (Sauter 2002, S. 200)

Gernsheim 1999). Und selbst für diejenigen, die nicht aktiv an diesen Entwicklungen partizipieren trifft letztendlich das zu, was Regina Römhild formuliert: „Noch die Sesshaftesten werden erleben, dass sich die Welt um sie herum unaufhaltsam verändert: dass die Welt zu ihnen nach Hause kommt, auch wenn sie selbst sich nicht vom Platz bewegen.“ (Römhild 2002)

Nimmt man diese verschiedenen Facetten der gesellschaftlichen Transformationsprozesse zusammen, so wird deutlich, wie wichtig es ist, die Vorstellungen personaler Identität zu öffnen und vor allem zu lösen von scheinbaren kulturellen Eindeutigkeiten.

5. Zwischenfazit 108

5. Zwischenfazit

Mit den drei vorangegangenen Kapiteln wurde der engere theoretische Hintergrund der vorliegenden Dissertation bestimmt. Dabei habe ich mich dem Thema dieser Arbeit, dem Leben in der multikulturellen Stadt, über drei verschiedene Wege angenähert: über die stadtsoziologische Diskussion, den gesellschaftlichen Transformationsprozess der Individualisierung und Pluralisierung sowie den multikulturellen Diskurs. Der Themenrahmen erschließt sich über diese unterschiedlichen Zugänge, die sich immer wieder berühren und überkreuzen.

Abschließend möchte ich an dieser Stelle einige der bislang diskutierten Stränge noch einmal pointiert und skizzenhaft zusammenführen und damit zugleich den Blick näher bestimmen, der im empirischen Teil auf das Quartier Köln-Ehrenfeld gerichtet wird.

Anhand der frühen stadtsoziologischen Diskussion habe ich zunächst aufgezeigt, inwieweit die Entwicklung der modernen Stadt durch ihre Kritik und Problematisierung begleitet wurde. Dabei richtete sich der pessimistische Blick vor allem auf zwei Aspekte: *zum einen* auf die zunehmende Auflösung traditioneller Bindungen und Orientierungsmuster, die sich vor allem in den rasch anwachsenden Städten in aller Deutlichkeit zeigte, *zum Zweiten* auf die Fremdheit, die das Leben im städtischen Raum prägte und in sichtbarem Gegensatz zum dörflich organisierten Leben stand. Dieser frühe stadtsoziologische Diskurs weist erstaunliche Parallelen zur aktuellen Diskussion auf: Das insbesondere von konservativer Seite laut werdende Lamento über den Werteverfall und die Auflösung traditioneller Bindungen und Institutionen (wie die Familie) zeigt eine deutliche Affinität zu Teilen des alten soziologischen Diskurses, der die desintegrativen Folgen des modernen Lebens in den Vordergrund rückte. Die pessimistische Sicht auf das städtische Leben wirkt bis in die aktuelle stadtsoziologische Diskussion fort, die gerade in den letzten Jahren durch eine deutliche „Verfallssemantik“ bestimmt wird. Ein zentraler Topos letzterer Diskussion ist dabei die „multikulturelle Stadt“, die eine kontinuierliche Problematisierung und Skandalisierung erfährt. Die EinwanderInnen, so ein wiederkehrendes Argumentationsschema vor allem auch im öffentlichen und medialen Diskurs, importierten ein Übermaß an Fremdheit in die Städte, sodass es unweigerlich zu Konflikten und Problemen komme.

Entgegen dieser hier nur thesenartig noch einmal in Erinnerung gerufenen Diskussion gehe ich davon aus, dass Fremdheit als ein konstitutiver Bestandteil des städtischen Lebens zu verstehen ist. Diese Fremdheit bietet, so habe ich in Rückgriff auf Georg Simmel gezeigt, den Individuen nicht nur einen Freiheitsgewinn, sondern prägt im städtischen Kontext auch den Umgang der Menschen miteinander. Sie führt zu spezifischen Verhaltensweisen, die Simmel als „Reserviertheit des Städters“ kennzeichnete, andere Theoretiker, zum Teil an diese Gedanken anknüpfend, mit ähnlichen Termini. Diese alltägliche Fremdheit – und hier kommt ein weiterer Argumentationsstrang der vorangegangenen Ausführungen zum Tragen – fand in den letzten Jahrzehnten eine Radikalisierung durch einen erneuten Individualisierungsschub, infolge dessen es zu einer bislang nicht da gewesenen Pluralisierung der Lebenswelten, -formen und -stile kam. Die Gesellschaft ist nachhaltig in Bewegung geraten und die Gemeinsamkeit geteilter Lebensläufe und -orientierungen existiert heute weniger denn je. Nimmt man diese, im Umfeld der Individualisierungsthese, aber auch der Postmoderne breit diskutierten Transformationsprozesse ernst, so verwundert der Diskurs um die Multikulturalität um so mehr. Denn hier wird *einerseits* eine Differenz – die ethnische, wenn man so will –, die sich in einem lebensweltlich ausdifferenzierten Raum artikuliert, zu einem Problem erhoben und dabei nicht selten implizit so getan, als träfe diese Differenz auf eine gesellschaftliche Homogenität geteilter Werte und Orientierungen. Dies wurde, um ein prominentes Beispiel aus dem öffentlichen Diskurs zu nennen, zuletzt in der Diskussion um die „deutsche Leitkultur“ sichtbar (vgl. Nassehi 2001). Andererseits basiert diese Diskussion um die multikulturelle Gesellschaft in weiten Teilen auf einem statischen Kulturverständnis, welches die Kultur der EinwanderInnen essentialisiert und zu einem für die jeweiligen ethnischen Gruppen identischen Korsett gemeinsamer Werte, welches die gesamte Person prägt, stilisiert. Die Individualisierung, die Pluralisierung der Lebensstile und die damit verbundene Herausbildung mehrfacher Orientierungen, die Entwicklung multipler Identitäten wird den EinwanderInnen damit zugleich weitgehend abgesprochen. Dabei könnte, wie Armin Nassehi es ausführt, die Diskussion um die Pluralisierung der Lebensstile

„ein Modell dafür liefern, wie eine radikale Diversität von Lebensstilen in der ethnisch-kulturellen Dimension auch in unseren angeblich kulturell homogenen, staatlich verfassten Regionen der Weltgesellschaft möglich ist, ohne dass permanent von Integrationsproblemen, Überfremdungszumutungen und ähnlichem die Rede sein muss.“ (Nassehi 1998, S. 61f.)

Der „klassische“ Begriff des Multikulturalismus tritt damit hinter die Realitäten der individualisierten und pluralisierten postmodernen Gesellschaft zurück, die sich zudem zunehmend globalisiert. Er ist in seiner Statik und ethnischen Verengung ungeeignet, um die kulturelle Ausdifferenzierung und lebensweltliche Vielfalt, die sich insbesondere im urbanen Kontext artikuliert, adäquat zu erfassen¹. Vielmehr erzeugt er ethnische Differenzlinien. Aus diesem Grund soll im Rahmen dieser Arbeit ein offenerer Begriff des Multikulturalismus Anwendung finden. Dieses Multikulturalismusverständnis bezieht all die ausdifferenzierten und im Alltag sichtbar werdenden Formen kultureller Artikulation² begrifflich mit ein. Oder, um noch einmal Nassehi zu zitieren:

„Was die moderne Gesellschaft an Stilen und Lebensformen, an Milieus und biographischen Diskontinuitäten erlaubt, hätte unser Land auch ohne Einwanderer zu einer ‚multikulturellen‘ Gesellschaft werden lassen.“ (Nassehi 2001, S. 8)

Bezieht man diese Überlegungen auf den städtischen Alltag, so sind all die verschiedenen Milieus, Szenen, Orientierungen etc. in diesen Begriff mit aufzunehmen. Blickt man beispielsweise auf Jugendliche, so beinhaltet dies eine Einbeziehung der verschiedenen jugendkulturellen Orientierungen, die sich im Jugendmilieu entfalten. So sind die Jugendlichen im Quartier nicht unbedingt Deutsche, Türken, Italiener oder Griechen, sie sind Rapper, Veganer, Skater oder Computerfreaks. Sie fühlen sich spezifischen Szenen oder Cliques zugehörig. Dabei können sich die jugendkulturellen Zuordnungen mit ethnisch konnotierten Attributen verknüpfen, doch bildet der ethnische Aspekt dabei nur ein Segment unter anderen. In diesem Sinne soll im folgenden, empirischen Teil, welcher sich mit dem Kölner Stadtteil Ehrenfeld befasst, der Blick auf den „städtischen Multikulturalismus“ gerichtet werden.

Doch nicht nur an diesem spezifischen Verständnis des Multikulturalismus orientiert sich die Sicht auf das Quartier. Wie oben bereits ausgeführt verstehe ich Fremdheit –

1 So formuliert Wolf-Dietrich Bukow in Blick auf die kulturellen Diskurse programmatisch: „Trotz aller Beschwörungsversuche, trotz des Appells an einen Nationalstolz oder eine deutsche Leitkultur, die Zeiten der Mythen ist nicht nur deshalb vorbei, weil sie sich als unheilvoll, gefährlich und destruktiv erwiesen haben, sondern vor allem auch deshalb, weil die gesellschaftliche Entwicklung endgültig über sie hinweggegangen ist.“ (Bukow 2002, S. 143)

2 Ein solcherart erweiterter Multikulturalismusbegriff lag auch dem Forschungsprojekt „Städtischer Multikulturalismus“ zu Grunde. Vergleiche hierzu Bukow/ Nikodem/ Schulze/ Yildiz (2001 a), S. 102f.

insbesondere vor dem Hintergrund der lebensweltlichen Pluralisierung – als konstitutives Element des Städtischen, als Alltagserfahrung im städtischen Leben, mit der die Menschen gelernt haben umzugehen. Von daher soll im Folgenden ein „unaufgeregter“ Blick auf das städtische Alltagsleben im untersuchten Quartier gerichtet werden. Im Sinne der eingangs bereits erwähnten Perspektivenumkehr geht es mir vor allem auch um die funktionierenden Zusammenhänge im städtischen Alltag, also um das Gegenbild zu dem allgemeinen Verfallsdiskurs.

Dies ist allerdings nicht gleichzusetzen mit einer Perspektive, aus der das urbane Leben als problemlos und konfliktfrei verstanden wird – dies wäre naiv und unrealistisch. Die im Vorangegangenen diskutierten, sich verschärfenden Segregationstendenzen innerhalb der Städte, aber auch die Reproduktion von Ungleichheit trotz Individualisierung weisen in eben diese Richtung. Hier wurde bereits deutlich, dass das urbane Leben nicht ohne Konflikte und Auseinandersetzungen verläuft. Diese Konflikte sollen auch im folgenden, empirischen Teil Berücksichtigung finden. Jedoch ergibt sich aus dem hier verfolgten Ansatz eine Sichtweise, die sich abgrenzt von einer Kulturalisierung der städtischen Probleme. Nicht die Heterogenität der urbanen Bevölkerung „an sich“ und hierbei vor allem die in den Vordergrund gerückte „ethnische“ Differenz der EinwanderInnen bildet ihre Grundlage, wie dies wiederholt im wissenschaftlichen, vor allem aber auch medialen Diskurs postuliert wird. Mit der funktionalen Ausdifferenzierung der Gesellschaft und dem damit verbundenen Primat der systemischen Inklusion ist der Blick hier vielmehr auf die wachsenden Exklusionstendenzen und die systemischen Verwerfungen innerhalb der Quartiere zu richten. Hier kann es zu einer Überlastung der Einzelnen in ihrem konkreten Lebenszusammenhang kommen, wenn die systemische Inklusion Risse bekommt und diese sich vertiefen – beispielsweise durch wachsende Arbeitslosigkeit, den Abbau sozialer Systeme, die Vernachlässigung der Infrastruktur oder die Ungleichbehandlung der verschiedenen Gruppen. Dies verschärft sich, wenn auf solche Verwerfungen nicht nachhaltig reagiert und die systemische Inklusion nicht reorganisiert wird. Ein besonderes Augenmerk ist darüber hinaus auf die rechtlich fundierte systemische Ausgrenzung der EinwanderInnen zu richten³. Hier ist vor allem festzuhalten, dass trotz

3 Hierauf verweist auch Clemens Dannebeck, wenn er formuliert: „Nationalität und Ethnizität machen sich in allen ihren geachteten und sehr geachteten Spielarten höchst praktisch geltend. Die in der Regel nur sehr bedingte Kündbarkeit von Nationalität, Herkunft und Abstammung ist ein beredter Hinweis darauf, dass es auf das, was der Einzelne mit diesen kollektiven Merkmalen persönlich verbinden mag, nicht allzu sehr ankommt. Das, was dem Einzelnen politisch-rechtlich

wachsender formal-rationaler Konstituierung der Gesellschaft Nationalität weiterhin als Inklusionsmodus fungiert, womit zugleich „der Ausschluss (Exklusion) derjenigen, die von den Inklusionsmodi Nation bzw. Nationalität nicht unter ein berechtigtes Publikum summiert werden, also Fremde“ (Sander 1995, S.245) begründet wird. Der weiterhin wirksame Ausschluss eines Großteils der EinwanderInnen und ihrer Nachkommen aus der politischen Partizipation oder die als Exklusionsinstrument wirkenden arbeitsrechtlichen Bestimmungen⁴ geben hierfür anschauliche Beispiele. Wenn darüber hinaus medial wie auch wissenschaftlich immer wieder die „Fremdheit“, die „Andersartigkeit“ und die Nicht-Zugehörigkeit eines Teils der bundesrepublikanischen Bevölkerung postuliert wird und „ethnische“ Gruppen auf diese Weise kontinuierlich erzeugt werden (vgl. Bukow 1996), dann bietet dieser Diskurs ebenso Anknüpfungspunkte für das Alltagsleben und lädt dieses ethnisch und auch rassistisch auf. Auch auf diese Seite des städtischen Alltags werde ich eingehen.

Diese Ausführungen zeigen die Blickrichtung, die den empirischen Teil dieser Arbeit prägt. Dabei werde ich die verschiedenen Facetten, die zum Tragen kommen, anhand des Interviewmaterials bearbeiten. Um dabei auch die systemischen Bedingungen, die das Leben im Quartier bestimmen, näher zu umreißen, soll Köln-Ehrenfeld zunächst aus struktureller Perspektive skizziert werden. In einem zweiten Schritt werden dann die Interviews anhand von Querschnittsfragen analysiert, um in einem dritten Schritt vertiefend auf einzelne Biographien von StadtteilbewohnerInnen einzugehen.

Zuvor werde ich jedoch den methodischen Rahmen dieser empirischen Ausführungen umreißen.

erlaubt oder verwehrt wird – Einreise, Aufenthalt etc.– ist keine Frage des persönlichen Standpunktes, sondern praktisch geltendes Recht.“ (Dannenbeck 1998, S. 37)

4 So regeln Ausländergesetz sowie Asylbewerbergesetz die Möglichkeiten der Erwerbstätigkeit in der Bundesrepublik nach einem in sich hierarchischen System (vgl. Nikodem 2003, S. 206ff.).

Teil 2
Leben in einem multikulturellen Quartier
– empirische Ergebnisse

6.	Methodischer Rahmen der Arbeit	115
6.1.	Zur methodologischen Rahmung der vorliegenden Arbeit	115
6.1.1.	Zur Bedeutung der qualitativen Forschung in der Sozialforschung ..	115
6.1.2.	Zur Entwicklung und Bedeutung der Biographieforschung	117
6.1.3.	Migration in der Forschung	122
6.2.	Anwendung: Zum methodischen Vorgehen in dieser Arbeit	125
6.2.1.	Erste Zugänge zum Feld	127
6.2.2.	Biographische Interviews	129
6.2.3.	Ergänzende fokussierte Interviews	131
6.2.4.	Teilnehmende Beobachtung	132
6.2.5.	Zur Auswertung des erhobenen Materials	132

7. Methodischer Rahmen der Arbeit

Das vorliegende Kapitel soll der methodologischen und methodischen Rahmung dieser Dissertation dienen¹. Dabei werde ich in zwei Schritten vorgehen.

Zunächst werde ich den methodologischen Ansatz umreißen, indem ich drei für diese Arbeit grundlegenden Themenbereiche ausführlicher diskutieren werde: die Entwicklung und Bedeutung der qualitativen Forschung in Abgrenzung zu quantitativen Forschungsansätzen, die Bedeutung der Biographieforschung im Kontext gesellschaftlicher Transformationsprozesse sowie die Migrationsforschung innerhalb der Sozialwissenschaften. In einem zweiten Schritt werde ich dann das konkrete methodische Vorgehen innerhalb der vorliegenden Dissertation näher bestimmen und erläutern. Dabei werden sowohl die verschiedenen Methoden der Datenerhebung wie auch die Auswertung des erhobenen Materials näher bestimmt.

6.1. Zur methodologischen Rahmung der vorliegenden Arbeit

6.1.1. Zur Bedeutung der qualitativen Forschung in der Sozialforschung

Die qualitative Forschung kann innerhalb der Sozialwissenschaften auf eine lange Tradition zurückblicken, erlebt jedoch seit den 70er Jahren eine Renaissance in der deutschen Diskussion und hat seitdem kontinuierlich an Bedeutung gewonnen. Entstanden in Abgrenzung zur quantitativ-standardisierten Forschung und als kritische Reaktion auf deren Dominanz hat sie sich zu einem eigenständigen Bereich empirischer Sozialforschung entwickelt. Dabei bildet der Begriff der „qualitativen Forschung“ einen Sammelbegriff, unter dem sich ganz unterschiedliche Ansätze finden, mit ebenso differenten theoretischen

1 Die hier vorliegende Dissertation basiert empirisch auf Material, das im Rahmen des Forschungsprojektes „Städtischer Multikulturalismus. Zum lebenspraktischen Miteinander in fortgeschrittenen Industriegesellschaften“ erhoben wurde. Überschneidungen mit dem methodischen Rahmen dieses Forschungsprojektes sind daher unvermeidbar. Vergleiche Bukow/Nikodem/ Schulze/ Yildiz 2001a, S.107f.

schen, methodischen und methodologischen Zugängen zur sozialen Wirklichkeit². Nichtsdestotrotz lassen sich einige gemeinsame Grundsätze und Ansatzpunkte festhalten – wie ihre starke Orientierung am Alltagsgeschehen bzw. am Alltagswissen, dem Anspruch, Lebenswelten „von innen heraus“ zu beschreiben und die Sicht der handelnden Individuen in den Vordergrund zu stellen, sowie dem daran angeknüpfenden Prinzip der Offenheit im Forschungsprozess (vgl. Flick/ von Kardorff/ Steinke 2000, S. 22ff.).

Ihren Bedeutungszuwachs verdanken die qualitativen Methoden nicht zuletzt den gesellschaftlichen Transformationsprozessen der letzten Jahrzehnte, der Pluralisierung der Lebenswelt sowie der Individualisierung der Lebenslagen, denn diese Prozesse konfrontieren die SozialforscherInnen zunehmend mit einer Unvertrautheit gegenüber dem, was sie untersuchen. Die Offenheit qualitativer Ansätze, die Berücksichtigung der Perspektiven der beteiligten Subjekte und ihrer Vielschichtigkeit sowie ihrer subjektiven und sozialen Konstruktionen trägt dieser gewachsenen Komplexität und Unvertrautheit der Wirklichkeit Rechnung. In diesem Sinne formulieren Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (2000, S. 17):

„Auch wenn die Postmoderne vielleicht schon wieder zu Ende ist, die Prozesse der Pluralisierung und Auflösung, die neuen Unübersichtlichkeiten, die mit diesem Begriff beschrieben werden, bestehen weiter. Standardisierte Methoden benötigen für die Konzipierung ihrer Erhebungsinstrumente eine feste Vorstellung über den untersuchten Gegenstand, wogegen qualitative Forschung für das Neue im Untersuchten, das Unbekannte im scheinbar Bekannten offen sein kann.“

Qualitative Forschung geht zudem von der grundsätzlichen Annahme aus, dass die zu erforschenden Gegenstände komplex und differenziert sind und sich nicht ohne weiteres auf einfache Ursache-Wirkungszusammenhänge reduzieren lassen. In diesen Grundannahmen einer komplexen und unvertrauten Realität sind die qualitativen Verfahren damit in besonderer Weise geeignet, die soziale Wirklichkeit in sich transformierenden Gesellschaften, in Gesellschaften in Bewegung zu beschreiben.

2 Zur Übersicht über die verschiedenen methodischen Ansätze der qualitativen Forschung siehe das Handbuch von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (2000).

6.1.2. Zur Entwicklung und Bedeutung der Biographieforschung

Wie auch die anderen Formen der qualitativen Sozialforschung entwickelte sich die Biographieforschung vor allem aus dem Unbehagen an den konventionellen quantitativen Ansätzen. Eingefordert wurde dabei vor allem die Berücksichtigung der subjektiven Dimension der Gesellschaft, welche unter der Dominanz strukturell-funktional orientierter Theoriebildung und empirisch zentrierter Sozialforschung in den Hintergrund zu geraten schien.

Entgegen ihrer relativ jungen Geschichte in der bundesrepublikanischen Sozialforschung liegt die Entdeckung und Nutzung des Biographischen als Methode innerhalb der Soziologie fast einhundert Jahre zurück. Während für die klassische Soziologie in Europa – für Karl Marx, Emile Durkheim oder Georg Simmel – die Biographie bedeutungslos war³, bildete sie in der US-amerikanischen Soziologie insbesondere der 20er und 30er Jahre den Ansatzpunkt für zahlreiche Studien. Einen ersten Meilenstein bildete dabei die Arbeit der Soziologen William I. Thomas und Florian Znaniecki in den USA, die mit ihrer fünfbandigen, zwischen 1918 und 1920 veröffentlichten Studie zur interkulturellen Migration „The Polish peasant in Europe and America“ an biographischem Material ansetzten, um damit sowohl die subjektiven als auch die objektiven Faktoren des gesellschaftlichen Wirkungszusammenhanges zu erfassen.

Unter dem Einfluss von Robert Park und Ernest W. Burgess entfaltete sich in der Folgezeit die „Chicago School of Sociology“, die zahlreiche qualitative Studien zu diversen sozialen Problemen durchführte – insbesondere in Form von Fallstudien über Personen, Gruppen oder subkulturelle Lebenswelten, zu „Fragen einer urbanisierten, durch Massenelend, nationale und kulturelle Differenzen und Kriminalität charakterisierten Gesellschaft“ (Fuchs-Heinritz 2000, S. 93). Dabei arbeiteten die ForscherInnen der Chicago School nicht nur mit biographischen Befragungen und teilnehmender Beobachtung, sondern bezogen ebenso Leserbriefe aus Zeitungen, private Briefe, Auszüge aus Autobiographien, Selbstdarstellungen etc. als Material in den Forschungsprozess mit ein.

3 Wie Wolfram Fischer-Rosenthal ausführt, fand einzig in Polen eine erst in jüngster Zeit rezipierte Sonderentwicklung statt. Florian Znaniecki hatte 1920 an der Universität von Poznan ein Institut für Soziologie gegründet und inspirierte in der Folgezeit zahlreiche soziologische Arbeiten, die sich methodisch deutlich an geschriebenen Autobiographien orientierten (vgl. Fischer-Rosenthal 1990, S. 16).

Trotz dieser Vielzahl von Arbeiten blieb insgesamt der Einfluss der Chicago School auf die US-amerikanische Soziologie begrenzt. Im Zentrum der Forschung standen weiterhin quantitative Verfahren; qualitative Verfahren wie auch die biographische Forschung nehmen eine randständige Position ein und werden häufig als Hilfsmittel im Rahmen einer Vorstudie vor dem eigentlichen Schritt quantitativer Forschung eingesetzt. Ihnen wird die Aufgabe von „Handlangerdiensten für quantitative Sozialforschung“ (Glaser/ Strauss 1979, S. 92) zugewiesen.

Für die deutsche Sozialwissenschaft der 20er Jahre blieb die Chicago School ohne Bedeutung, einzig Erziehungswissenschaft und Psychologie nutzten biographische Quellen und Forschungsansätze. Auch in den Sozialwissenschaften unter nationalsozialistischem Regime fand die biographische Forschung keine Anwendung, nicht nur aufgrund der Vertreibung zahlreicher SozialwissenschaftlerInnen, sondern ebenso, weil die zentralen Ideologeme des NS – vor allem die Rassen- und Vererbungslehre – dem biographischen Denken diametral entgegenstehen (vgl. Fuchs-Heinritz 2000, S. 109).

Einen Bedeutungszuwachs innerhalb der deutschen Sozialwissenschaften konnte die biographische Methode erst im Kontext des Positivismusstreites der 60er Jahre verzeichnen, im Zuge dessen viele SozialwissenschaftlerInnen in der biographischen (bzw. generell qualitativen) Forschung einen alternativen Ansatz zu den quantitativen Forschungsmethoden sahen. Mit der biographischen Methode verband Martin Kohli die Perspektive, Subjektivität innerhalb sozialwissenschaftlicher Studien zu ihrem Recht kommen zu lassen – und dies in mehrfacher Hinsicht: Erstens in Hinblick darauf, dass sich eine interpretative Soziologie auf „Sinn“, z.B. auf Wissensstrukturen oder Deutungsmuster, bezieht. Zweitens finde Subjektivität Einzug in die Wissenschaft, insofern die individuellen Sinnstrukturen der untersuchten Subjekte, ihre Weltkonstruktionen wissenschaftlich wahrgenommen werden. Und drittens bedeute es, so Kohli, dass die individuellen Besonderheiten in den Lebensverhältnissen wissenschaftlich einbezogen und reflektiert werden. Damit werde hervorgehoben, „dass über die gängigen verallgemeinernden Abstraktionen zur Kennzeichnung sozialer Lagen die wirklichen Lebensverhältnisse in ihrer jeweiligen besonderen Ausprägung nicht adäquat zu erfassen seien“ (Kohli 1978, S. 28, zitiert nach Fuchs-Heinritz 2000, S. 115). Durch diese Einbeziehung der Subjektivität werde nicht zuletzt anerkannt, dass das Subjekt an der Gestaltung seiner Lebensverhältnisse aktiv beteiligt ist, und es werde forschungsmetho-

disch versucht, seine individuellen Handlungsbeiträge wahrzunehmen.

In den 70er Jahren setzt in der Bundesrepublik dann ein regelrechter Boom biographischer Forschung ein, dabei werden die erzählten und niedergeschriebenen Lebensgeschichten als Datenbasis in ganz verschiedenen Fachdisziplinen⁴ genutzt. Höchst unterschiedliches Material findet dabei Verwendung: neben erhobenen Interviews werden ebenso Tagebücher, Briefe, niedergeschriebene Lebensgeschichten, Familienchroniken etc. als Material von wissenschaftlichen Untersuchungen eingesetzt. In der Auseinandersetzung mit den ausgearbeiteten Verfahren der quantitativen Forschung (aber auch unter dem damit verbundenen Legitimationsdruck) entwickelte sich in den folgenden Jahrzehnten eine umfassende methodische und methodologische Diskussion, die zur Ausarbeitung eigener Befragungs- und Interpretationsverfahren geführt hat. Zugleich ist neben der Ausweitung biographischer Forschung auch in Hinblick auf ihre inhaltliche Ausrichtung in den 70er Jahren eine deutliche Veränderung zu beobachten: Während bis dahin ein instrumentelles Verständnis vorherrschte, geriet nun Biographie selbst als soziales Konstrukt in den Blick. So schreibt Gabriele Rosenthal:

„Die Phase, in der biographische Quellen nur instrumentell als Informationsquelle verwendet wurden, wird allmählich – insbesondere in der Soziologie – abgelöst durch eine Phase, in der die Biographie als soziales Konstrukt bzw. als soziale Realität eigener Art selbst zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analysen wird.“ (Rosenthal 1995, S. 12)

Vor allem im Kontext dieser inhaltlichen und methodischen Weiterentwicklung wird seit den 80er Jahren auch zunehmend von Biographieforschung anstelle biographischer Forschung gesprochen. Dieser wissenschaftliche Ansatz hat sich sukzessive zu einem selbstständigen, methodisch wie inhaltlich fundierten Forschungsansatz entwickelt⁵.

Wie bereits erwähnt, ist der Bedeutungszuwachs der Biographieforschung nicht zuletzt

4 Aus den Geschichtswissenschaften beispielsweise, wo die Methode vor allem im Kontext der Oral History bzw. unter diesem Label Verwendung findet, sind die Arbeiten von Lutz Niethammer über die Arbeiterschaft im Ruhrgebiet wohl die bekanntesten.

5 Wolfram Fischer-Rosenthal geht sogar davon aus, „dass der entscheidende Unterschied und Fortschritt gegenwärtiger soziologischer Biographik zu älteren Versuchen darin besteht, dass wir es nicht (nur) mit einem speziellen Forschungs*instrument* unter anderen zu tun haben, mit dem etwa eine bestimmte Art von eher subjektbezogenen Daten zu beschaffen sei. Vielmehr geht es um eine soziologische *Sichtweise*, die versucht, *Soziologie* – ohne Abstriche, Feldbegrenzungen oder Bindestricherweiterungen – zu betreiben.“ (Fischer-Rosenthal 1990, S. 11)

den gesellschaftlichen Transformationsprozessen der letzten Jahrzehnte geschuldet, in deren Kontext die individuelle Biographie an Stellenwert gewonnen hat⁶. Dabei stellt die individuelle Biographie zugleich ein inhaltlich anderes Konzept dar als ihre klassische Vorgängerin: Das klassische Verhältnis zur eigenen Biographie, selbst Ergebnis gesellschaftlicher Modernisierung, war geprägt durch ein festes Drehbuch. Die gesellschaftliche Positionierung des Einzelnen entlang fester sozialstruktureller Kategorien bestimmte weitgehend den Lebensverlauf und dementsprechend auch den Blick auf die eigene Biographie. Wolf-Dietrich Bukow schreibt hierzu:

„Die klassische Biographie erscheint aus heutiger Sicht wie ein nur mühsam säkularisiertes, ursprünglich durchaus eindeutig religiös fixiertes Drehbuch. Sie hat sicherlich individuelle Züge, bleibt aber trotz aller Einbrüche ‚von außerhalb‘ und Proteste ‚von innerhalb‘ im Grunde nur die Reinterpretation eines individuell für verbindlich erachteten Programmes.“ (Bukow 1999a, S. 93)

Dieses biographische Selbstverständnis ist zunehmend fraglich geworden. Mit dem Abschmelzen traditionaler Orientierungen und der Freisetzung des Einzelnen ist die Biographie immer stärker zu etwas geworden, was nicht „abgearbeitet“, sondern vielmehr beständig entworfen, komponiert, konstruiert werden muss. Wie im Vorangegangenen ausführlich diskutiert wurde, ist der Lebensverlauf immer weniger vorbestimmt – selbst die klassischen Lebensphasen verlieren an Eindeutigkeit. Dies beinhaltet jedoch nicht, dass der Rahmen, in dem sich die jeweilige individuelle Biographie entfaltet, beliebig ist, denn gesellschaftliche Strukturen beeinflussen weiterhin unsere Verortung im sozialen Raum⁷. Und nicht nur gesellschaftliche Strukturen, sondern ebenso die „institutionalisierten Ablaufmuster“ (Fritz Schütze) prägen unsere Biographie: die Schule, Ausbildung, der Familienzyklus. So existiert trotz aller Individualisierung ein „Normallebenslauf“ (Kohli), eine „Normalbiographie“, die als Orientierungsmuster fungiert. Sie gibt eine Vorstellung davon, wie unser Lebensablauf (eigentlich) sein müsste. Damit ist der Rahmen, innerhalb dessen wir unsere individuelle Biographie entfalten, nicht beliebig weit.

6 Wie Werner Fuchs-Heinritz (2000) ausführt, manifestierte sich in den 70er und 80er Jahren insgesamt eine biographische Welle. Im Alltag, in der Literatur, im Film wurden das Ich und der subjektive Faktor entdeckt.

7 Peter Alheit bezeichnet – in Anlehnung an Erika M. Hoerning – die Klassen-, Geschlechts- und Generationslagen als „biographische Ressourcen“, die ihren prognostischen Wert für die tatsächlichen Lebensabläufe jedoch eingebüßt haben (Alheit 1993, S. 346).

Andererseits leben wir in dem subjektiven Gefühl, unsere Biographie selbst zu gestalten und unser Leben in der Hand zu haben. Und es bestehen auch reel zahlreiche Handlungsalternativen, über die wir als Individuen selber entscheiden können. Wenngleich die Normalbiographie als orientierender Rahmen fungiert, so kam es doch mit dem fortschreitenden Abschmelzen traditioneller Orientierungen zu einem Bedeutungszuwachs individualisierter Handlungsstrukturen im Umfeld des subjektiven Nahbereichs und des persönlichen Lebenslaufes.

Damit gehen, wie Peter Alheit es beschreibt, „Struktur und Individualität (...) auch in unserer Biographie eine hochinteressante Synthese ein“ (Alheit 1992, S. 24). Das Individuum fungiert nicht als passive Projektionsfläche gesellschaftlicher Prozesse, ebensowenig, wie Individuum und Gesellschaft ineinander aufgehen.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Vor diesem Hintergrund gesellschaftlicher Transformationen ist die Biographieforschung nicht nur als das Resultat eines forschungsinternen Perspektivenwechsels, sondern auch als Reaktion auf gesellschaftliche Veränderungen zu verstehen. Sie gibt den vorgenommenen Perspektivenwechsel nicht nur als eine alternative Forschungsmethode aus, sondern begreift ihn zumeist im Sinne einer von der „Sache“ her erzwungenen Neuorientierung, womit im Grunde nur der postmodernen gesellschaftlichen Entwicklung Rechnung getragen wird. Damit argumentiert sie durchaus parallel zu solchen Theorien, wie sie z.B. von Ulrich Beck im Rahmen der Individualisierungsdiskussion vorgetragen wurden und werden. Sie rekurriert damit auf eine spezifische Fassung von Vergesellschaftung, nämlich die Fokussierung auf individuelle oder lebenslauforientierte statt auf positionelle oder mitgliedschaftsbezogene Vergesellschaftung (vgl. Kohli 1988, S. 33ff).

Die Biographieforschung bearbeitet also zunächst die Vergesellschaftung des Subjekts unter der Grundperspektive, „was alles möglich ist“ statt „was im Durchschnitt gilt“, und zielt damit auf ein Diesseits oder ein Unterhalb von Institutionen, wobei an Stelle von gruppen-, familien-, schichtspezifischen und anderen kollektiven Lagen der Lebenslauf mit seinen für ihn typischen Deutungsmustern zum ersten Bezugspunkt geworden ist. Wenngleich die Biographieforschung also am Individuum ansetzt, befindet sie sich doch zugleich an der Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft. Die biographische Erzählung geht immer über die rein individuelle Erfahrung hinaus. In ihr findet sich ein Zugang dazu, wie die soziale Welt im Prozess der Sozialisation internalisiert wird und

biographische Erfahrungen in den Wissensvorrat eingeordnet werden (vgl. Rosenthal 1995, S. 13). Insofern dabei in der Rekonstruktion von Lebensgeschichten gesellschaftliche Strukturen sowie allgemeine Strukturen des Sozialen entdeckt werden, betreibt sie eine Soziologie jenseits von Mikro- oder Makrosoziologie.

6.1.3. Migration in der Forschung

Zwar wurden im theoretischen Teil dieser Arbeit bereits einige Probleme des wissenschaftlichen Diskurses über Einwanderung und Minderheiten umrissen, dennoch soll dieses Thema aus methodischer Hinsicht noch einmal kurz aufgegriffen werden, da diese grundlegenden Überlegungen auch den Zugang zu der vorliegenden Studie bestimmt haben.

Wenn man sich mit Untersuchungen beschäftigt, welche die Situation von Minderheiten zum Gegenstand haben, stößt man häufig auf eine ethnisch zentrierte und reduktionistische Perspektive, die den Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Deutung bildet. Nach einer zentralen Grundmelodie, die in großen Teilen der Migrationsforschung implizit und explizit weiter tradiert wird, erscheint die allochthone Bevölkerung – auf der Basis eines statischen Kulturverständnisses – als weitgehend traditionell und defizitär und ist vor allem in Konflikt- und Problemkontexten von Interesse. Hier trifft sich der wissenschaftliche Diskurs mit dem medialen, wie bereits ausgeführt wurde. Dies soll anhand einiger ausgewählter Aspekte näher umrissen werden:

So zeigt sich in Blick auf die Migrationsforschung in weiten Teilen eine Herangehensweise, die sich als *sortierender Blick* kennzeichnen lässt. Hierbei werden die Minderheitengruppen quasi vorab aus dem Gesamtzusammenhang des Städtischen herausgenommen und vornehmlich unter dem Fokus ihrer als „ethnisch“ definierten Eigenschaften betrachtet. Statt sich auf die urbanen Konstitutionsbedingungen als Referenzrahmen zu beziehen, bewegen sich diese wissenschaftlichen Untersuchungen vorrangig im ethnischen Horizont und setzen ethnische Kategorien, Differenzen und Konflikte primär als gegeben voraus. Bekanntes Beispiel eines solchen Vorgehens ist die vieldiskutierte Studie von Wilhelm Heitmeyer u.a. (1997) „Verlockender Fundamentalismus“, in welcher die Jugendlichen durch gezielte Fragestellungen schon im Vorfeld der Untersuchung *ethnisch sortiert* werden. Das Interesse richtet sich dabei nicht auf die

Jugendlichen oder SchülerInnen selbst und ihre Lebenswelten, sondern auf die als „türkisch“ Definierten, was wiederum den Interpretationsrahmen der Ergebnisse bestimmte: eine Art homogenisierende Wahrnehmung „türkischer Jugendlicher“. Wie Albert Scherr dargelegt hat, handelt es sich dabei um eine „nationalisierende Konstruktion“, insofern die Befragten als Türken angesprochen und aufgefordert wurden, sich als solche darzustellen – und eben nicht als Jugendliche oder SchülerInnen (vgl. Scherr 1997, S. 130).

Diese grundlegende Sichtweise auf die allochthone Bevölkerung geht dabei einher mit Analysemethoden, die auf eine Kulturalisierung und Ethnisierung dieser Gruppen hinauslaufen. Viele wissenschaftliche Untersuchungen beinhalten schon von vornherein kulturalisierende und ethnisierende Fragestellungen. Der wissenschaftliche Versuch, die städtische Bevölkerung durch die im Vorverständnis enthaltenen ethnischen Kriterien auseinanderzudividieren und damit städtische Kontexte zu entkontextualisieren, ist ein Beispiel für diese Vorgehensweise. Dabei wird mit einem vorgängig definierten Raster gearbeitet: Das Ethnische und seine Relevanz im städtischen Kontext ist der Ausgangspunkt, auf den sich weitere Fragestellungen und Argumente beziehen. Dabei behandelt man zugleich postmoderne Städte wie traditionelle Dörfer, betrachtet Quartiere als homogene Gebilde, in denen eine „deutsche Leitkultur“ bestimmend sei. Hier finden Kriterien Anwendung, die insofern kontextfremd sind, als sie für das Funktionieren der Stadtteile oder Städte konstitutiv belanglos sind. Eine solche Sichtweise führt dazu, dass einerseits die Kulturdifferenz als Hauptproblem des interethnischen Zusammenlebens betrachtet und damit der Blick auf andere Prozesse versperrt wird, und dass andererseits Daten präsentiert werden, die für ethnische Fremdkonstruktionen weiterverwendet werden. Entsprechend werden in politischen, wissenschaftlichen, medialen und in Alltagsdiskursen die politischen oder gesellschaftlichen Konflikte als ethnische oder ethnisch verursachte interkulturelle Konflikte wahrgenommen⁸.

Dies bedeutet nicht, dass solche ethnischen Gesellschaftskonzepte oder Deutungsmuster von der Forschung erzeugt würden. Jedoch hat diese einen nicht unbedeutenden Anteil an der Veralltäglichen der ethnischen Deutungsmuster und ihrer Überführung in den

8 Konflikte zu inszenieren und sie quasi automatisch ethnisch zu interpretieren, ist in der Forschung fast zu einer Konvention geworden. Ein Beispiel hierfür bildet die Studie über die Keupstraße in Köln-Mülheim: Ausgangspunkt dieser Studie bildete die Vermutung ethnisch-kulturelle Konflikte. Wo diese im Forschungsprozess nicht gefunden werden konnten, wurden sie kurzerhand als „verdeckte Konflikte“ betitelt (vgl. Dokumentation „Keupstraße“ 1999, S. 12ff).

gesellschaftlichen Wissensvorrat, indem diese nun wissenschaftlich abgesichert werden⁹. Sie sind Teil der Konstruktion und Verfestigung einer verzerrten „Alltagsnormalität“, in der Minderheitengruppen selbstverständlich als „anders“, als „fremd“ erscheinen – eine ethnisch gerahmte „Normalität“, in der ethnische Relevanzstrukturen erzeugt werden, die schrittweise an Bedeutung gewinnen und zu Routinen des Alltagslebens werden.

Helma Lutz (2000, S. 180) weist zudem darauf hin, dass sich zwar quantitative und qualitative Forschungsmethoden in der Erzeugung der „Schiefelage“ gegenseitig ergänzen, zugleich jedoch kritische Studien beider Richtungen aufgrund eines einseitigen Erkenntnisinteresses kaum wahrgenommen würden. Infolgedessen können sie kaum zur Revision und Neuorientierung bzw. Perspektivenumkehr der vorherrschenden Topoi beitragen. Sie schreibt:

„Die Gründe für die Stabilität und Langlebigkeit der *ethnischen Semantik* in der Migrationsforschung liegen also weniger in dem methodischen Vorgehen, sondern müssen an anderen Orten gesucht werden. Ohne mich hier diesem Exerzitium unterziehen zu wollen, kann ich mich vielen anderen anschließen, die immer wieder darauf hinweisen, dass Methodenfragen nicht unabhängig von erkenntnistheoretischen Fragen zu klären sind. Das bedeutet, dass über ein solides Methodenwissen hinaus Reflexionsbereitschaft und die Einbeziehung des soziopolitischen Kontextes von Migrationsfragen unerlässliche Werkzeuge für kritische Forschung sind, dass aber andersherum kritische Resultate nicht notwendigerweise und eo ipso ihren Weg in die Öffentlichkeit und Politik, ja noch nicht einmal in die Mainstream-Wissenschaft finden.“ (Lutz 2000, S. 180f.)

Statt ethnische Differenzen bzw. daraus resultierende Konflikte als quasi „anthropologische Konstante“ heranzuziehen, was eine (Re-)Ethnisierung der Gesellschaft zur Folge hat, wäre in postmodernen Gesellschaften vielmehr eine methodologische Reflexion erforderlich. Statt gesellschaftliche Phänomene wie Ethnizität oder Fremdheit etc. als fraglos gegeben in den Fokus von wissenschaftlichen Analysen zu stellen, sollte man eher nach den gesellschaftlichen Prozessen fragen, die solche Phänomene erst real werden und zu unlösbaren Problemen avancieren lassen. In eine ähnliche Richtung argumentiert auch Frank-Olaf Radtke, wenn er aus methodologischer Sicht dafür plädiert, „das, was man erklären will, nicht von Beginn an als gegeben zu postulieren. Man vermeidet Essentialismus und Reduktionismus.“ (Radtke 1996, S. 347)

9 So wird beispielsweise Wilhelm Heitmeyer als Wissenschaftler von den Medien häufig herangezogen, zitiert und interviewt, obwohl er von wissenschaftlicher Seite massiver Kritik ausgesetzt ist.

Es ist also notwendig, diesen reduktionistischen Blick zu überwinden und sich einer sachadäquaten Rekonstruktion der Minderheitenfrage zuzuwenden. Daher soll in dieser Arbeit mit einem anderen, offeneren Blickwinkel an den städtischen Alltag herangetreten werden: So stellte sich hier zunächst die Frage nach dem Umgang der Menschen im Quartier mit (lebensweltlichen) Differenzen, ihrer Bedeutung im Kontext des Miteinanders. Woran werden Heterogenität und Differenz ausbuchstabiert, wie gehen die StadtteilbewohnerInnen damit um? Welche Umgangsweisen haben sie mit alltäglicher Fremdheit im städtischen Raum entwickelt, wie positionieren sie sich in diesem Raum? Wie wird das städtische Leben von den Einzelnen erlebt, welche Bedeutung hat der städtische Raum für sie und wie eignen sie sich ihn an? Welche Grenzen und Probleme werden dabei deutlich? Auf diese Weise werden damit zunächst Menschen mit ihren unterschiedlichen Lebensstilen, differenten Biographien und Orientierungen sichtbar. Zweifellos lässt sich auf dem Hintergrund eines ethnisch verengten Blickwinkels eine Segmentierung des Stadtteils nach ethnischen Kriterien beobachten, ebenso ethnisch motivierte Konflikte oder gar vorhandene Kulturdifferenzen. Mit dem Wechsel des Blickwinkels im Sinne der oben beschriebenen Perspektivenumkehr erschließt sich jedoch auch eine andere, wie ich denke, differenziertere Sicht auf die Realität. Bevor ich nun die empirischen Ergebnisse vorstelle, möchte ich zunächst mein methodisches Vorgehen im Rahmen dieser Untersuchung näher bestimmen:

6.2. Anwendung: Zum methodischen Vorgehen in dieser Arbeit

Wenngleich ich im Hinblick auf die zu Grunde liegende Fragestellung methodisch mehrdimensional vorgegangen bin¹⁰, so eint diese verschiedenen Wege doch, dass sie in der Mehrheit qualitativ ausgerichtet sind. Aufgrund der Komplexität des Themas und da die Fragestellung nicht auf die quantitative Verteilung spezifischer Variablen im städtischen, multikulturellen Leben zielte, sondern auf das Verstehen der Strukturen, gebot sich diese Vorgehensweise. Denn wie aus den vorangegangenen Ausführungen deutlich wurde, ist die qualitative Methode in besonderer Weise für die Untersuchung der vorliegenden Fragestellungen geeignet, die ja explizit an dem sich transformierenden, ausdifferenzierten

10 Im Sinne einer Methodentriangulation. Vergleiche hierzu Flick 2000.

und sich globalisierenden städtischen Leben ansetzen.

Kein Forschungsprozess startet als *Tabula rasa*. In dieser Untersuchung bildete der bereits umrissene, dreidimensionale Ansatz (in seiner in Kapitel 1.2. dargelegten Spezifizierung) den theoretischen Ausgangspunkt der Untersuchung. Diese Perspektive spielte sowohl bei der Formulierung von Fragestellungen und Hypothesen als auch bei der Datenerhebung sowie bei der Deutung von Materialien eine wichtige Rolle. Das bedeutet zugleich, dass es keinen unvoreingenommenen Einstieg in das Feld gab, sondern mit einem theoretischen Vorkonzept und Vorwissen, welche Einfluss auf die konkrete Feldforschung, aber auch die Analyse und Rekonstruktion der Feldforschungsergebnisse hatten. Dabei wurde jedoch zugleich von einer Vorläufigkeit der Erwartungen, die am Anfang eines Forschungsprozesses stehen, ausgegangen. Theoretische Annahmen sind eben nichts als vorläufige Versionen im Sinne eines schrittweise zu modifizierenden Verständnisses. Sie werden im Laufe des Forschungsprozesses reformuliert und weiter ausgebaut oder auch umgebaut. Es mag sogar sein, dass sie in mancherlei Hinsicht völlig korrigiert werden müssen. Daher müssen ForscherInnen in der Forschungsphase für alle möglichen Entwicklungen in die unterschiedlichsten Richtungen offen sein (vgl. Kaufmann 1999, S.127). Hypothesen können aus nicht erwarteten Verknüpfungen oder aus der Konzentration auf bestimmte Kontexte oder Ideen entstehen. Wenn z.B. eine Geschichte, ein Ereignis oder eine Aktion im Quartier so wichtig ist, dass sie neue Aspekte und Zusammenhänge ans Licht bringt, dann rückt das empirische Material in den Vordergrund und führt zur Formulierung neuer Hypothesen. Die Veränderung des theoretischen Vorverständnisses, etwa durch hinzu gewonnene Erkenntnisse im Feld oder durch unerwartete Einsichten aus der Untersuchung des erarbeiteten Materials heraus, ist notwendiger Bestandteil eines Forschungsprozesses und führt zu einer zunehmenden „Gegenstandsbegründetheit“ des Gesamtkonzeptes (vgl. Strauss/ Corbin 1996). In diesem Sinne verstehe ich die dieser Arbeit zu Grunde liegende Forschungsarbeit als eine „entdeckende Forschung“, wie sie Gerhard Kleining definiert:

„Entdeckungen sind Prozesse, durch die sich das Vorverständnis von den Gegebenheiten den (neuen) Tatsachen anpasst. Dadurch werden die bisherigen Ansichten überwunden, man kann auch sagen, kritisiert. Entdeckende Forschung ist also kritisch: nicht kritisierend von einem wie auch immer begründeten Standpunkt aus, sondern kritisch durch den Fortgang des Entdeckungsprozesses selbst.“ (Kleining 1995, S. 15)

Das oben skizzierte Verhältnis von theoretischem Vorverständnis und empirischer Arbeit hatte Konsequenzen für die forschungsleitenden Fragestellungen: Zwar standen

zu Beginn einige Grundfragestellungen, die für die Studie ein wichtiges Motiv darstellten und von Bedeutung waren, doch begleitete die Reflexion und Reformulierung der Fragestellung den gesamten Forschungsprozess. Entscheidend für die Feldforschung war damit, dass ich als Sozialforscherin trotz einer klaren Vorstellung meiner Fragestellungen offen blieb für neue und überraschende Erkenntnisse¹¹. Gleichzeitig gilt, dass ohne einen roten Faden, also eine Reihe von Leitideen, keine Forschung durchgeführt werden kann. Daher wurde bereits in der explorativen Phase der Forschung eine Gliederung erstellt, die im Verlauf der Zeit überarbeitet, revidiert, ergänzt und weiterentwickelt wurde. Diese Vorgehensweise diente dazu, den roten Faden zu bewahren.

Im Forschungsprozess entwickelte sich damit zugleich ein wechselseitiges Verhältnis des Fragens und Analysierens, wobei es darum ging, die empirische und theoretische Arbeit in ein produktives Verhältnis zueinander zu bringen. Die Theorie bildete dabei ein „intellektuelles Kapital“ (Amann/ Hirschauer 1997, S. 37). Dies gilt es auch bei der Rezeption dieser Arbeit zu berücksichtigen: Wie bereits eingangs erwähnt, wurden der theoretische und der empirische Teil in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander entwickelt – und sollten auch in dieser Weise gelesen werden¹².

In einem nächsten Schritt möchte ich nun die verschiedenen Erhebungs- und Untersuchungswege vorstellen, die Eingang in diese Dissertation gefunden haben.

6.2.1. Erste Zugänge zum Feld

Der Ort, auf den sich die vorliegende Arbeit bezieht, ist der Kölner Stadtteil Ehrenfeld. Das Vorwissen darum, dass dieser Stadtteil in seiner gesamten Geschichte bis in die Gegenwart durch Migration im weitesten Sinne geprägt war, dass Mobilität vor allem auch in Form von Migration immer noch das Bild des Quartiers bestimmt und dass dadurch

11 Mir ist dabei bewusst, dass mit der Entscheidung für eine konkrete Fragestellung jeweils auch eine Reduktion der Vielfalt und damit Strukturierung des untersuchten Feldes verbunden ist: Bestimmte Aspekte wurden, je nach Kontext und Situation, in den Vordergrund gestellt, andere als weniger wesentlich (zumindest vorerst) in den Hintergrund gerückt.

12 Barney G. Glaser und Anselm Strauss verweisen darauf, dass ein Großteil der Konzepte weniger direkt aus den Daten stammen, sondern vielmehr im Forschungsprozess mit Bezug auf die Daten herausgearbeitet wurden. Dabei müssen jedoch die theoretischen Ideen „in Beziehung zu den Daten gebracht werden – ansonsten besteht die Gefahr, dass Theorie und empirische Welt nicht zueinander finden.“ (Glaser/ Strauss 1998, S. 15f.)

der Stadtteil heute durch eine lebendige Heterogenität in vielerlei Hinsicht geprägt ist, waren die ausschlaggebenden Kriterien für die Auswahl dieses Viertels.

Zu einer ersten Annäherung an das Quartier und seine BewohnerInnen wurden verschiedene Wege eingeschlagen. Diese möchte ich nun kurz skizzieren, da die hier gewonnenen Eindrücke und Erkenntnisse auch in die vorliegende Arbeit eingeflossen sind, wengleich sie in den seltensten Fällen als direkte „Zitate“ sichtbar werden:

- In Erkundungsgängen bis hin zur Teilnahme an zwei Stadttealführungen durch „Stattreisen“ fand zunächst eine erste Annäherung statt. Damit konnten vorläufige subjektive Eindrücke vom Quartier und dem dortigen Leben wie auch Informationen gewonnen werden. Erste Gespräche mit verschiedenen BewohnerInnen wurden auch bei diesen Gelegenheiten geführt.
- In einem weiteren Schritt folgten Gespräche mit Menschen, die seit längerer Zeit im Stadtteil wohnten, daher mit dem Quartier vertraut waren und über diverse lokale Kenntnisse verfügten. Dazu wurden vor allem Einrichtungen, Institutionen, Initiativen, und Gruppierungen besucht und Personen angesprochen, die beispielsweise durch eine lokale politische Funktion gute Ortskenntnisse besaßen. Diese Personen fungierten dabei häufig als MittlerInnen zu späteren InterviewpartnerInnen, sie stellten Kontakte zu anderen StadttealbewohnerInnen her.
- Zusätzlich nahm ich an verschiedenen Aktivitäten teil und lernte dabei eine Reihe von Menschen kennen, die sich zum Teil auch zu längeren Gesprächen und narrativen Interviews bereit erklärten.
- Parallel dazu erfolgte eine Sammlung von statistischem Datenmaterial, Zeitungsartikeln und Literatur über den Stadtteil, aktuellen Pressemeldungen sowie in den Bibliotheken auffindbaren Veröffentlichungen älteren wie neueren Datums. Das statistische Material wurde einer Sekundäranalyse unterzogen, die anderen Dokumente ausgewertet. In der vorliegenden Arbeit finden diese Daten vor allem ihren Niederschlag in Kapitel 7 – „Das untersuchte Quartier“.
- Ergänzend fanden Gespräche mit Personen statt, die über die Geschichte und Entwicklung des Viertels besonders gut informiert waren – so z.B. mit einem langjährigen Quartiersbewohner, der ein Buch über eine Straße in Ehrenfeld veröffentlicht hatte. Auf diese Weise wurden einige historische wie aktuelle Zusammenhänge sichtbar, die sich für die gesamte Studie als hilfreich erweisen

sollten.

Durch diese Präsenz an verschiedenen Orten, bei Aktivitäten und Ereignissen konnten unterschiedliche Prozesse, Kontexte und Relevanzstrukturen sichtbar gemacht werden, die für die weitere Vorgehensweise von Bedeutung waren. Eindrücke, Einschätzungen und Wahrnehmungen wurden protokolliert und die Auswertung des Materials lieferte wiederum neue Fokussierungen. Die dadurch erworbenen Erkenntnisse führten zur Veränderung, Ergänzung und Revision einiger Fragestellungen. So wurde beispielsweise rasch deutlich, dass die Verwendung des Begriffes „multikulturell“ ganz bestimmte, vorab verengende Assoziationen auslöst. Zu Beginn der Forschungsarbeit wurde das Forschungsanliegen innerhalb der Gespräche als Interesse am „multikulturellen Zusammenleben“ in Ehrenfeld vorgestellt, was dazu führte, dass die GesprächspartnerInnen weitgehend einer *ethnischen Perspektive* folgten, aus der sie den Stadtteil beschrieben. Dass solche Deutungsmuster im Stadtteil existieren, sollte zwar dokumentiert und interpretiert werden, jedoch nicht zum Ausgangspunkt der Studie gemacht werden. Da der Begriff des Multikulturalismus im Alltagsdiskurs eindimensional ethnisch belegt ist, beschlossen wir, ihn in den Gesprächen weitgehend zu vermeiden und statt dessen von Zusammenleben im Stadtteil zu sprechen.

Der erste Arbeitsschritt bestand damit darin, sich dem Forschungsgegenstand hermeneutisch anzunähern, ihn zu begreifen und gleichzeitig die im Forschungsprozess zur Grundlage gemachten Setzungen und Entscheidungen zu überprüfen, zu erweitern, zu korrigieren. Erst im Anschluss an diese ersten Zugänge zum Quartier erfolgte die eigentliche Erhebungsphase, bei der mehrere methodische Instrumentarien Verwendung fanden, die nun umrissen werden sollen.

6.2.2. Biographische Interviews

Über lebensgeschichtliche Texte wird der SozialwissenschaftlerIn ein Einblick in die Komplexität der sozialen Wirklichkeit ermöglicht, die in sozialwissenschaftlichen Begriffen und Theorien nicht (anschaulich) präsent ist. Auf dieser Basis wird es möglich, neuartige und produktive Fragen zu stellen (vgl. Fuchs 2000, S. 125). Zugleich lässt sich über den biographischen Weg eine „Sicht von innen“ (Kohli) einbeziehen, ebenso, wie über diesen Ansatz die Prozesshaftigkeit des sozialen Lebens zugänglich wird.

Vor diesem Hintergrund wurde der biographische Ansatz gewählt, um die vorliegende Fragestellung der lebensweltlichen Orientierungen und Verortungen unter den strukturellen, städtischen Bedingungen zu verfolgen.

Konkret bedeutete dies, dass ein Teil der dieser Arbeit zu Grunde liegenden Interviews als offene, so genannte narrative Interviews mit biographischer Orientierung geführt worden sind. Die Bezeichnung biographische Orientierung verweist dabei darauf, dass die Lebensgeschichte eine wichtige Dimension innerhalb der Interviews darstellte. Im Kontext der hier vorliegenden Fragestellung wurde jedoch ein spezifischer Fokus vor allem auf das alltägliche Leben in der Stadt bzw. im Quartier gelegt.

Dabei standen verschiedene, forschungsleitende Fragen im Hintergrund:

- Wie leben die BewohnerInnen in Köln-Ehrenfeld ihren Alltag, an welchen Orten, mit welchen Menschen? Wie erleben sie das Quartier und was sind hier wichtige Bezugspunkte?
- Welchen Wertorientierungen und Überzeugungen folgen sie dabei, welche Lebensstile entfalten sie?
- Welchen Menschen, Gruppen und Orten fühlen sich diese Personen zugehörig, aber auch, von welchen grenzen sie sich ab?
- Wie gehen sie mit der Erfahrung von Differenz und Fremdheit um? Wer wird als different oder fremd erfahren, folgen daraus notwendigerweise Grenzziehungen, wie werden Grenzziehungen ausgestaltet?¹³
- Wie gestaltet sich ihr alltägliches Leben im Spannungsfeld individueller Freiräume und systemischer Rahmenbedingungen?

Diese Fragen standen als Orientierungsrahmen im Hintergrund, was jedoch nicht bedeutete, dass sie als Leitfragen abgefragt wurden. Vielmehr gestalteten sich die Interviews in weiten Passagen als narrative Interviews¹⁴. Das in Leitfaden-Interviews verwendete

13 Wie bereits ausgeführt, interessieren in diesem Kontext zwar auch interethnische Kontakte oder Abgrenzungen, jedoch nicht ausschließlich. Ausgehend von einem Begriff von Multikulturalität, der auf unterschiedliche Diversitäten abhebt, wird Differenz und Fremdheit nicht auf ethnische Momente beschränkt.

14 Damit wurden die Interviews jedoch nicht als narrative Interviews im engen Sinne von Fritz Schütze (1983) geführt, wenngleich sie diesem Ansatz stellenweise folgten. Zur Diskussion um den Begriff des narrativen Interviews vergleiche Christel Hopf (2000).

Verfahren eines „Frage-Antwort-Schemas“ wurde verlassen, um den InterviewpartnerInnen einen größtmöglichen Freiraum für eigene Gestaltung und eigene Sinn- und Relevanzstrukturen zu lassen. Fragend griff ich nur ein, wenn das Interview stockte. Ergänzend zu dem narrativ ausgerichteten Verfahren wurde am Ende des Interviews ein externer Frageteil angefügt. So lag den Interviews zwar einerseits ein orientierender Rahmen zu Grunde, andererseits wurde dieser immer auch verlassen und ich passte mich als Interviewerin vor allem auch der Individualität der InformantIn an.

Die Auswertung dieser Interviews findet sich in der vorliegenden Arbeit vor allem in Kapitel 9 – „Biographien im Quartier“.

6.2.3. Ergänzende fokussierte Interviews

Die biographisch orientierten Interviews fanden ihre Ergänzung durch eine Reihe von kurzen Leitfadeninterviews mit verschiedenen StadtteilbewohnerInnen. Bei diesen wurden einzelne Aspekte in das Zentrum gestellt, die sich im laufenden Forschungsprozess als relevant herausgestellt hatten.

In ihrer Form sind diese Kurzinterviews am ehesten als fokussierte Interviews (vgl. Hopf 2000) zu bezeichnen, ein Ansatz, der in den vierziger Jahren im Kontext der Kommunikationsforschung entwickelt wurde. Diese Interviewform zeichnet sich durch die Fokussierung auf einen spezifischen Gegenstand bei gleichzeitiger Offenheit des Interviews aus, eine Offenheit, die es den Befragten ermöglicht, neue, nicht antizipierte Gesichtspunkte in das Interview einzubringen. Mit dieser Interviewform wurde es möglich, einzelne Aspekte vertiefend zu bearbeiten, wie z.B. den nach der Verortung im Stadtteil.

Diese kürzeren Interviews wurden zum Teil auf der Straße, zum Teil in Institutionen oder an spezifischen Orten (z.B. im Waschsalon) geführt. Auch wurden besondere Ereignisse im Stadtteil, wie z.B. Kirchenfeste oder politische Veranstaltungen, genutzt, um weitere ergänzende Interviews durchzuführen. Die Auswertung dieser Interviews findet sich im Rahmen dieser Arbeit vor allem in Kapitel 8 – „Leben im Quartier“.

6.2.4. Teilnehmende Beobachtung

Nicht zuletzt nimmt die teilnehmende Beobachtung einen wichtigen methodischen Stellenwert im Rahmen dieser Arbeit ein. Sie bildet sozusagen den „Bodensatz“ der vorliegenden Ergebnisse, insofern Spaziergänge durch das Quartier, Beobachtungen an unterschiedlichen Orten – auf der Straße, dem Markt, in Cafés, in Geschäften etc. – den gesamten Forschungsprozess begleiteten. Die Teilnahme am Alltagsgeschehen und speziellen Ereignissen, Feldbeobachtungen auf Straßen, in Geschäften, in Einkaufszentren, in Kneipen, in Einrichtungen, bei Initiativen, auf Festen und Veranstaltungen bilden ebenso wie die Interviews eine empirische Basis dieser Arbeit¹⁵.

Teilnehmende Beobachtung gilt als das ethnographische Basisverhalten schlechthin¹⁶. Sie dient dazu, Erfahrungen im Feld zu sammeln, Phänomene zu registrieren, also sich mit dem zu untersuchenden Feld vertraut zu machen. Daher ist die teilnehmende Beobachtung in der qualitativen Forschung weitverbreitet. Sie ist eine Feldforschungsstrategie, die zugleich Interviews mit InterviewpartnerInnen und InformantInnen, direkte Teilnahme und Beobachtung, Dokumentenanalyse sowie Introspektion (Selbstbeobachtung) verbindet. Dabei geht es um eine spezifische Interaktion mit dem Feld. Daher war die teilnehmende Beobachtung in der gesamten Forschungsphase zentral.

6.2.5. Zur Bearbeitung des erhobenen Materials

Wie bereits deutlich geworden ist, sind vielerlei Materialien in den Auswertungsprozess eingegangen. Neben bereits vorhandenen schriftlichen Daten über das Quartier (statistisches Material, Zeitungsartikel, Veröffentlichungen und Untersuchungen über Ehren-

15 Die zuvor dargestellte erste Annäherung an das Quartier ist dabei zugleich Teil dieser teilnehmenden Beobachtung.

16 Wie Christian Lüders darstellt, beginnt sich seit einigen Jahren der Begriff der Ethnographie unter dem Einfluss der amerikanischen und englischen Diskussion auch in den deutschen Sozialwissenschaften durchzusetzen. Beide Ansätze sind jedoch nicht deckungsgleich, sondern gehen mit spezifischen Akzentsetzungen einher. Zugleich bedient sich die Ethnographie unter anderem der Methode der teilnehmenden Beobachtung (vgl. Lüders 2000).

feld etc.) sowie Feldnotizen und -protokollen bilden vor allem die geführten Interviews die Basis der Analyse.

Die Interviews – die biographisch orientierten wie auch die fokussierten – wurden hierzu zunächst transkribiert. Dazu wurde eine mittlere Transkriptionsgenauigkeit gewählt, die eine Balance findet zwischen einer nahen Wiedergabe des Gespräches einerseits, sowie der Lesbarkeit des Transkriptes andererseits und die zugleich der zu Grunde liegenden Fragestellung gerecht wird. Dabei wurde der Text weitgehend wortgetreu transkribiert¹⁷, lediglich einige der Fülllaute (wie „ähm“ oder „hm“) wurden ausgelassen. Pausen wie auch einige der redebegleitende Merkmale (z.B. Lachen) wurden bei der Transkription vermerkt. Steigende oder fallende Intonationen, Silbendehnung oder auch eine sich ändernde Lautstärke der SprecherIn wurden in Hinblick auf die Lesbarkeit des Transkriptes hingegen nur in Ausnahmefällen wiedergegeben. Wenngleich ich mich mit der gewählten Transkriptionsform bemüht habe, eine Annäherung des Skriptes an das stattgefundene Gespräch zu ermöglichen, war mir dabei bewusst, dass auch der Akt der Transkription bereits eine erste Interpretation darstellt. Denn, wie Pierre Bourdieu ausführt, „allein schon die Zeichensetzung, beispielsweise die Stelle, an der ein Komma gesetzt wird, kann über den gesamten Sinn eines Satzes entscheiden“ (Bourdieu 1997, S. 797).

Die vorliegenden Transkripte der Interviews wurden dann in einem nächsten Schritt sequenziert und absatzweise kodiert. Außerdem wurden die biographischen Daten der InterviewpartnerInnen extrahiert.

Die Analyse der fokussierten Interviews erfolgte dabei primär anhand ausgewählter Querschnittsfragen, die weitgehend innerhalb des Forschungsprozesses entwickelt wurden. Demgegenüber stand bei den biographisch orientierten Interviews die Lebensgeschichte im Kontext der lebensweltlichen Positionierung, vor allem auch im Quartier, im Vordergrund. Dementsprechend bestand mein Anliegen hierbei nicht darin, eine biographische Tiefenanalyse zu erstellen. Ich habe jedoch versucht, die inhaltlichen Konturen der jeweiligen Schilderungen nachzuzeichnen und den „subjektiven Sinn“, die subjektiven Wirklichkeiten nachzuvollziehen, ohne dabei den analytischen Aspekt dieser Rekonstruktion zu vernachlässigen. Daher stehen bei den in Kapitel 9 vorgestellten Biographien jeweils unterschiedliche Aspekte im Vordergrund, je nachdem welche

17 Hier wurde weitgehend einer „literarischen Umschrift“ gefolgt, d.h. Abweichungen von der Standardsprache (z.B. „haste“ anstelle „hast du“) wurden berücksichtigt (vgl. Kowal/ O’Conell 2000, S. 440f.).

thematischen Relevanzen seitens der GesprächspartnerInnen gesetzt und von mir rekonstruiert wurden. Dabei interessierten mich nicht nur die Erzählungen, sondern ebenso Argumentationen und Evaluationen. Wie Thomas Brüsemeister mit Recht ausführt, sind dies

„geraffte Darstellungen, aber meist immer noch detailliert genug, um über biographisch entscheidende Handlungsprozesse zu informieren, und natürlich weisen die Interviews auch Argumentationen und Bewertungen auf, so dass noch sehr dichte Daten vorliegen, die erst einmal interpretiert werden müssen.“ (Brüsemeister 2000, S. 183)

Dabei verstehe ich die Schilderungen der GesprächspartnerInnen, ihre erzählte Lebensgeschichte als eine Konstruktion, meine analytische Arbeit demzufolge als die Rekonstruktion dieser Konstruktion¹⁸. Dieser Konstruktionsakt vollzieht sich dabei immer auch aus der aktuellen Situation heraus. Auf diesen Konstruktionsprozess zielt auch Werner Schiffauer ab, wenn er schreibt:

„Eine biographische Erzählung ist also alles andere als die einfache Wiedergabe von Erfahrungen, die unabhängig und losgelöst von dieser Erzählung existieren. Vielmehr wird aus der Gesprächssituation heraus eine Biographie konstruiert. Dies mag insbesondere auf die artifizielle Gesprächssituation eines Forschungsinterviews zutreffen, gilt jedoch im Prinzip auch für jedes andere Gespräch.“ (Schiffauer 2000, S. 234)

Dabei plädiert er dafür, diese Konstruktionen nicht als Verzerrungen zu begreifen, da sie mit der Konstituierung von Erfahrung untrennbar verbunden seien. Denn ohne eine Deutung können Erfahrungen nur unbestimmt bleiben. Als Konsequenz können die erzählten, vergangenen Erlebnisse nicht als historische Fakten gelesen, sondern müssen vielmehr als Erinnerungen verstanden werden, deren Sinn sich im Kontext der aktuellen Situation entfaltet. Damit bildet die Gegenwart einen wichtigen Ausgangspunkt der Interpretation (vgl. Schiffauer 2000, S. 236).

Nicht zuletzt galt es auch die Interviewsituation sowie die Interaktion der GesprächspartnerIn mit der Sozialforscherin bei der Analyse des „Materials“ nicht aus den Augen zu verlieren. Grundsätzlich ist die Beziehung zwischen InterviewerIn und InterviewpartnerIn immer auch eine hierarchische, bei dem die InterviewerIn „das Spiel beginnt und

18 In diesem Sinne formulierte Pierre Bourdieu: „Der Soziologe muss wissen, dass das Besondere seines Standpunkts darin besteht, ein Standpunkt in Hinblick auf einen Standpunkt zu sein.“ (Bourdieu 1997, S. 802)

die Spielregeln bestimmt“ (Bourdieu 1997, S. 781)¹⁹. Die Bedeutung dieser asymmetrischen Ausgangssituation, aber auch meiner gesellschaftlichen Positionierung – als Frau, als autochthones Gesellschaftsmitglied etc. – für das stattgefundene Interview galt es bei der analytischen Arbeit ebenfalls zu reflektieren (vgl. Lutz 1991, S. 66ff.).

Insgesamt, so lässt sich abschließend festhalten, wurden die Interviews vor dem Hintergrund eines reflektierten Vorwissens in einem aufeinander bezogenen Prozess der Datenerhebung und -auswertung²⁰ sowie der theoretischen und empirischen Arbeit analysiert. Dabei habe ich versucht, in dem Wissen um den Interaktionsprozess zwischen InterviewerIn und Interviewtem sowie dem Konstruktionscharakter lebensgeschichtlicher Erzählungen eine analytische Rekonstruktion zu entfalten, die den subjektiven Wirklichkeiten meiner GesprächspartnerInnen, dem „roten Faden“ ihrer Erzählungen und Schilderungen möglichst nahe kommt.

Bevor ich jedoch nun die Auswertung der Interviews in Hinblick auf die zu Grunde liegende Fragestellung vorstellen werde, werde ich zunächst das Quartier Köln-Ehrenfeld aus historischer und struktureller Perspektive skizzieren.

19 Pierre Bourdieu weist darauf hin, dass der Interviewer derjenige ist, „der auf einseitige Weise und ohne vorherige Aushandlungsprozesse über die manchmal, zumindest in den Augen des Befragten, schlecht definierten Gegenstände und Verwendungsweisen des Interviews bestimmt. Diese Asymmetrie wird immer dann, wenn der Interviewer in der Hierarchie der verschiedenen Kapitalsorten, besonders des kulturellen Kapitals, eine höhere Position als der Befragte besetzt, durch eine gesellschaftliche Asymmetrie noch verstärkt.“ (Bourdieu 1997, S. 781)

20 Hierzu formulieren Anselm Strauss und Juliet Corbin: „Der Wechsel zwischen Erheben und Analysieren von Daten hat seinen guten Grund. Er erlaubt nicht nur eine Datenerhebung auf der Basis von Konzepten, die sich für diese bestimmte Forschungssituation als bedeutsam herausgestellt haben, sondern er fördert auch das Verifizieren von Hypothesen, während sie entwickelt werden.“ (Strauss/ Corbin 1996, S.29)

7.	Das untersuchte Quartier – Eckpunkte	137
7.1.	Zur Entstehungsgeschichte Ehrenfelds	138
7.2.	Migration in Ehrenfeld	
	– Bestandteil der Quartiersentwicklung	139
7.3.	Zur strukturellen Situation im Quartier	
	– Zwischen Marginalisierung und Gentrifizierungsprozessen	143
7.4.	Heterogenität – Kennzeichen des Quartiers	150

7. Das untersuchte Quartier – Eckpunkte

Spricht man von Ehrenfeld, dem Stadtteil, auf den sich die vorliegende Untersuchung bezieht, so kann damit zweierlei bezeichnet sein. Denn aus verwaltungstechnischer Perspektive ist Ehrenfeld einerseits ein Stadtteil, andererseits ein Kölner Stadtbezirk, der seit der Gebietsreform im Jahre 1975 die Stadtteile Bickendorf, Neu-Ehrenfeld, Vogel-sang, Bocklemünd und Ehrenfeld umfasst. Die folgenden Aussagen beziehen sich jedoch weitgehend auf den Stadtteil Ehrenfeld, da dieser im Fokus der vorliegenden Untersu-chung steht.

Der Stadtteil Ehrenfeld ist nordwestlich der Innenstadt Kölns gelegen und gehört zum inneren Ring der linksrheinischen ehemaligen Vororte von Köln. Als „Herzstück“ von Ehrenfeld kann die Venloer Straße bezeichnet werden, die sich über eine Länge von zwei Kilometern durch das Quartier zieht und zugleich die größte Einkaufsstraße Kölns ist (vgl. Padberg 1995, S. 55). Grünflächen sind im Stadtteil eher selten, Ausweichmöglich-keit bildet der angrenzende Grüngürtel an der Inneren Kanalstraße. Am 31.12.2002 leben im Stadtbezirk Ehrenfeld insgesamt 100.191 Menschen, im Stadtteil Ehrenfeld betrug die EinwohnerInnenzahl insgesamt 33.502 Personen¹.

In diesem Kapitel möchte ich den Stadtteil Ehrenfeld aus verschiedenen Perspektiven näher umreißen, um so einen Einblick in das Quartier zu geben, auf das sich die nachfol-genden Ausführungen beziehen werden. Dabei werde ich in vier Schritten vorgehen. Zunächst möchte ich kurz die historische Entwicklung des Stadtteils skizzieren, um diese daraufhin noch einmal fokussiert im Kontext der Migrationsprozesse zu beleuch-ten. In einem weiteren Abschnitt werde ich mich dann mit den vorfindbaren strukturellen Bedingungen beschäftigen und abschließend noch einmal die Heterogenität in ihren verschiedenen Dimensionen als einen wichtigen Bestimmungsfaktor dieses Kölner Quartiers diskutieren.

1 Diese und weitere Zahlen entstammen, soweit nicht anders angegeben, den Angaben des Amtes für Stadtentwicklung und Statistik der Stadt Köln.

7.1. Zur Entstehungsgeschichte Ehrenfelds

Der Stadtteil Ehrenfeld ist – vergleicht man ihn mit den innerstädtischen Stadtteilen Kölns – ein sehr junger Stadtteil. Erwähnung fand er erstmalig im Jahre 1845, als auf dem so genannten „Ehren-Felde“ eine neue Siedlung mit dem gleichlautenden Namen gegründet wird. Zuvor befanden sich auf diesem Gebiet lediglich zwei Gehöfte und Ackerland, also eine landwirtschaftliche Nutzung. Diese erste Siedlungsgründung Mitte des 19. Jahrhunderts geht zurück auf private Unternehmer, die sich auf dem Gebiet niederließen. Den Anfang machte 1845 die Tapetenfabrik Philipp Hoffmann, weitere folgten in den nächsten Jahren. Bis 1868 hatten sich dann bereits 20 Fabriken auf diesem Gebiet angesiedelt. Die Bedeutung der Industrie für die Entstehung und das Wachstum des Stadtteils ist noch heute deutlich an den Straßennamen abzulesen: So gehen beispielsweise die Leyendeckerstraße, die Wahlen- oder Herbrandstraße auf Fabrikbesitzer des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zurück. Den Fabriken folgten die Arbeiter und Arbeiterinnen, für sie und ihre Familien musste Wohnraum geschaffen werden. Es wurden Betriebswohnungen errichtet, wie damals üblich in unmittelbarer Nähe zu den Fabriken.

Im Zuge der Industrialisierung wuchs Ehrenfeld in den folgenden Jahren rasch an. Diese Wachstumsprozesse werden plastisch, wenn man einen Blick auf die EinwohnerInnenzahlen richtet: Während im Jahre 1840 auf dem Gebiet des heutigen Stadtteils nur 32 Menschen lebten und das Wohngebiet im Jahre

1845 neben zwei Höfen nur aus zwei weiteren Häusern bestand (dem Subbelrather Hof, dem Mechternfeld und dem Ziegelfeld), war die Bevölkerung im Jahre 1868 bereits auf 4.000 EinwohnerInnen angewachsen, 1888 auf insgesamt 15.000 Menschen (vgl. Jasper 1977, S. 29).



Industriegeschichtliches Relikt – Leuchtturm in Ehrenfeld

Innerhalb von rund zwanzig Jahren wurde aus der kleinen Siedlung am Rande der Stadt Köln eine selbstständige Gemeinde. Im Jahre 1878 erhielt der Ort das Stadtwappen – die darin enthaltenen Zahnräder verweisen auf den industriellen Hintergrund Ehrenfelds – blieb jedoch an den Landkreis Köln gebunden. Eine Eingemeindung der Stadt Ehrenfeld in die Stadt Köln erfolgte dann im Jahre 1888. Im Zuge weitreichender Eingemeindungen wurden in dieser Zeit neben Ehrenfeld die Stadt Deutz sowie weitere Gemeinden, unter ihnen Longerich, Müngersdorf, Nippes und Poll, zu Stadtteilen Kölns. Damit rückte Köln zugleich flächenmäßig an die Spitze der deutschen Großstädte, gefolgt von Straßburg, Frankfurt am Main und Berlin (vgl. Jasper 1977, S. 30).

Im Laufe des 20. Jahrhunderts werden dann die industriellen Anlagen in Ehrenfeld weitgehend von Wohngebieten umschlossen – im Zuge der Erweiterung des städtischen Siedlungsgebietes.

Nach dem Zweiten Weltkrieg finden sich in Ehrenfeld ca. 60% zerstörte, unbewohnbare Häuser. Der Wiederaufbau und neue Zuwanderung in den Stadtteil lässt dann die Bevölkerungszahl bis 1956 auf rund 43.000 steigen (vgl. Padberg 1995, S. 57).

7.2. Migration in Ehrenfeld – Bestandteil der Quartiersentwicklung

Wie aus den vorangegangenen Ausführungen deutlich wurde, ist Ehrenfeld als Stadtteil Kölns Ergebnis der Industrialisierungsprozesse des 19. Jahrhunderts. Das rasche Bevölkerungswachstum dieses Stadtteils verdankt sich dabei vor allem der Migration, der Einwanderung, die den Industrialisierungsprozess dieser Zeit begleitete. Hier sind Veränderungen zu beobachten, die in zahlreichen Städten analog verliefen und auch als „industrielle Verstädterung“ gekennzeichnet werden (vgl. Jasper 1977, S. 13). Bereits im Jahre 1853 konstatierte der Stadtsoziologe W.H. Riehl:

„Das fabelhaft rasche Anwachsen unserer größeren Städte geschieht nicht durch einen Überfluss an Geburten, sondern durch einen Überschuss an Einwanderung. Das Land und die kleine Stadt wandert aus nach der Großstadt.“ (zitiert nach von Oertzen 2001, S. 169)

Die EinwanderInnen des 19. Jahrhunderts, die dem Stadtteil Ehrenfeld also zu seinem raschen Wachstum verhelfen, kamen weitgehend aus dem umliegenden, ländlichen Raum. Die Einwanderung zeigte sich zu diesem Zeitpunkt also noch als reine Binnen-

migration und Landflucht. Die Menschen, die nach Ehrenfeld kamen, um sich hier Arbeit zu suchen und eine neue Existenz aufzubauen, kamen aus der Eifel, dem Sauerland, dem Westerwald. Sie verließen die Gegenden, in denen die Landwirtschaft nicht allen eine Existenz sichern konnte, um in der wachsenden Industrie in den Städten eine Alternative zu suchen.

Doch auch im folgenden Jahrhundert blieb die Migration ein zentraler Faktor in industriell geprägten Stadtteilen wie Ehrenfeld und damit auch für ihr Wachstum und ihre Entwicklung. Wenngleich dies in der Diskussion um Immigration und das Selbstverständnis dieser Republik als Einwanderungsgesellschaft immer wieder vergessen wird, zeigt sich in Deutschland eine historische Kontinuität von Einwanderung – vor allem in die großen Städte. Dabei handelt es sich um einen steten Prozess, bei dem sich rückblickend mehrere größere Migrationswellen kennzeichnen lassen. Diese Migrationsbewegungen sollen im Folgenden in groben Zügen skizziert werden, denn sie fanden ihren Niederschlag immer auch im Quartier, welches neben der industriellen Ansiedlung – und damit Arbeitsplätzen – über preiswerten Wohnraum verfügte und verfügt.

- Eine zweite Migrationsbewegung in einem größeren Ausmaß ist dann zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu beobachten. Zu diesem Zeitpunkt waren es vor allem Menschen aus Polen und hier vor allem aus den ländlichen Gegenden Ostpreußens, die in die westlichen, industriellen Städte, in das Rheinland und das Ruhrgebiet einwanderten. Damit wurde die im Zuge der Industrialisierung zunächst prägende Binnenmigration durch Wanderungsprozesse aus weiter entlegenen Gegenden ersetzt und Staatsgrenzen wurden zunehmend überschritten.
- Handelte es sich hierbei um wirtschaftlich induzierte, jedoch freiwillige Wanderungen, so änderte sich dieses Bild in den zwei Weltkriegen, als russisch-polnische SaisonarbeiterInnen und Kriegsgefangene in der deutschen Kriegswirtschaft eingesetzt werden. Allein während des Zweiten Weltkrieges waren mehr als sieben Millionen ZwangsarbeiterInnen, Kriegsgefangene und angeworbene Arbeitskräfte in Deutschland beschäftigt (vgl. Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen 1994, S. 33).
- Weitere Zuzüge in größerem Ausmaß sind dann wieder nach dem Zweiten Weltkrieg bis zum Bau der Mauer zu beobachten, als vor allem die Flüchtlinge aus den östlichen Gebieten sowie zahlreiche DDR-Bürger in den westlichen Teil

Deutschlands einwandern. Welche Dimension diese Wanderungsbewegungen haben, wird an den folgenden Zahlen deutlich: Bei einer Gesamtbevölkerung von 55,4 Millionen Menschen im Jahre 1960 lebten 9,89 Millionen „Vertriebene“ und 3,35 Millionen Übersiedler aus der DDR in Westdeutschland. Damit betrug der Anteil der Zugewanderten an der Gesamtbevölkerung rund 24% (vgl. Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen 1994, S. 34).

- Die in der öffentliche Diskussion präsenteste Migrationsbewegung setzte dann mit der Anwerbung von ausländischen Arbeitskräften ein². Die expandierende Wirtschaft der Bundesrepublik Deutschland verzeichnete einen steigenden Arbeitskräftebedarf, sodass ab Mitte der 50er Jahre, aber vor allem in den 60er Jahren – nach dem Bau der Mauer und dem Versiegen eines Arbeitskräftenachschubs aus der DDR – der deutsche Arbeitsmarkt über die nationalen Grenzen hinaus geöffnet wurde. In diesen Jahren stieg der Anteil der allochthonen Bevölkerung im Stadtteil kontinuierlich an. Ehrenfeld verfügte zu diesem Zeitpunkt noch über zahlreiche Arbeitsplätze im sekundären Sektor und vor allem auch über preiswerten Wohnraum. Diese Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte fand dann eine deutliche Begrenzung durch den Anwerbestop von ArbeitsmigrantInnen im Jahre 1973, wobei jedoch die Arbeitskräfte aus den Mitgliedsstaaten der Europäischen Gemeinschaft aufgrund der in den EG-Verträgen garantierten Freizügigkeit ausgenommen waren.

Der Migrationsprozess ist bis heute nicht abgeschlossen. Nach dem Anwerbestop 1973 wanderten und wandern auf dem Weg der Familienzusammenführung Menschen in die BRD ein, andere mussten aus ihren Herkunftsländern flüchten und konnten über den Weg des politischen Asyls Einlass in die BRD finden. Hinzu kommen die AussiedlerInnen, die seit den 80er Jahren eine große Gruppe der EinwanderInnen stellen.

All diese hier nur skizzenhaft dargestellten Migrationsbewegungen fanden ihren Niederschlag immer auch im Stadtteil Ehrenfeld, für den die Einwanderung ein zentrales Kennzeichen ist.

2 Zur Einwanderung türkischer ArbeitsmigrantInnen nach Köln vergleiche den von der Migrantenselbstorganisation DOMiT (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei e.V.) herausgegebenen Bildband „40 Jahre Fremde Heimat“ (2001).

Für die jüngere Vergangenheit wird dies deutlich, wenn man die EinwohnerInnen des Stadtteiles in Hinblick auf ihre nationale Zugehörigkeit betrachtet: Am 31.12.2002 leben in Ehrenfeld insgesamt 24.612 Menschen mit und 8.890 Menschen ohne deutschen Pass. Die Mehrheit der StadtteilbewohnerInnen, die nicht über einen deutschen Pass verfügen, kommen dabei aus den traditionellen Anwerbeländern, also Griechenland, Italien, Spanien, ehemaliges Jugoslawien und der Türkei, wobei die Menschen türkischer Herkunft mit knapp 40% die größte Gruppe ausmachen.

Im Einzelnen stellen sich die Zahlen für den Stadtteil Ehrenfeld für 2002 wie folgt dar:

Einwohner 31.12.2002	
Deutsche	24.612
Ausländer	8.890
Griechenland	563
Italien	1.511
Spanien	184
Portugal	310
Rest EU	493
ehemal. Jugoslawien	821
Türkei	3.543
Sonstige	1.565

Prozentual umgerechnet beträgt der Anteil der Wohnbevölkerung ohne deutschen Pass damit 26,5%, also fast ein Drittel der QuartiersbewohnerInnen. Er ist gegenüber den 90er Jahren damit etwas abgesunken – wo zeitweise knapp 32% der EinwohnerInnen Ehrenfelds über einen nichtdeutschen Pass verfügten. Zu berücksichtigen bei diesen Zahlen ist darüber hinaus, dass die Einbürgerungen – d.h. die Ermessenseinbürgerungen wie auch die Anspruchseinbürgerungen der AussiedlerInnen hier keine Berücksichtigung finden und zahlreiche MigrantInnen statistisch unsichtbar bleiben. Der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund, die in Ehrenfeld leben, müsste daher deutlich über 30% an-

zusetzen sein³. Insgesamt liegt der Anteil der nichtdeutschen Wohnbevölkerung in Ehrenfeld deutlich über dem gesamtstädtischen Durchschnitt, der im Jahre 2002 knapp 18% beträgt.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sowohl die Entwicklung des Quartieres wie auch seine Gegenwart in deutlicher Weise durch Migration und Einwanderung bestimmt sind. Migration ist wichtiges Merkmal des hier untersuchten Quartiers, es ist quasi als ein konstitutives Kennzeichen Ehrenfelds zu bezeichnen.

7.3. Die strukturelle Situation im Quartier

– Zwischen Marginalisierung und Gentrifizierungsprozessen

Aufgrund der Entstehung des Quartiers im Rahmen der Industrialisierung war die Bevölkerung Ehrenfelds traditionell proletarisch geprägt. Nichtsdestotrotz finden sich aufgrund der stark funktionalen Mischung zwischen Wohnen und Arbeiten auch unterschiedliche soziale Gruppen im Viertel wieder: Neben den LohnarbeiterInnen der ansässigen Fabriken lebten auch Kaufleute und Handwerker, einige Beamte und Angestellte und nicht selten auch die Besitzer der Fabriken in Ehrenfeld (vgl. Meynen 1978). War, wie oben geschildert, die Entstehung und das rasche Wachstum Ehrenfelds der industriellen Ansiedlung geschuldet, so kam es in den letzten dreißig Jahren zu einer sukzessiven Deindustrialisierung des Quartiers. So führt Stefan Padberg in seiner Arbeit an, dass sich die Anzahl der Betriebe in Ehrenfeld alleine zwischen 1970 und 1988 halbiert hat (vgl. Padberg 1995, S. 73). Zahlreiche weitere Reduktionen folgten: Betriebe wurden geschlossen oder an andere Orte verlegt, andere Betriebe mussten rationalisieren und zahlreiche MitarbeiterInnen entlassen. Hintergründe dieser Deindustrialisierung im Quartier gibt es mehrere: Zum einen wurden die Flächen für eine industrielle Nutzung knapp und in der Folge sehr teuer. Ehrenfeld wurde als industrieller Standort zu kostspielig. Zugleich wurde die in Ehrenfeld vorhandene Eisenbahnanbindung als Stand-

3 Die Stadt Köln hat für ihre Gesamtstatistik den Berechnungsmodus umgestellt und berücksichtigt erstmalig auch EinwohnerInnen mit Migrationshintergrund, die über die deutsche Staatsangehörigkeit verfügen. Damit verschiebt sich die Statistik. Dem Kölner „Ausländeranteil“ von 17,8% steht damit ein Anteil von 25,2% an der Gesamtbevölkerung gegenüber, wenn man eine Erweiterung auf Bürgerinnen mit Migrationshintergrund vornimmt (vgl. Stadt Köln – Amt für Stadtentwicklung und Statistik 2003).

ortfaktor unwichtig, im Zuge der „Automobilisierung“ trat vielmehr die Bedeutung von Autobahnanschlüssen in den Vordergrund. Eine Auslagerung der Betriebe in kostengünstigere Außenbezirke war eine daraus folgenden Konsequenz. So zog beispielsweise die Firma *Hopmann*, die über hundert Jahre in Ehrenfeld Fahrstühle produziert hatte, nach Marsdorf am Rande der Stadt um und auch die Firma *Mühlens*, die das bekannte „4711 – Echt Kölnisch Wasser“ herstellt, verlagerte ihre Produktion an den Stadtrand. Andere Betriebe wiederum verschoben ihren Standort ins Ausland – ein deutliches Zeichen, dass hier bei weitem nicht nur lokale, sondern vielmehr globale Prozesse wirksam werden, die am Beispiel Ehrenfelds ihren lokalen Niederschlag finden⁴.



Weiterhin im Viertel zu finden – günstiger, sanierungsbedürftiger Wohnraum

Doch kam es nicht nur zu einer Deindustrialisierung Ehrenfelds, sondern zugleich auch zu einer wachsenden Tertiarisierung des Arbeitsmarktes. In den zwei vorangegangenen Jahrzehnten hat der Dienstleistungssektor hier, wie insgesamt auch in der Bundesrepublik, zunehmend an Bedeutung gewonnen. Wenngleich die Anzahl der im sekundären Sektor Beschäftigten in Ehrenfeld als altem Industriestandort weiterhin deutlich über dem Kölner Durchschnitt liegt, ist auch hier die Zahl der im tertiären Sektor Beschäftigten angestiegen. Räumlich sichtbar wird diese Entwicklung nicht zuletzt an der wachsenden Anzahl von Büroflächen. Zum Teil bezogen Gewerbe auch die alten, stillgelegten Industriegebäude – so exemplarisch die Firma *Balloni* (Dekoration, Ausstattung) oder das *Underground* (Konzerte, Kneipe). Auf diese Weise wurden im tertiären Sektor in den letzten Jahren zwar neue Arbeitsplätze geschaffen, doch sind die aus dem industriellen Sektor entlassenen Arbeitskräfte nicht ohne weiteres „kompatibel“ für diese

4 Zu weiteren Ausführungen bezüglich der Deindustrialisierung Ehrenfelds und lokale wie auch vor allem globale Hintergründe vgl. Bukow/ Nikodem/ Schulze/ Yildiz (2001a) sowie Nikodem (2003).

neuen Arbeitsbereiche, die andere Qualifikationen verlangen. Die IndustriearbeiterInnen aus dem Quartier, die im Zuge der Firmenschließungen und Rationalisierungen ihre Arbeitsplätze verloren, haben hier kaum Ersatzarbeitsplätze gefunden.

Nicht zuletzt aufgrund der oben skizzierten Deindustrialisierung liegt die Arbeitslosenquote im Stadtbezirk Ehrenfeld oberhalb des Kölner Durchschnittes. Während am 31.12.2003 die Arbeitslosenquote in Köln nach Angaben der Bundesanstalt für Arbeit auf 12,3% Prozent geschätzt wurde, lag sie in im Stadtteil Ehrenfeld 3,4% höher, nämlich bei 15,7% (im Stadtbezirk beträgt sie zur gleichen Zeit 13,4%). Auch dies ist ein Hinweis auf die im Stadtteil wirksame Deindustrialisierung. Ebenso wie die Arbeitslosenquote liegt die Sozialhilfedichte im Stadtbezirk über dem städtischen Durchschnitt, im Stadtteil Ehrenfeld allerdings unterhalb. Während gesamtstädtisch im Januar 2003 6,4% der Bevölkerung Sozialhilfe bezog, waren es 8,4% im Stadtbezirk und 6,8% im Stadtteil Ehrenfeld. Hierbei wird Arbeitslosigkeit als die häufigste Ursache angegeben, nämlich bei 41,5% aller Sozialhilfebezüge. Deutlich wird anhand dieser Zahlen, dass Ehrenfeld mit seiner überdurchschnittlichen Arbeitslosenquote, aber auch im Kontext der Deindustrialisierungsprozesse der letzten Jahre Kennzeichen der Marginalisierung zeigt.

Doch ist auf der anderen Seite in den letzten Jahrzehnten im Quartier auch eine quasi gegenläufige Entwicklung festzustellen, insofern in Ehrenfeld tendenziell ein Prozess der Gentrifizierung eingesetzt hat.

Gentrifizierung bezeichnet Transformationsprozesse in einem Stadtteil, die zu einer deutlichen Aufwertung, verbunden mit Verbesserungen der Wohn- und Infrastruktur u.a. führen. Diese Aufwertung steht im Kontext einer Veränderung der Bevölkerungsstruktur, die eine Verdrängung der ärmeren Bevölkerungsteile nach sich zieht. Diese Umstrukturierung der zumeist innerstädtischen oder zumindest innenstadtnahen Wohngebiete ist ein Phänomen, welches Ende der 80er Jahre einsetzte. Bis in die 80er Jahre hinein zog es viele StadtbewohnerInnen in die außerstädtischen Wohngebiete und die dortigen zumeist komfortableren, neueren Wohnungen. Gerade Familien mit kleinen Kindern bevorzugten ein Leben am Stadtrand mit dem meist geringeren Autoverkehr und den größeren Grünflächen. Mit dem ökonomischen Wachstum und den damit verbundenen Einkommenssteigerungen wuchs der Wunsch nach Wohneigentum, dem

Häuschen im Grünen – „Eigenheim und glückliche Familie wurden synonym“ (Häußermann/ Siebel 1987, S. 23). Mit diesem Prozess der Suburbanisierung⁵ erfuhren die großstädtischen Quartiere ab Mitte der 60er Jahre Bevölkerungsverluste, die zum Teil durch den Zuzug der ArbeitsmigrantInnen kompensiert werden konnten. Ende der 80er



Spielplatz in Ehrenfeld

Jahre erlebten dann die innerstädtischen Wohngebiete eine Renaissance und erfuhren eine erneute Aufwertung und Attraktivität, gerade bei den jungen, zum Teil auch besser verdienenden Menschen. Gerade die Lebensformen, die im Zuge der Individualisierungsprozesse entstanden waren, die Sing-

les, die Wohngemeinschaften, die Paare ohne Kinder etc. drängten zurück in die Innens-tädte, welche von der klassischen Kleinfamilie verlassen worden waren.

Idealtypisch vollzieht sich der Gentrifizierungsprozess dabei in mehreren Phasen: Zunächst ziehen die „Pioniere“⁶ in einen Stadtteil – häufig StudentInnen, KünstlerInnen etc., also Gruppen, die sich durch ein niedriges finanzielles, aber hohes kulturelles und soziales Kapital auszeichnen. Die besser verdienenden Bevölkerungsgruppen, die eigentlichen „Gentrifizierer“, folgen in einer zweiten Phase, zu einem späteren Zeitpunkt, wenn es bereits „chic“ geworden ist, in diesem Stadtteil zu wohnen. Hartmut Häußermann und Walter Siebel formulierten in diesem Kontext:

„Ist durch Begrünung und Verkehrsberuhigung ein Quartier erst einmal äußerlich und durch die neuen Bewohner auch sozial ‚aufgewertet‘, verändert sich sein Stellenwert auf dem Wohnungsmarkt: die zahlungskräftigeren Yuppies rücken nach, durchmischen die Szene und ziehen kapitalintensive Aufwertungsmaßnahmen nach sich, die weit über die Ansprüche und die finanziellen Möglichkeiten der ursprünglichen Revitalisierer hinausgehen.“ (Häußermann/ Siebel 1987, S. 19)

5 Zum Prozess der Suburbanisierung vgl. auch Friedrichs 1995, S. 99ff.

6 Dangschat und Friedrichs unterscheiden zwischen drei Gruppen von Akteuren, die an einem Gentrifizierungsprozess beteiligt sind – die Pioniere, die Gentrifizierer sowie die Anderen. Vergleiche Friedrichs 1995, S. 120.

Diese, hier nur kurz skizzierten Prozesse sind auch in Ehrenfeld zu beobachten. In das einstige Arbeiterquartier, im Volksmund auch als „Räuberfeld“ bezeichnet, zogen ab Ende der 70er, verstärkt jedoch in den 80er Jahren VertreterInnen der sich entwickelnden, studentisch geprägten Alternativkultur. Wohngemeinschaften finden ihre Bleibe in den (noch) nicht sanierten Altbauten, die zwar keinen hohen Standard, dafür jedoch günstige Mietpreise aufwiesen. Zugleich werden im Quartier Ende der 70er und in den 80er Jahren zahlreiche Häuser – manchmal für längere, manchmal für eine kürzere Zeit – besetzt⁷. Insgesamt

finden mit dieser Veränderung der Bevölkerungsstruktur neue, alternative Lebensstile Einzug in das Quartier, „nehmen sich Raum im Stadtteil“ (Padberg, S. 92). Diese Raumnahme manifestiert sich inzwischen an zahlreichen Orten in der Infrastruktur. Im



Noch nicht lange im Quartier – ein großer Bio-Markt

Bereich der Cafés und Kneipen sind hier Orte wie beispielsweise das *Café Sehnsucht*, *Zeit der Kirschen*, das *Underground* oder die *Live Music Hall* zu nennen. Daneben finden sich die Niederschläge der ehemaligen Gegenkultur in Form von Bioläden oder dem *Anderen Buchladen*, der zu einem der ältesten linken Buchhandlungen in Köln gehört und in Ehrenfeld eine Zweigstelle eröffnete. Im Jahre 2002 zog der Frauenbuchladen *Rhiannon*, der über Jahrzehnte hinweg in einem angrenzenden Quartier angesiedelt war, nach Ehrenfeld um. Auch in der politischen, diskursiven Infrastruktur lassen sich Orte angeben – so der *Kölner Appell*, eine Initiative gegen Rassismus oder das *Allerweltshaus*; ebenso wie in der kulturellen Infrastruktur des Quartiers – mit Orten wie dem

7 Bereits im Jahre 1977 wurden in der Lessing- und Marienstraße Häuser besetzt, die zu den am längsten besetzten Kölns gehörten. Vergleiche Sozialistische Selbsthilfe Köln.

Arkadaş-Theater, dem *Kölner-Künstler-Theater* oder dem Programmkinos *Cinenova*⁸. Dabei sind die Grenzen zwischen den Orten der „Pioniere“ und den „Gentrifizierer“ nicht immer klar und nicht wenige der ehemals mittellosen Pioniere sind in der Zwischenzeit finanzkräftig geworden und im Quartier geblieben.

Ein häufig genanntes Kennzeichen für Gentrifizierung sind kleine Haushalte junger, oft lediger und meist kinderloser Menschen – ein Kennzeichen, das sich auch in Ehrenfeld findet und somit auf den oben genannten Umstrukturierungsprozess hinweist. Während im Jahre 2002 die durchschnittliche Personenzahl von 1,9 je Haushalt im Stadtbezirk Ehrenfeld dem städtischen Durchschnitt entsprach, liegt sie im Stadtteil Ehrenfeld mit knapp 1,7 Personen darunter. Zugleich waren von 19.863 Haushalten im Stadtteil 11.941 Haushalte Ein-Personen-Haushalte – also rund 60%. Zieht man die Zeitachse hinzu, so zeigt sich, dass der Anteil der Ein-Personen-Haushalte in den letzten zwölf Jahren sukzessive angestiegen ist. Waren es im Jahre 1990 noch 53,5% der Haushalte im Quartier, sind es 2002 schon knapp 60%. In diesen Zahlen sind dabei auch die allein lebenden alten Menschen enthalten. Blickt man jedoch auf die Altersstruktur der EhrenfelderInnen, so relativiert sich die Bedeutung der letzteren Gruppe: 55% der Quartiersbewohner sind zwischen 18 und 45 Jahren alt, insgesamt in Köln macht diese Altersgruppe nur einen Anteil von knapp 43% an der Gesamtbevölkerung aus. Die Altersgruppe der über 60-jährigen hat in Ehrenfeld andererseits nur einen Anteil von 17,1%, gegenüber einem städtischen Anteil von 22,4%. Die in diesen Zahlen sichtbar werdende relativ junge Altersstruktur der QuartierbewohnerInnen ist ein weiterer Hinweis auf die wirkenden Aufwertung.

Neben der Umstrukturierung, die der Zuzug neuer Bevölkerungs- und Lebensstilgruppen mit sich brachte, vollzog sich im Quartier auch eine Aufwertung durch kommunale Maßnahmen. Hier sind vor allem die zahlreichen Sanierungsmaßnahmen zu nennen, die in Ehrenfeld durchgeführt wurden. Zu Beginn der 90er Jahre wurden Teile von Ehrenfeld zum Sanierungsgebiet erklärt, Häuser wurden restauriert, Baulücken wurden geschlossen. Neben den Sanierungen der Wohnungen wurden Straßen verkehrsberuhigt, die zentrale Einkaufsstraße, die Venloer Straße, durch den Bau der U-Bahn von einem Teil des Autoverkehrs entlastet. Bis 1990 war die Bahn aus der Innenstadt in Richtung

8 All diese genannten Orte sind als Beispiele zu verstehen, die keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit aufweisen.

Bocklemünd und die anderen westlichen Kölner Stadtteile oberirdisch auf der Venloer Straße gefahren.

Wenngleich es erklärtes Ziel der Stadt Köln war, dass die Mieten im Stadtteil auch nach den Sanierungsmaßnahmen für die Ehrenfelder Bevölkerung bezahlbar bleiben, ist es nichtsdestotrotz zu Verdrängungsprozessen gekommen, die auf gestiegenen Mieten und Umwandlung von Wohnungen in Eigentumswohnungen zurückzuführen sind. So waren weniger finanzkräftige QuartiersbewohnerInnen gezwungen, in günstigere, zumeist innenstadtfernere Stadtteile auszuweichen.

Auch für private Investoren wurde das Quartier sukzessive interessanter. Zunehmend wurden und werden hier auch Luxuswohnungen gebaut und die Büroflächen im Stadtteil nehmen zu. Ein Beispiel hierfür ist das 1996 fertiggestellte Barthonia-Forum. Hierbei handelt es sich um einen Bau, der an die sanierten, unter Denkmalschutz stehenden ehemaligen Gebäude der Firma 4711 angrenzt. Zunächst war er als Mischbau mit einigen Büros und auch Wohnungen geplant, im Laufe der Planung wurde jedoch der Wohnanteil zugunsten der Büros reduziert. Die entstandenen Wohnungen sind zugleich im Bereich der luxuriöseren Wohnungen anzusiedeln. Im Forschungszeitraum war das Barthonia-Forum in Ehrenfeld stark diskutiert und wurde von Vielen abgelehnt, insbesondere den Geschäftsleuten auf der Venloer Straße, die sich in ihrer Existenz durch die im Barthonia-Forum angesiedelten Geschäfte und vor allem dem großen, Preise drückenden Supermarkt in ihrer Existenz bedroht sahen.

Trotz der Verdrängungsprozesse, die mit der Gentrifizierung eines Stadtteils einhergehen und die auch in Ehrenfeld zu beobachten sind, ist für dieses Quartier zum gegenwärtigen Zeitpunkt jedoch festzuhalten, dass die Bevölkerung aus sehr heterogenen Gruppen besteht, was Einkommen, nationale Zugehörigkeit, Bildungsgrad, Lebensstil etc. betrifft. Der Stadtteil ist daher vorrangig als ein „Viertel in Bewegung“ zu kennzeichnen, zu dem die Heterogenität seiner BewohnerInnen deutlich beiträgt. Zudem – dies ist einschränkend trotz aller Kritik an Gentrifizierungsprozessen festzuhalten – wären viele Häuser in Ehrenfeld ohne die „Pioniere der Gentrifizierung“ Opfer einer Sanierungspolitik geworden, die im Abriss der alten Wohnhäuser bestand. Denn auch Ehrenfeld war in den 70er Jahren auf dem Reißbrett als ein zukünftiger Hochhausstadtteil konzipiert worden (vgl. Padberg 1995, S. 44).

7.4. Heterogenität – Kennzeichen des Quartiers

Abschließend soll noch ein spezielles Augenmerk auf die in Ehrenfeld sichtbar werdende Vielfalt und Heterogenität gelegt werden. Viele Aspekte, die diese Heterogenität zu einem Gesamtbild verdichten, wurden dabei in der vorangegangenen Skizze des Quartiers bereits erwähnt. Sie sollen im Folgenden noch einmal unter diesem speziellen Aspekt zusammengefasst werden:

In der Entwicklungsgeschichte Ehrenfelds wurde sichtbar, wie sehr sich in diesem Quartier über die Jahrzehnte hinweg immer wieder sehr unterschiedliche Menschen sammelten und das Quartier damit kontinuierlich in Bewegung blieb. So zogen zunächst BewohnerInnen der umliegenden ländlichen Gebiete auf der Suche nach Arbeit in einer der neu entstehenden Fabriken nach Ehrenfeld. Hier lebten – und dies ist ein zweiter historischer Aspekt der Heterogenität – jedoch nicht nur die in den Fabriken beschäftigten

Arbeiter und Arbeiterinnen. Wenngleich Ehrenfeld weitgehend ein Arbeiterviertel war, so lebten immer auch andere soziale Gruppen im Quartier. Die heute noch im Viertel vorhandenen Villen der ehemaligen Fabrikbesitzer (z.B. in der Körnerstraße), die wie damals üblich in enger räumlicher



Ein Straßenzug im bürgerlichen „Tintenviertel“

Nähe zu den Fabriken und den Wohnungen der ArbeiterInnen gebaut wurden, geben hiervon Zeugnis ab – ebenso wie die als „Tintenviertel“ bekannten Straßenzüge Ehrenfelds, in denen primär das Bildungsbürgertum lebte.

Nach der Binnenmigration der ersten Jahre vergrößerte sich der Herkunftsradius der nach Ehrenfeld kommenden Menschen zunehmend. Im Laufe der Jahrzehnte ließen sich in aufeinander folgenden Migrationsbewegungen immer wieder Menschen aus den verschiedensten Herkunftsländern in Ehrenfeld nieder. Insgesamt trafen damit im

Quartier immer Menschen ganz unterschiedlicher sozialer, regionaler und nationaler Herkunft aufeinander und lebten in diesem Quartier.

Ende der 70er Jahre aber vor allem in den 80er Jahren ist dann im Viertel eine weitere Entwicklung zu beobachten, denn nun fanden neue Lebensstile Einzug in das noch mehrheitlich proletarisch geprägte Quartier. StudentInnen und KünstlerInnen, HausbesetzerInnen und Alternative kamen nach Ehrenfeld und mischten sich unter die Alteingesessenen.

Es sollte sichtbar geworden sein, inwieweit eine heterogene und sich wandelnde Bevölkerungsstruktur das Gesicht des Quartiers immer schon geprägt hat. Ehrenfeld als ein Beispiel für ein innerstädtisches Viertel ist seit seiner Entstehung kontinuierlich ein Quartier, welches sich durch soziale Heterogenität auszeichnet. Die Pluralität der BewohnerInnen war und ist ein Fundament der Stadtentwicklung.

Doch auch aus einer ganz anderen Perspektive muss Ehrenfeld als ein heterogenes Quartier bezeichnet werden, denn es zeichnet sich durch eine starke funktionale Mischung aus. Das Quartier ist – trotz vorhandener Industrialisierungsprozesse – weiterhin geprägt durch eine offensichtliche Verflechtung von Wohnen und Arbeiten, von Versorgung und Freizeit – einschließlich der hier vorhandenen ausdifferenzierten Infrastruktur. Viele Menschen arbeiten weiterhin in Ehrenfeld, gehen dort in den Kindergarten oder zur Schule, können „um die Ecke“ einen Arzt aufsuchen, abends in die Kneipe, ins Theater oder Kino gehen etc. Dieser Aspekt soll anhand einiger Beispiele verdeutlicht werden:

In Ehrenfeld finden sich in Hinblick auf die Geschäftsstruktur weitgehend alle Branchen



Blick auf die Venloer Straße

des täglichen Bedarfs, eine breit ausdifferenzierte Geschäftsstruktur, angefangen vom Bioladen bis hin zu Ketten, wie *Kamps* oder *Kaufhalle*. Das Zentrum Ehrenfelds bildet dabei die Venloer Straße, die von Osten nach Westen allein zwei Kilometer durch den Stadtteil führt. In den letz-

ten Jahrzehnten ist sie zu der Einkaufsstraße Ehrenfelds avanciert, die längste Einkaufsstraße innerhalb Kölns, obwohl die Qualität der Geschäftslandschaft aus unterschiedlichen Gründen partiell nachgelassen hat. Auch wenn die Venloer Straße seit ihrem Bestehen schon immer das Handelszentrum Ehrenfelds



Auch in den Nebenstraßen finden sich kleine Geschäfte

darstellt, so gibt es auch in den benachbarten Seitenstraßen zahlreiche Geschäfte. Jahrzehnte zuvor befanden sich alle Geschäfte des täglichen Bedarfs dort, seien es Bäckereien, Metzgereien oder Obst- und Gemüsehändler. Teilweise – wie beispielsweise in der Glasstraße – lassen sich an den Häuserwänden noch Inschriften wie „Ochsenmetzgerei“ oder „Bäckerei“ erkennen. Die Bedeutung der Venloer Straße für den Handel lässt sich für das Jahr 1998 in Zahlen belegen. Auf ihr befinden sich 32 Bekleidungsgeschäfte, 14 Lebensmittelgeschäfte, 12 Friseure und 40 Kneipen, bzw. Restaurants.

Doch auch der Freizeitsektor ist in Ehrenfeld sehr ausdifferenziert – ein großes Kino und zahlreiche Theater lassen sich in Ehrenfeld finden, Fitnesscenter und ein Schwimmbad, wie auch Jugendzentren oder Spielplätze. Auch der Gastronomiesektor ist gut ausgebaut. Neben „traditionellen“ Eck- und Kölschkneipen, türkischen Cafés und italienischen Bars sind im Quartier zahlreiche Stätten entstanden, die speziell das jüngere Publikum anspre-



Nischen für die unterschiedlichen Bedürfnisse

chen oder eher dem alternativen Milieu zuzuordnen sind. Als sehr beliebter Ort für kulturelle Veranstaltungen gilt auch das am Rande des Quartiers gelegene *Bel Air*. Dort finden Theater und Musikveranstaltungen statt, darüber hinaus gehören zum *Bel Air* eine Schreinerei sowie eine Metallwerkstatt. Einige dieser gastronomischen Betriebe bieten

zugleich Raum für Kegel- oder Karnevalsvereine.

Auch in anderer Hinsicht ist die Infrastruktur zufriedenstellend. Im Quartier gibt es mehrere Kindergärten und Schulen der verschiedenen Schulformen, Weiterbildungseinrichtungen wie die Volkshochschule und ein ausdifferenziertes Angebot angefangen von ÄrztInnen und RechtsanwältInnen bis hin zu zahlreichen Beratungsstellen für die verschiedensten Problemlagen.

Der Stadtteil Ehrenfeld ist damit für eine Vielzahl von Bedürfnissen und Zwecken nutzbar, für ganz unterschiedliche „Lebensweisen zur selben Zeit am selben Ort“ (Institut für Stadtplanung und Sozialforschung 2003a, S.7f.).

In struktureller Hinsicht sei an dieser Stelle noch ein letzter Aspekt der Heterogenität des Quartiers hervorzuheben – sein Wohnraumbestand. In Ehrenfeld finden sich – bei einem hohen Altbaubestand – Gebäude ganz unterschiedlichen Alters und Standards und damit verbunden auch Raumangebote ganz differenten Zuschnitts: sozialer Wohnungsbau steht



Auch zahlreiche Kleinbetriebe existieren im Quartier – wie diese Schreinerei

hier neben nichtsubventioniertem Wohnraum und Eigentumswohnungen. Dieser heterogene Wohnraum bietet damit wiederum Möglichkeiten für die unterschiedlichen BewohnerInnengruppen im Viertel.

Damit ist – so lässt sich zusammenfassend festhalten – Ehrenfeld auch in (infra)-

struktureller Hinsicht als ein heterogenes Quartier zu kennzeichnen. In diesem Quartier ist eine Struktur vorzufinden, die nicht zuletzt auch auf seine Herkunft als altes industriell geprägtes Arbeiterquartier verweist, denn, wie Viktoria Waltz ausführt:

„Die früh- und schwerindustriell geprägten Wohnviertel der Arbeiter waren schon immer eine Gemengelage aus Industrie, Gewerbe, Verkehr und einfachem Wohnungsbau einerseits und eine dichte Gemengelage aus Zuwanderern und Einheimischen, aktiven und nicht mehr aktiven Erwerbstätigen, armen und weniger armen Haushalten andererseits.“ (Waltz 2002, S. 149)

Diese funktionale Mischung ist – so der Tübinger Stadtplaner Andreas Feldtkeller – gegenwärtig nur noch in 10% der städtischen Quartiere vorzufinden. Im Zuge des Deurbanisierungsprozesses hat hier in den letzten 40 Jahren eine Entwicklung statt-

gefunden, als deren Folge gegenwärtig 90% der Stadtteile als funktional-entmischt zu kennzeichnen sind (2001, S. 79ff.). Die strukturelle Heterogenität eines Quartiers beweist sich jedoch als ein wichtiger Faktor in Hinblick auf seine Integrationsfähigkeit, denn sie bietet eine räumliche

Voraussetzung des lebenspraktischen Miteinanders der BewohnerInnen eines Stadtteils unter den Bedingungen ihrer lebensweltlichen Diversität. Die ausdifferenzierten und höchst heterogenen Orte im Quartier ermöglichen es den verschiedenen StadtteilbewohnerInnen, ihre höchst differenten Bedürf-



Raum für zufällige Alltagsbegegnungen – der Platz vor dem Barthonia-Forum

nisse im Quartier erfüllen zu können. Zugleich bieten diese Orte den Raum für zufällige Begegnungen, beiläufige Gespräche und informelle Kontakte (vgl. Institut für Stadtplanung und Sozialforschung 2003a, S. 5ff.; Waltz 2002, S. 152).

Diese Vielfalt des Quartiers, seine soziale und strukturelle Heterogenität sowie ihre lebensweltlichen Auswirkungen werden im folgenden Kapitel anhand der empirischen Ergebnisse in Hinblick auf einzelne Aspekte verdichtet und diskutiert.

8.	Leben im Quartier	156
8.1.	Mobilität und Pluralisierung der Lebensformen	157
8.2.	Zur Aneignung des Quartiers – Zwischen Distanz und Nähe	163
8.3.	Der Stadtteil als Ensemble individueller Landkarten	167
8.4.	Die Bedeutung der Lokalität und der Quartiersbindung	172
8.5.	Die Einschätzung des Quartiers	176
8.6.	Heterogenität und Multikulturalität im Quartier	180

8. Leben im Quartier

Wie bereits im vorangegangenen Kapitel ausgeführt wurde, ist Ehrenfeld ein Viertel, das in hohem Maße durch Heterogenität und Veränderung geprägt ist. Das Quartier wurde und wird, so ist bereits deutlich geworden, immer wieder „neu gemischt“.

Im Folgenden soll nun das Leben im Quartier anhand ausgewählter Querschnittsfragen untersucht und dargestellt werden. Dabei werden Stichworte, die bereits in vorangegangenen Teilen der Arbeit theoretisch umrissen und ausgearbeitet wurden, noch einmal in Hinblick auf das konkrete Alltagsleben der Quartierbewohner und ihre Einschätzungen und Positionierungen hin ausbuchstabiert¹.

In einem ersten Schritt soll dabei anhand des Interviewmaterials diskutiert werden, wie sich Mobilität und Pluralisierung der Lebensformen im Quartier manifestieren, um daran anschließend ein spezifisches Augenmerk darauf zu legen, wie sich die QuartiersbewohnerInnen in dem Spannungsfeld von Anonymität und Fremdheit bewegen und welche Formen der Aneignung des Stadtteils dabei sichtbar werden. In einem dritten Schritt wird darauf aufbauend der Stadtteil als ein „unzusammenhängendes Nebeneinander“ skizziert und anhand dreier lokaler Beispiele veranschaulicht. Daran anknüpfend werde ich die Bedeutung der Lokalität sowie die unterschiedlichen Formen der Quartiersbindung in einem vierten Schritt diskutieren. Nachdem auf diese Weise das Leben in einem postmodernen Quartier unter den Bedingungen von Mobilität, Anonymität sowie der Pluralisierung der Lebensformen empirisch veranschaulicht wurde, werden sich die daraufhin folgenden Kapitel fokussierter mit den Fragen des Zusammenlebens beschäftigen. Dabei werden zunächst die Einschätzungen des Quartiers seitens der BewohnerInnen diskutiert, um in einem letzten Schritt die Frage des Zusammenlebens unter den Bedingungen von hoher lebensweltlicher Diversität zu fokussieren. Insgesamt soll auf diese Weise ein breiter Einblick in das Alltagsleben in Ehrenfeld aus der Sicht seiner BewohnerInnen gegeben werden. Wie richten sich die Menschen dort ein, welche Bedeutung kommt dem

1 Bei diesem Kapitel handelt es sich um einen überarbeiteten und erweiterten Abschnitt, den ich bereits im Rahmen des Forschungsberichtes veröffentlicht habe. Er ist Teil meines spezifischen Arbeitsbereiches innerhalb des Projektes „Städtischer Multikulturalismus. Zum lebenspraktischen Miteinander in fortgeschrittenen Industriegesellschaften“ gewesen. Vergleiche Bukow/Nikodem/Schulze/ Yildiz 2001a, S. 155ff.

Quartier zu, wie eignen sich die Menschen ihr Viertel an und wie leben sie dort? Wie schätzen sie das Quartier ein? Nicht zuletzt wird gefragt, wie die StadtteilbewohnerInnen die lebensweltliche Heterogenität wahrnehmen, an welchen Kriterien sie diese festmachen und wie sie diese beurteilen. Wie stehen sie zu der im Quartier manifesten Multikulturalität?

Bei dieser Auswertung wird auf die Interviews, vor allem auf die fokussierten Interviews zurückgegriffen. Die Personen², die dabei Erwähnung finden und zitiert werden, werden jedoch im Gegensatz zum nächsten Kapitel, in dem die Auswertung biographischer Erzählungen einzelner ausgewählter Personen im Vordergrund steht, nur mit einzelnen Aussagen, nicht jedoch mit ihrer Geschichte vorgestellt. Um diese Stadtteilbewohner und -bewohnerinnen als Personen jedoch nicht ganz zum Verschwinden zu bringen, enthält der Anhang eine Kurzvorstellung der hier zu Wort kommenden Personen.

8.1 Mobilität und Pluralisierung der Lebensformen

Mobilität als ein generelles Kennzeichen moderner Gesellschaften ist bereits im Vorangegangenen ausführlicher bestimmt worden. Sie ist als ein konstitutiver Bestandteil des städtischen Lebens zu bezeichnen und hat dabei in den letzten Jahrzehnten einen Bedeutungszuwachs erfahren. Zum einen können wir die Zunahme globaler Migrationsbewegungen beobachten: Menschen verlassen ihre Herkunftsländer auf der Suche nach einer Existenzgrundlage oder der Verbesserung ihrer ökonomischen Situation; sie sind gezwungen zu fliehen, da sie politisch, rassistisch oder religiös verfolgt werden. Zugleich hat die Mobilität auch lokal, sozusagen binnengesellschaftlich, an Bedeutung gewonnen. Wie in Kapitel 2 diskutiert wurde, haben die Lebenslagen der Einzelnen im Zuge der fortschreitenden Individualisierung und der Auflösung tradierter Lebensformen an Beständigkeit verloren. Sie sind vielmehr zeitlich begrenzt, beziehen sich nur noch auf einzelne Phasen und Abschnitte des Lebens (vgl. Beck-Gernsheim 1997, S. 65ff.). Mit den Lebenslagen oder -formen ändern sich häufig auch die Lebensorte. Dies spiegelt sich in den Interviews wider:

2 Die Namen der Gesprächspartnerinnen und -partner wurden dazu selbstverständlich geändert.

Nur eine Minderheit der StadtteilbewohnerInnen, die interviewt wurden, ist tatsächlich in Ehrenfeld geboren und hat durchgängig ihr ganzes Leben dort verbracht³. Wenn dies der Fall war, dann nahezu ausschließlich bei den jugendlichen Informanten und ist damit weitgehend lebensphasenspezifisch zu begründen. Selbst die Interviewpartnerin, die dem klassischen Typus der alteingesessenen Ehrenfelderin entspricht – Frau Breuer⁴ –, lebte nicht durchgängig im Quartier, da ihre Eltern aufgrund des Zweiten Weltkrieges Köln verließen. Sie wurde in einer ostdeutschen Stadt geboren und kam erst nach Ende des Krieges nach Köln.

Insgesamt wird im Quartier eine deutliche örtliche Mobilität sichtbar, wobei die Einzelnen zum Zeitpunkt des Interviews seit sehr unterschiedlichen Zeiträumen in Ehrenfeld wohnten. Lebte Frau Breuer, als wir mit ihr sprachen, seit mehr als fünfzig Jahren im Quartier, waren andere seit einigen Jahren erst dort oder auch gerade erst hierhin gezogen. Einige Informanten berichteten über mehrfache Umzüge innerhalb der Stadt, so Pedro Giusti, der zum Zeitpunkt der Befragung seit sechzehn Jahren in Köln lebt:

„Ich habe meine erste Zeit in Ehrenfeld ge-, gelebt, in äh P.-straße und dann bin ich ein bisschen rum in Köln umgezogen. Einmal in der Südstadt, in äh, dann irgendwo am Hauptbahnhof, in Rodenkirchen, in Bayenthal und seit äh, ‘87 bin ich wieder in Ehrenfeld. Es sind schon jetzt wieder fast acht nee neun Jahre.“

Andere InterviewpartnerInnen hatten zwischenzeitlich in einer anderen Stadt oder einem anderen Land gelebt und waren zurückgekommen. Einige wollten im Stadtteil bleiben, für andere stellte Ehrenfeld nur eine Zwischenstation dar. Es lassen sich verschiedene Dimensionen der örtlichen Mobilität differenzieren:

So unterscheiden sich die Gründe für die verschiedenen Zu-, Weg- und Umzüge: Zentraler Hintergrund, den Wohnort zu wechseln war dabei für viele der Arbeitsmarkt. Die Möglichkeiten, in dieser Stadt einen Arbeitsplatz zu finden, oder auch ein konkretes Angebot war für viele Informanten der Grund nach Köln zu kommen, bzw. für vorangegangene Ortswechsel. Neben der grenzüberschreitenden Arbeitsmigration wurden dabei auch zahlreiche Wohnortwechsel innerhalb Deutschlands sichtbar, die Arbeits-

3 Dies trifft fast ausschließlich auf die Jugendlichen zu, mit denen wir sprachen. Doch selbst diese sind nicht selten in einem anderen Stadtteil oder sogar einer anderen Stadt geboren und in ihrem Leben zum Teil schon mehrfach umgezogen.

4 Mit Frau Breuer, aber auch den im vorliegenden Kapitel erwähnten Personen Frau Thelen, Cristina Lanfranchi und Camal Khaled liegen biographische Interviews vor. Diese Personen werden im nachfolgenden Kapitel ausführlich vorgestellt werden.

platzgründe hatten. Während einige der InterviewpartnerInnen bewusst einen Arbeitsplatz in Köln gesucht hatten, waren andere bei der Arbeitssuche eher zufällig in die Stadt verschlagen worden.

Andere InformantInnen wechselten im Zuge ihrer Ausbildung die Lebensorte, wie beispielsweise Christina Lanfranchi, die, aufgewachsen im Quartier, für ihre Schulausbildung nach Italien ging und ihre Ausbildung dann in Köln fortsetzte. Huelya Tursun, die in Köln geboren ist und im Alter von zehn Jahren nach Ehrenfeld zog, verbrachte drei Jahre ihrer Schulzeit in Ankara in einem Internat und setzte anschließend ihre Schullaufbahn in Ehrenfeld fort.

Auch vornehmlich private Gründe oder ein dem Zufall zu verdankendes Geschehen wurden für den Wechsel nach Köln sichtbar, wobei auch diese Entscheidung für einen Wohnortwechsel mit dem Wunsch nach einer Verbesserung der ökonomischen Situation oder aber allgemeinen Lebenssituation geknüpft sein kann. So folgte beispielsweise Pedro Giusti einer Freundin nach Köln und blieb in der Stadt:

„Ich war also so vor sechszehn Jahren habe ich eine Frau kennen gelernt, die mich eingeladen hat, Urlaub in Deutschland zu machen, und deswegen habe ich mir gedacht: Jetzt probier ich, äh, einmal das so, Urlaub in Deutschland zu machen. Jetzt bin ich nur in Köln und mittlerweile mache ich keinen Urlaub mehr.“

Gezielt, aber nicht aus beruflichen oder Ausbildungsgründen wechselte Friderike Mora nach Köln. Sie suchte sich die Stadt direkt und aufgrund anderer Erwägungen aus, der Ausbildungsplatz folgte später:

„Also ich bin in O. im Schwarzwald geboren und kam her, weil ich einfach die Schnauze voll hatte von der Provinz und Köln irgendwie interessant war, weil das war eine nicht so, äh, riesengroße Stadt, aber die war auch nicht ganz provinziell.“

Nur ein kleiner Teil der InterviewpartnerInnen reklamierte für sich, in Ehrenfeld oder zumindest in Köln bleiben zu wollen, wie zum Beispiel Sebastiano Cascella, der seit 1970 im Quartier lebt. 1968 kam der in Sizilien aufgewachsene Friseur in die BRD. Seit seiner Einwanderung arbeitete er als Industriearbeiter, über die Jahre hinweg in ein und demselben Betrieb. Inzwischen ist er Rentner und wohnt mit seiner Frau in der Wohnung, die er 1970 bezog. Ein Wegzug aus dem Quartier ist für ihn nicht vorstellbar, obwohl er zunächst nur zwei Jahre in Deutschland bleiben wollte.

Für die Mehrheit der befragten Personen ist jedoch ein weiterer Ortswechsel eine noch offene Entscheidung. Sie können sich vorstellen, Ehrenfeld oder Köln zu verlassen – aus

beruflichen oder auch privaten Gründen, haben aber noch keine konkrete zeitliche Planung. Eine solche Entscheidung kann an spezifische Lebensphasen geknüpft sein, ebenso wie sich die Pläne im Lebensverlauf auch wieder ändern können. Eine gemeinsame Wohnung mit dem Lebenspartner, der Abschluss der Ausbildung, die vollzogene Familiengründung oder das zukünftige Dasein als Rentner wurden als mögliche Gründe für einen Ortswechsel sichtbar. Dieser kann bei beruflichen Veränderungen einen Wegzug aus Köln bedeuten, oder bei einer Familiengründung, die Suche nach einer neuen, größeren Wohnung in einem anderen Quartier oder den Umzug an den Stadtrand, da das innerstädtische Leben als eine zu große Einschränkung für die Kinder erfahren wird. Eine solche Veränderung war für die Mehrheit der InformantInnen zum Zeitpunkt des Interviews denkbar oder gar wahrscheinlich, jedoch noch nicht entschieden. So auch für Harald Welte, der zwei Jahre zuvor aus Norddeutschland nach Köln gekommen war:

„Schau mal, ich habe jetzt überhaupt noch keine Möglichkeit irgendwie darüber zu entscheiden. Aber auf lange Sicht werde ich wohl wahrscheinlich wieder auf dem Land landen. Aber das wird in den nächsten zehn Jahren nicht sein.“

Für eine letzte, jedoch auch kleine Gruppe bildete Köln ganz bewusst nur eine Zwischenstation. Dies traf vor allem auf die jüngeren GesprächsteilnehmerInnen zu, deren Leben noch wenig familiär gebunden war. Berufliche und lokale Mobilität wurde hierbei häufig sehr positiv konnotiert und bildete einen Bestandteil des individuellen Lebenskonzeptes. So beispielsweise für Martin Burkart, der plant, in absehbarer Zeit Köln wieder zu verlassen, da „ich jetzt schon zweieinhalb Jahre hier lebe und dass es jetzt wieder Zeit wird, irgendwo anders hinzugehen.“ Damit nutzt er die Möglichkeiten, die sich ihm als Koch bieten, in verschiedenen Städten zu leben und zu arbeiten. Er formuliert: „Man hat dann die Möglichkeit, mehrere Städte also zu sehen, beziehungsweise in mehreren Städten zu leben, wieso soll ich diese Möglichkeit nicht nutzen?“

Bei einem Ortswechsel nach Köln spielen also nicht zuletzt Zufälle und äußere Entscheidungsinstanzen eine wichtige Rolle. Ebenso berichteten viele der InterviewpartnerInnen, eher zufällig nach Ehrenfeld gekommen zu sein. So auch Martin Burkart:

„Das hat sich so ergeben, ich hab da eine Wohnung gefunden, also das war jetzt nicht irgendwie, ich wollte jetzt nicht unbedingt in Ehrenfeld wohnen oder so, sondern ich hab hier in Köln ne Wohnung gesucht und das, hab eine in Ehrenfeld gefunden. Ich hätt auch in anderen Stadtteilen eine finden können, aber ich find eigentlich, Ehrenfeld ist ein sehr angenehmer, ein sympathischer Stadtteil, von daher gefällts mir eigentlich ganz gut.“

Darüber hinaus trafen wir jedoch auch GesprächspartnerInnen, die zuvor in anderen Quartieren gewohnt hatten und bewusst nach Ehrenfeld gezogen sind oder für die es sicher war, bei einem erneuten Umzug in Ehrenfeld bleiben zu wollen⁵.

Alles in allem, so lässt sich die vorangegangene Darstellung resümieren, zeichnet sich das Quartier durch eine dem Leben in der Postmoderne entsprechende, deutliche Ortsmobilität aus. Menschen ziehen zu und wieder weg, wechseln ihre Wohnungen im Quartier, kommen aus anderen Ländern oder Städten oder auch nur aus einem anderen Stadtteil Kölns. Die örtliche Mobilität ist ein konstitutiver Bestandteil des städtischen Lebens und zugleich Ausdruck der erweiterten räumlichen, zeitlichen und sozialen Flexibilitätszumutungen, denen der postmoderne, „freigesetzte“ Mensch zunehmend ausgesetzt ist.

Von den BewohnerInnen des Quartiers wird die damit verbundene Bewegung im Quartier manchmal beklagt, häufig jedoch als konstitutiver Bestandteil des urbanen Lebens akzeptiert. So wie Vito Tripodi, der auf die Frage, wie sich sein Kontakt zu der Nachbarschaft gestalten, erklärt:

„Also hier im Hause kannte ich bis vor einigen Monaten alle. Es war, ich hab ziemlich viel Kontakte, jetzt in den letzten Monaten sind fast alle wieder ausgezogen, zum Beispiel im Hause sind alle neu. Und das ist, da gehört auch vielleicht dazu, dass es im Viertel viele Änderungen gibt. Und hier im Haus ist es besonders so.“

Diese dauerhafte Bewegung, die sich in der örtlichen Mobilität manifestiert, ist ein wichtiger Faktor, der das Quartier in permanenter Veränderung hält. Denn es kommen kontinuierlich neue Menschen mit ihre Lebensstilen und Orientierungen in das Quartier, die sich hier ihren Platz suchen und schaffen. Im Zuge dieser Bewegung formieren sich im Alltag beständig neue Zusammenhänge und Situationen, ebenso wie neue Orte entstehen oder existierende Orte transformiert werden.

Doch nicht alleine die Ortsmobilität führt zu einer dauerhaften Bewegung im städtischen Leben, Bedeutung gewinnt sie vor allem durch ihre Einbettung in die gewachsenen Ausdifferenzierungs- und Individualisierungsprozesse, in deren Zuge auch eine Pluralisierung von Lebensstilen und -formen stattfand. Die Menschen leben alleine, als Paar oder in Wohngemeinschaften, als Kleinfamilie oder Alleinerziehende – und die jeweilige Form ist nicht dauerhaft, sondern vielmehr Veränderungen unterworfen. Dies wurde

5 Zu den verschiedenen Erwartungen an ein Wohnquartier und der Einschätzung des untersuchten Stadtteils siehe Kapitel 8.4.

auch bei den BewohnerInnen von Ehrenfeld sichtbar. So lebte beispielsweise Sybille Reimers, als sie nach Köln kam, zunächst in einer Wohngemeinschaft und zog dann mit ihrem Lebenspartner zusammen:

„Und dann sind wir in die O-straße gezogen und dann interessanterweise ... auch als dann mein Sohn geboren wurde '85 brauchten wir eine größere Wohnung. Und dann haben wir über die Zeitung eine Anzeige mit Chiffre wieder in dieser Straße eine Wohnung gekriegt.“

Doch nicht nur eine gewachsene Ortsmobilität sowie die Vervielfältigung der Lebensformen und ihre zeitliche Begrenzung in der Biographie des Einzelnen verweisen auf die gesamtgesellschaftlichen Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse. Auch an den beruflichen Biographien vieler Menschen lässt sich die schwindende Bedeutung eindeutiger und eindimensionaler biographischer Verläufe ablesen. Exemplarisch lässt sich dies an der Berufsbiographie von Reiner Gremmer nachzeichnen. Reiner Gremmer absolvierte nach dem Hauptschulabschluss eine Lehre als Schlosser. Nach seinem Dienst bei der Bundeswehr holte er auf der Abendschule die Mittlere Reife nach, besuchte für ein weiteres Jahr das Abendgymnasium, das er abbrach, um anschließend wieder als Schlosser in verschiedenen Städten zu arbeiten. Nach einem Jahr Berufstätigkeit als Bauleiter in der Chemischen Industrie ist er zum Zeitpunkt des Interviews als „Service Agent“ im IT-Bereich tätig. Diese Bewegungen in der beruflichen Karriere von Reiner Gremmer waren dabei immer auch mit Ortswechseln verbunden – im Laufe des Interviews zählt er zwölf Städte auf, in denen er im Laufe seines Lebens gelebt hatte.

Auch Pedro Giusti blickt auf eine bewegte Berufsbiographie zurück: Nach einer Ausbildung als Metzger in Italien absolvierte er seinen Zivildienst in einer sozialen Einrichtung und schloss eine Ausbildung zur Elektrotechnik an. Nach seiner Migration in die BRD arbeitete er zunächst auf einer Baustelle, später als Hausaufgabenbetreuer für italienische Kinder und über einen langen Zeitraum in einem Jugendzentrum. Nachdem er dort wegen seiner fehlenden pädagogischen Ausbildung entlassen wurde, machte er eine Ausbildung zum Erzieher und arbeitete für ein Jahr in einem Jugendwohnheim. An eine kurze Phase der Arbeitslosigkeit schloss sich dann eine Anstellung in einer Initiative im Quartier an. Einige Jahre später eröffnete Pedro Giusti dann ein Restaurant. Diese im Vorangegangenen skizzierten Aspekte der örtlichen Mobilität, die Veränderungen in der Lebensorientierung und Lebensform oder aber wechselnde berufliche Orientierungen versetzen auch das Quartier in Bewegung und bedeuten kontinuierliche

Prozesse der Veränderung. Die Menschen kommen und gehen, wechseln ihre Vorlieben und Tagesroutinen, ihren Lebensstil und die Orte, die ihnen wichtig sind. Damit manifestiert sich die dauerhafte Bewegung im städtischen Leben immer auch räumlich. Orte entstehen und verschwinden wieder und sind sichtbarer Ausdruck der Mannigfaltigkeit der lokalen Lebensformen und -stile. So finden sich in Ehrenfeld traditionelle Kölschkneipen, italienische Bars und türkische Teestuben, Orte der Alternativkultur wie auch der Schwulenszene, Karnevals- und diverse Traditionsvereine, Kirchen, Moscheen und Meditationszentren – ebenso sind lokale Niederschläge sozialer Bewegungen im Viertel zu verorten, in Form von Vereinen oder Initiativen. Alles in allem sind dies die Manifestationen der wachsenden Pluralisierung und Ausdifferenzierung.

8.2. Zur Aneignung des Quartiers – Zwischen Distanz und Nähe

In diesem „Multioptionsviertel“⁶ richten sich die Individuen ihren Alltag ein, sie suchen ihre Orte und schaffen neue. Dabei sind, wie Hartmut Häußermann und Walter Siebel (1987, S.249) beschreiben, Widersprüche konstitutiv für städtisches Leben: „Leben in Städten ist widersprüchliches Leben: Zwischen Distanz und Nähe, Anonymität und Identifikation, vertrauter Heimat und Versorgungsapparatur.“ Anonymität und Distanz – als kollektive Erfahrung – wurden stets am städtischen Leben kritisiert. Diese Erfahrung kann beängstigend sein, ist jedoch gleichwohl vertraut und wird häufig auch als Qualität wahrgenommen. Denn die Anonymität der Stadt bedeutet immer auch die Minimierung sozialer Kontrolle – im Vergleich zu dörflichen Strukturen –, erleichtert den Versuch, biographische Brüche zu leben, neue Rollen einzunehmen, ohne zugleich von dem vertrauten Umfeld auf die alten Identitäten verpflichtet zu werden (vgl. Siebel 1997, S. 33ff).

Zugleich machen sich die Individuen die Stadt, den Stadtteil *handhabbar*, richten sich lebensweltliche Inseln ein, Orte des Alltags und der Nähe und eignen sich auf diese Weise die Stadt an.⁷ Dies geschieht – so wird auch in den Interviews deutlich – auf zwei

6 Peter Gross (1994) spricht in diesem Zusammenhang von der Multioptionsgesellschaft.

7 Park und die Chicagoer Schule hatten die Stadt als ein Mosaik von Dörfern beschrieben. Sie bezogen sich dabei auf die Einwanderungsgruppen im Chicago der 20er Jahre, die in ethnischen Nischen ihr gewohntes Zuhause finden konnten, um von dort aus aufzubrechen in die fremde

Wegen: Über den Weg der räumlichen Aneignung einerseits, über zwischenmenschliche Kontakte und soziale Netzwerke andererseits. So erläutert Anne Blumer auf die Frage, was ihr im Quartier gefalle:

„Ich fühl mich wohl in Ehrenfeld, weil ich das Gefühl hab, ich hab schon so meine kleinen Strukturen hier. Dass ich hier meinen Obstladen, meinen Gemüseladen und meinen Kiosk um die Ecke hab und so.“

Die räumliche Aneignung des Quartiers manifestiert sich durch die Herstellung eigener Strukturen – mein Obstladen, mein Gemüseladen –, der Herstellung einer eigenen Landkarte vom Viertel. Ebenso kann sie sich in der Aneignung des öffentlichen Raumes zeigen, wie sie in der Erzählung von Sebastiano Cascella sichtbar wird. Er berichtet von einer Gruppe ihm bekannter älterer italienischer Männer, die sich jeden Nachmittag am Marktplatz auf einer bestimmten Bank treffen. Von einer ähnlichen Raumnahme berichtet der Schüler Hakan Demirel, der als wichtigen Ort für ihn und seine Freunde eine bestimmte Straßenbahnhaltestelle im Quartier hervorhebt. Hier trifft sich die Clique in ihrer Freizeit häufig.

Auch Friderike Mora schildert „ihre Strukturen“ im Viertel, ergänzt diesen Aspekt der Raumaneignung jedoch noch durch die hiermit verbunden Kontakte:

„Ich kenn halt die Infrastruktur sehr gut, ich habe hier meine Läden, ich hab‘ hier meinen Lieblingsstand auf dem Markt. Das ist irgendwie .. Ich kenn den Briefträger... halt so ein bisschen was ... also familiär möchte ich nicht sagen, weil das gefällt mir nicht so gut ... aber hier kennen sich einfach viele Leute.“

Diese Vertrautheit der Menschen im Quartier, auf die Anne Blumer anspricht, kann dabei sehr unterschiedlich sein und kann sich auch auf ein Wiedererkennen bekannter Gesichter, den regelmäßigen Austausch eines Grußes beschränken, wie es von Vito Tripodi geschildert wird:

Stadt. Dieses Bild des Dorfes besitzt weiterhin Aktualität und begegnete uns im Kontext der Interviews mehrere Male. In der Skizzierung des Stadtteils und des dortigen Lebens griffen die InformantInnen mehrfach auf das Bild des Dorfes zurück – als Symbol für den Aspekt der Nähe und Intimität. Dabei müssen jedoch zwei Transformationen vorgenommen werden. Zum einen muss das Bild erweitert werden auf die diversen Lebensstil- und Wir-Gruppen, die im Stadtteil vorzufinden sind, zum anderen lässt sich die Stadt nicht als ein Nebeneinander von Dörfern in Form eines lokalen Nebeneinanders verstehen. Vielmehr besteht ein Nebeneinander im Sinne Martin Albrows (1997).

„Hier gibt es, wenn ich spazieren gehe, gibt es meistens die alte Oma, die Blumen verkauft. Die lächele ich immer an, so immer gibts schon ein paar bekannte Gesichter, die man erkennt. Aber ist wiederum auch die Stadt so groß, dass manchmal sind Leute zwar vom Sehen bekannt, aber habe ich noch nie angesprochen.“

Vito Tripodi hebt hier auf die Anonymität der Stadt ab, die es auch im Quartier nicht möglich macht, den Zustand der Fremdheit gegenüber allen BewohnerInnen aufzuheben. Diese Fremdheit ist integraler Bestandteil des urbanen Lebens. Zugleich wird sie jedoch höchst individuell immer wieder überwunden, sei es durch nähere Sozialkontakte, sei es, wie den obigen Beispielen zu entnehmen ist, durch flüchtige Grußkontakte oder das ritualisierte Gespräch über das Wetter. Diese zwischenmenschlichen Kontakte, die alltäglichen Begegnungen werden auch von Sebastiano Cascella hervorgehoben, der sich hierdurch sogar an sein früheres dörfliches Leben erinnert fühlt:

„Ja, in Ehrenfeld komme ich mir quasi wie in einem kleinen Dorf vor. Ich bin glücklich hier, weil ich morgens, wenn ich einkaufen gehe, immer jemanden treffe, den ich von der Arbeit kenne.“

Die Qualität des Lebens im Stadtteil wird von der Mehrheit der InterviewpartnerInnen anhand ähnlicher Eckpunkte beschrieben: Bekannte oder Freunde im Stadtteil haben, Orte, die regelmäßig aufgesucht werden, sei es die Stammkneipe oder nur einzelne Geschäfte, in denen man die Gesichter der VerkäuferInnen kennt und einige Worte mit ihnen wechselt, der Lieblingsstand auf dem Wochenmarkt. Dieser Teil des Alltags verläuft damit parallel zu seinem anonymen Aspekt, dazu,



Wochenmarkt in Ehrenfeld

dass die Mehrheit der Menschen, die einem tagtäglich auf der Straße begegnen, fremd sind und es zumeist bleiben. Häufig sollen sie auch fremd bleiben oder es stellt zumindest kein Problem dar, wenn sie es tun⁸. Selbst die eigene Nachbarschaft kann zu

8 Hans-Paul Bahrtdt beschrieb die Notwendigkeit der Fremdheit im städtischen Kontext in den 60er Jahren, indem er die städtische Alltagskommunikation der im ländlichen Leben gegenüberstellte. „Bezeichnend ist, dass in einer städtischen Umwelt, in der die Distanz künstlich gestützt werden muss, die Themen, auf die hin man eine fremde Person ansprechen darf, streng und kasuistisch festgelegt sind, und zwar gerade, weil in ihr viele Kontakte zwischen einander unbekanntem

diesen Fremden gehören. So erzählt Martin Burkart, dass er keinen Kontakt mit der Nachbarschaft im Haus habe und dies auch nicht anstrebe:

„Ich geh in meine Wohnung rein und ich brauch jetzt halt nicht unbedingt die Nachbarin oder Nachbarn, mit denen ich mich täglich ne halbe Stunde im Hausgang unterhalte oder so, über das Wetter oder über Krankheiten oder über ich weiß nicht was. Das liegt mir einfach nicht so.“

Ähnlich drückt es Harald Welte aus, der die Frage nach nachbarschaftlichem Kontakt ebenfalls verneint: „Kaum. Außer Sichtkontakt ist da eigentlich nichts vorhanden. Mir reicht das. Ich muss nicht meinen Nachbarn auf der Pelle haben.“ Beide Männer leben jedoch bei weitem nicht isoliert. Aus den Interviews wird deutlich, dass sie gerne im Quartier leben und dort auch Bekannte und Freunde haben. Ein nachbarschaftlicher Umgang gehört bei ihnen jedoch nicht zu den Konstanten, die wichtig sind, um sich im Quartier wohl zu fühlen. Zugleich hebt Harald Welte jedoch hervor, dass es eine Gemeinschaft im Quartier gebe, eine Gemeinschaft, die sich für ihn weniger durch Nachbarschaftskontakte manifestiere, sondern

„durch die Alltäglichkeit, dass man da immer seine Brötchen holt oder zur Bank geht, oder dass man die Läden hat, wo man einkauft, dass das so ein bisschen, dass das so die wiederkehrenden Wege sind, die man so täglich macht.“

Für Pedro Giusti und Jens Martin dagegen stellt sich die Bedeutung nachbarschaftlicher Beziehungen anders dar. Während Pedro Giusti es bedauert, dass es in dem Haus, in dem er wohnt, so wenig Kontakt zu den Nachbarn gebe und jeder für sich allein lebe, hebt Jens Martin im Interview den Kontakt zu den Familien im gegenüberliegenden Wohnhaus hervor, der sich im Laufe der Jahre entwickelt hat und den er sehr schätzt:

„Ja, ich hab hier so gegenüber die, die so drei Familien auch, so ältere Leute irgendwie, ne.. Das ist eigentlich sehr schön. Das ist hier auch über die Jahre irgendwie gewachsen. Was ich eigentlich so total schätze auch, so dass da immer so ne Offenheit, ne, und ich helf denen manchmal auch so, (...) das gehört für mich ja auch dazu.“

So unterschiedlich die Bedürfnisse der einzelnen InterviewpartnerInnen nach sozialen Kontakten im Quartier – hier exemplarisch ausgeführt anhand der nachbarschaftlichen Kontakte – auch sind, sie haben jedoch einen gemeinsamen Kern, insofern sie sich

Menschen stattfinden müssen. Nach der Uhrzeit darf man fragen. Ein Mann darf einen anderen Mann, der gerade raucht, um Feuer bitten. Auch nach dem Weg darf man sich erkundigen. Aber man erkennt den Menschen vom Lande sofort daran, dass er bei dieser Gelegenheit gleich erzählt, wen er zu besuchen gedenkt und warum er sich nicht auskennt.“ (Bahrtdt 1998, S. 89)

immer auf die Wählbarkeit der sozialen Kontakte beziehen. Wie in Kapitel 3 ausführlich dargelegt und diskutiert wurde, erodierten im Kontext der gesellschaftlichen Transformationsprozesse die traditionellen Beziehungsmuster, „die ein Individuum wie ein gut geschnürtes Paket mit dem Hineingeborenwerden in familiäre, verwandtschaftliche und nachbarschaftliche Konstellationen mit auf seinen Lebensweg genommen hat“ (Keupp 1994, S. 343). Das Individuum hat hier an Entscheidungsfreiheit gewonnen. Der Einzelne muss keine nachbarschaftlichen Kontakte aufnehmen, kann dies jedoch.

Diese Wählbarkeit ist jedoch – und dies muss betont werden – nicht umfassend gültig, sondern vielmehr an spezifische Bedingungen geknüpft. So können, um bei diesem Beispiel zu bleiben, Mobilitätseinschränkungen im Alter die Aufnahme nachbarschaftlicher Kontakte eher notwendig als wählbar machen (vgl. Engel/ Nestmann/ Niepel/ Sickendiek 1999). Auch materielle Voraussetzungen, wie beispielsweise räumliche Bedingungen, sind von Bedeutung. Die Frage der nachbarschaftlichen Kontakte stellt sich unter den Bedingungen einer Notunterkunft oder eines Flüchtlingsheimes aufgrund der räumlichen Enge und den damit verbundenen größeren Interdependenzen der BewohnerInnen in anderer Weise.

Darüber hinaus besitzt die gestiegene Entscheidungsfreiheit auch eine Kehrseite – die gesellschaftliche Freisetzung ist damit eine durchaus ambivalente Situation. Denn das Individuum ist gefordert, sich seine lebensweltlichen Zusammenhänge selbst zu schaffen. Es muss dabei nicht nur zum „Initiator und Manager seines eigenen Beziehungsnetzes“ (Keupp 1994, S. 342) werden, sondern zunehmend in seiner gesamten Lebensgestaltung die Wahl treffen aus der Palette der Möglichkeiten, der wachsenden Anzahl individuell wählbarer Optionen.

8.3. Der Stadtteil als Ensemble individueller Landkarten

Eine Konsequenz der biographischen Freisetzung ist es damit, dass die Menschen sich je eigene Welten oder Netze⁹ aus Wir-Gruppen, Zusammenhängen und Orten schaffen

9 Benédicte Groussault plädierte in ihrem Vortrag auf der Tagung „Migration. Stadt im Wandel“ (1997) für den Begriff des Netzes. Dieser habe den Vorteil, unterschiedliche Grade der Zugehörigkeit, Nähe und Ferne sowie die Aktivierung zu beinhalten. Dabei ging sie davon aus, dass der/die Einzelne mehreren Netzen zugleich zugehörig ist.

und schaffen müssen, die sich zwar an kollektiv geteilten Lebensstilen orientieren, jedoch in ihrem spezifischen Arrangement individuell differieren. Man kann sagen, dass sich die Einzelnen ihr je eigenes Ensemble zusammenstellen, das neben denen anderer steht und diesen nicht selten verborgen bleibt. Dabei ist dieses Ensemble wie auch der Lebensstil, im Sinne einer Komposition von heterogenen Orientierungen zu einer Gesamtfigur (vgl. Hitzler/ Honer 1994, S. 307ff.), immer ein heterogenes Konstrukt, eine Zusammenstellung mehrerer Welten. Die Polykontextualität des Alltags lässt eine Vereinheitlichung nicht zu:

„Typisch für den individualisierten Menschen ist (...) dass er im Alltag ständig von Gruppenorientierung zu Gruppenorientierung wechselt, dass er bei den meisten Umorientierungen in neue soziale Rollen schlüpft, dass er in jeder dieser Rollen nur einen *Teil* seiner persönlichen Identität aktualisiert und thematisiert.“ (Hitzler/ Honer 1994, S. 310)

Entsprechend dieser unterschiedlichen Lebenswelten der Einzelnen und ebenso entlang ihrer aus differenten Lebenssituationen hervorgehenden, variierenden Relevanzstrukturen kennzeichnen diese auch höchst unterschiedliche Orte, die bedeutend für ihr Leben im Stadtteil sind. Dies wurde ansatzweise bereits bei den oben ausgewählten Schilderungen verschiedener StadtteilbewohnerInnen sichtbar. Und gleiche Orte können ebenso divergierende Bedeutungen für verschiedene Menschen haben. Die Straßenbahnhaltstelle, die Hakan Demirel als Treffpunkt seiner Clique anführt und daher für diese Jugendlichen eine ganz spezifische Bedeutung im Quartier hat, mag für eine andere Stadtteilbewohnerin vielleicht ein Ort sein, der mit Angst besetzt ist, weil er abends dunkel und unübersichtlich ist. Für einen dritten Stadtteilbewohner hingegen mag er ein unbekannter Ort sein, ein Ort, der ihm noch nie aufgefallen ist und keinerlei Bedeutung hat, da er nie öffentliche Verkehrsmittel nutzt.

Diesen Gedanken der je individuellen Lebenswelten der Einzelnen, die sich auch in einer unterschiedlichen räumlichen Bedeutung spiegeln, radikalisiert Martin Albrow (1998, S. 245) mit seinem Begriff der *Soziosphären*. Dabei geht er davon aus, dass die Menschen

„verschiedene Sphären des sozialen Lebens (bewohnen), die sich an ihrem momentanen Aufenthaltsort überschneiden, ohne sich gegenseitig zu beeinträchtigen. Aus diesem Grund ist auch das Bild der Sphäre angemessen: Soziosphären bewegen sich auf einander überschneidenden Bahnen ohne sich je zu berühren.“

Mit diesem Begriff der Soziosphären lässt sich auch die Aussage Sebastiano Cascellas, sich beim morgendlichen Einkauf an ein Leben im Dorf erinnert zu fühlen, noch einmal

anders lesen. In *seiner* Soziosphäre, dem von ihm angeeigneten Ausschnitt des städtischen Lebens und Raumes, kann das Leben im Quartier tatsächlich dörflich sein. Die Bekannten Cascellas treten dabei bei dem morgendlichen Gang in seiner Wahrnehmung in den Vordergrund, die vielen fremden, anonymen Menschen, die im zugleich begegnen, werden dabei quasi ausgeblendet.

Dieses Bild der Soziosphären lässt sich darüber hinaus übertragen, um das räumlich enge Nebeneinander diverser Orte zu kennzeichnen, zwischen denen – blickt man durch den Filter der Lebensstile – Welten liegen. Dies soll an einigen Beispielen aus dem Quartier veranschaulicht werden:

Beispiel I: Das *Café Merzenich*, die Filiale einer großen Bäckereikette, liegt im Zentrum Ehrenfelds, mitten auf der Venloer Straße, zwischen Kirche und Geschäften, gegenüber dem Marktplatz. Neben dem direkten Verkauf von Brot, Kuchen und Gebäck gibt es bei *Merzenich* noch einen „Ausschank“: hier kann man – in Selbstbedienung – Getränke, belegte Brötchen und Kuchen kaufen. Im Vorderraum befinden sich drei Tische, im hinteren Raum schließen sich circa fünfzehn weitere, dichtgedrängte Tische an, streng unterteilt in Raucher- und Nichtraucherzone, dies jedoch ohne nennenswerten Effekt angesichts des kleinen Raumes. Die Einrichtung ist funktional und eher anonym. Bei



Das Café Merzenich auf der Venloer Straße

Merzenich herrscht den ganzen Tag reger Publikumsverkehr, auch die Tische sind meistens gut besetzt. Die Kundschaft wird von Frauen dominiert und von alten Menschen, die Mehrheit der Kunden ist fünfzigjährig und aufwärts. Darauf hat sich *Merzenich* in seinem Angebot eingerichtet, das

klassische Graubrot dominiert, das „alternative“ Körnerbrot führt hier ein marginales Dasein.

Angesichts seiner Einrichtung scheint *Merzenich* zunächst ein Ort, der nicht zum längeren Verweilen einlädt, höchstens zu einem kurzen Kaffee während des Einkaufs. Und doch – neben der Laufkundschaft hat sich geradezu eine Szene in dieser Bäckerei etabliert, sie ist ein Anlaufpunkt für alte Leute und insbesondere der älteren Frauen im Stadtteil – denen die Kneipen als klassische Männerorte eher versperrt sind. Sie finden sich hier während des ganzen Tages, sitzen in Zweier-, Dreier- und manchmal auch in großen Gruppen zu acht oder zehnt und das oft über Stunden. Frau kennt sich (und die Angestellten), begrüßt oder bewertet Neuhinzukommende, tauscht die neuesten Informationen, den neuesten Klatsch aus.

Eine kleine Gruppe Frauen um die siebzig fiel dabei besonders auf. Sie bevorzugten die Tische im Eingangsbereich mit Blick auf die Straße und die vorübergehenden PassantInnen, von denen sie etliche kannten.¹⁰ Sie saßen in der „Kontrollzone“, hatten den Überblick über alle Neuhinzukommenden und die Belegschaft hinter der Theke. Diese Gruppe hat sich das Café im wahrsten Sinne des Wortes angeeignet, es erfüllt für sie – so scheint es – beinahe die Funktion eines verlängerten Wohnzimmers. Dies nicht nur angesichts der vielen Zeit, die diese Frauen dort verbringen, sondern auch wegen ihres Habitus. Am augenfälligsten wird dies, wenn sie lautstark das Verhalten einzelner KundInnen monieren, die ihr benutztes Geschirr nicht selbst auf den zu diesem Zweck bereitgestellten Servierwagen stellen. Und wenn dies Überhand nimmt, legen sie auch schon einmal selber Hand an und räumen die Tische leer.

Beispiel II: Biegt man vom *Café Merzenich* in die nächste Seitenstraße ein, so kommt man ins *Café Anders* – und damit in eine andere Welt. Gedämpftes Licht, locker marmorierte Wände und Decken, eine karge, aber auf „Stil“ bedachte Einrichtung. Viereckige Holztische mit schwarzen Stühlen, eine große Glasfront zur Straße, eine Wand ist verspiegelt, keine Bilder. Einzig ein Zitat von Hans Henny Jahn, das auf den Namen des Cafés und seinen schwulen Kontext verweist, schmückt die Wand. Ein opulenter Blumenstrauß steht in der Mitte des Raumes. Das Publikum ist Mitte zwanzig bis ca. fünfundvierzig, die Dreißiger dominieren. Das Ambiente verweist auf das bildungs-

10 Während der Untersuchungen wurde der Eingangsbereich umgebaut, die vorderen Tische wurden durch hohe Tische und eine an der Wand befestigte Sitzbank ersetzt, diese Gruppe damit in den hinteren Raum genötigt, da die Frauen aufgrund ihres Alters kaum die hohen Bänke erklimmen können.

bürgerliche Publikum mit alternativem Einschlag. Die Preise sind gehoben, der Apfelkuchen verwandelt sich im Café Anders in die Apfeltarte und die Tageskarte preist den französischen Rohmilch-Käseteller an. Das Café besitzt einen Durchgang zum *Anderen Buchladen*, einer alteingesessenen, alternativen Kölner Buchhandlung, am Fenster kleben Veranstaltungsplakate, die Toiletten sind gespickt mit Flyern und Handzetteln, die für andere Orte werben, Veranstaltungen ankündigen oder auf denen Wohngemeinschaftszimmer gesucht werden. Auch eigene Kulturveranstaltungen finden in den Räumen des *Anders* statt. Ebenso wie das *Merzenich* ist auch das *Anders* ein Ort der Kommunikation, man geht gemeinsam ins Café, wemgleich es gerade tagsüber auch von vielen einzelnen Personen aufgesucht wird, die an den Tischen lesen oder arbeiten. Doch hier dominieren – im Vergleich zum *Merzenich* – die Zweiergruppen, ein Aspekt des eher als distinguiert zu bezeichnenden Habitus der Kundschaft, die sich eher leise unterhält und dem die Einrichtung des Cafés das dazu nötige Ambiente bietet.

Beispiel III: An der Hauptstraße Ehrenfelds, der Venloer Straße, findet man das Selbstbedienungsrestaurant *Arslan's Kebab*. An einer großen Kreuzung gelegen, an der Stelle, an der die Venloer Straße auf den Gürtel, einen der äußeren Ringe Kölns trifft, liegt *Arslan's Kebab* schräg gegenüber von *McDonalds* – und versteht sich auch als Konkurrenz zu diesem Laden. Die Einrichtung ist funktional und hell, angereichert mit Pflanzen und „orientalischen“ Dekorationen. Neben dem großen Speiseraum im Erdgeschoss befindet sich ein weiterer in der ersten Etage, der jedoch nur bei größeren Veranstaltungen geöffnet wird. Das Ehrenfelder Selbstbedienungsrestaurant wird von einem ganz heterogenen Publikum besucht – StudentInnen und ArbeiterInnen verbringen hier ihre Mittagspause, ältere MigrantInnen im Rentenalter mehrere Stunden ihres Tages, die Kundschaft ist internationaler Herkunft. Neben dem Laufpublikum zeigt sich ein wachsendes



Arslan's Kebab

Stammpublicum, die Gäste kennen einander zum Teil, man redet miteinander und tauscht Begrüßungen aus. Raum bietet *Arslan's Kebab* dabei vor allem auch religiös orientierten Gästen, da der Raum im oberen Geschoss mit Gebetsteppichen ausgestattet und von den Gästen genutzt werden kann. Darüber hinaus wird kein Alkohol ausgeschenkt sowie alkoholisierte Gäste des Raumes verwiesen. Dieses Angebot, welches einerseits einer spezifischen Orientierung Raum bietet, erweist sich aus systemischer Perspektive als eine ökonomische Nische.

Mit diesen drei Skizzen von Orten im Quartier, sollte ein Eindruck gegeben werden von der lebensweltlichen Vielfalt in Ehrenfeld sowie ihrer räumlichen Manifestation. Diese Orte, deren Beschreibung durch zahlreiche weitere Facetten der Verräumlichung lebensweltlicher Orientierungen ergänzt werden könnte sind Teile des *unzusammenhängenden Nebeneinanders* hoch differenter Lebenswelten und -stile im städtischen Kontext post-moderner Gesellschaften.

8.4. Die Bedeutung der Lokalität und der Quartiersbindung

Dieses Nebeneinander im städtischen Leben findet eine zusätzliche Verstärkung durch den Bedeutungsverlust der konkreten Lokalität im Zuge wachsender Mobilität. Das Quartier als Lebensort ist für die Mehrheit der im Kontext des Forschungsprojektes interviewten Stadtteilbewohner und -bewohnerinnen nur ein Ort unter mehreren gewesen. Sie arbeiten in anderen Quartieren, gehen in anderen Stadtteilen einkaufen, ins Kino oder die Kneipe, haben Freundschaften und enge Beziehungen zu Menschen in anderen Stadtteilen, Städten und Ländern. Zum Teil wurden auch mehrfache grenzüberschreitende Migrationsprozesse sichtbar, wie beispielsweise bei Huelya Tursun und Cristina Lanfranchi, die beide einen Teil ihrer schulischen Ausbildung im Herkunftsland bzw. dem Herkunftsland ihrer Eltern absolvierten. Im Kontext dieser Orientierungen über das Quartier oder gar die Stadt und das Land hinaus differieren auch die Bindungen und Erwartungen an das Quartier. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich diese je nach aktueller biographischer Situation ändern können. So kann das Quartier für einen jungen Mann, der außerhalb des Quartiers arbeitet und eine Lebenspartnerin hat, die in einer anderen Stadt wohnt, in einer veränderten Lebenssituation an Bedeutung gewinnen, wenn er beispielsweise Vater eines Kleinkindes ist und sich im Erziehungsurlaub

befindet.

So werden auch in den Interviews subjektiv höchst differente Bindungen an das Quartier sichtbar. Die einzelnen Erwartungen an und die Identifikation mit dem Stadtteil ergeben ein vielschichtiges Bild. Dieses wurde in Ansätzen bereits in den vorangegangenen Ausführungen deutlich, soll anhand einiger Beispiele an dieser Stelle jedoch noch einmal konzentriert ausbuchstabiert werden.

- Friderike Mora ist zum Zeitpunkt des Interviews seit sieben Jahren in Köln. Zunächst wohnte sie in einer großen Wohn- und Hausgemeinschaft in einem angrenzenden Quartier, inzwischen jedoch alleine direkt in Ehrenfeld. Als Wohnort, so erklärt sie im Interview, komme für sie nur dieses Quartier in Frage, sie bezeichnet sich selbst als Ehrenfelderin, nicht als Kölnerin. Ihr Leben ist stark auf das Quartier bezogen, sie arbeitet hier in einer Initiative, der Großteil ihrer Freunde lebt hier, im Quartier geht sie abends aus. „Ja, (...) also wenn, dann sind da die Kneipen hier, wo ich hingehge, oder meine Leute hier besuche in Ehrenfeld. Ich gehe kaum, ich gehe eigentlich nicht so viel raus (...) und ich bewege mich eigentlich fast, fast nur in Ehrenfeld.“
- Pedro Giusti, der nach seiner Immigration in die BRD und mehrfachen Umzügen innerhalb Kölns seit acht Jahren im Quartier wohnt, ist dagegen viel weniger auf das Quartier bezogen. Zwar schätzt er die Infrastruktur in Ehrenfeld und nutzt sie auch, betont jedoch, dass seine Freunde über ganz Köln verstreut leben und er nicht so „fixiert“ sei. „Es ist gut,“ so erklärt er, „ein bisschen Abwechslung da zu haben.“ Er habe mehr Kontakte zu den anderen Stadtteilen, aber auch zu anderen Städten und Ländern. Sehr viele Freunde von ihm lebten in Berlin, Freiburg und Stuttgart, darüber hinaus habe er Familie, Bekannte und Freunde in Italien.
- Sybille Reimers lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern zum Zeitpunkt des Interviews seit 13 Jahren in Ehrenfeld. Sie möchte inzwischen lieber in einen anderen Stadtteil ziehen, da sie dort mehr Leute kenne. „Ich mache eigentlich nichts im Stadtteil, außer hier wohnen“, umschreibt sie ihren Bezug zum Quartier. Viele der Menschen, die sie kannte, seien inzwischen weggezogen, Kontakt habe sie nur noch mit den nächsten NachbarInnen im Haus. Aufgrund dieser Orientierung würde sie sich eher als ein Teil der Stadt oder der Straße, jedoch nicht des Stadtteils beschreiben.

- Cristina Lanfranchi, die in Italien geboren wurde und weitgehend in Ehrenfeld aufgewachsen ist, absolvierte einen großen Teil ihrer Schulausbildung in Italien. Zum Studium kehrte sie nach Köln zurück und hat seitdem ihren Lebensmittelpunkt dort, wobei sie regelmäßig für längere Zeit nach Italien fährt. Sie bezeichnet das Quartier als „mein Haus, meine Heimat“, hebt jedoch zugleich hervor, dass sie zwei Heimaten besitze – das Quartier und Italien, wohin sie sich unter Umständen vorstellen kann hinzuziehen.
- Camal Khaled wurde in einer Stadt nördlich von Köln geboren, lebte für einige Jahre in Tunesien, kehrte im Alter von 10 Jahren zurück in die BRD und zog mit seiner Familie nach Ehrenfeld. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt der junge Mann wieder bei seinen Eltern, nachdem er zwischenzeitlich mit seiner Freundin zunächst für kurze Zeit in einer anderen Stadt und später in einem anderen Stadtteil innerhalb Kölns gelebt hat. Camal Khaled schildert im Interview, dass er sich kaum noch im Stadtteil aufhalte, vielmehr an anderen Orten innerhalb der Stadt, manchmal auch in anderen Städten, in denen er Menschen kennt. Dies ist eine bewusste Entscheidung, insofern er sich damit zugleich von seiner früheren Clique und ihren Lebensgewohnheiten abgrenzt.

An diesen fünf exemplarischen Verortungen im und Bindungen an das Quartier wird deutlich, wie sehr die lebensweltliche Bedeutung des Ortes differieren kann. Die Palette unterschiedlicher Bezüge zu Ehrenfeld reicht dabei von der nahezu ausschließlichen Konzentration des Alltagslebens auf das Viertel, wie sie bei Friderike Mora sichtbar wird, über die „doppelte Beheimatung“, wie sie Cristina Lanfranchi zum Ausdruck bringt, bis hin zur bewussten Abwendung vom Quartier, wie sie Camal Khaled für sich beansprucht. Deutlich werden sollte auch, wie diese Orientierung sich mit Lebensphasen ändert, also immer auch in Bewegung ist. So veränderte sich der Bezug von Sybille Reimers zum Quartier im Laufe der Jahre, insbesondere mit dem Wegzug von bekannten Menschen, während sich Camal Khaled im Zuge einer biographischen Umorientierung vom Quartier abwendete.

Sichtbar wurde an den Beispielen aber auch, wie sehr die GesprächspartnerInnen in ihren Orientierungen immer auch den lokalen Rahmen überschreiten. Wie Martin Albrow (1998, S. 245) betont, lässt die Bedeutung des konkreten Ortes im globalen Zeitalter

deutlich nach. Die Orientierungen überschreiten immer mehr den lokalen Rahmen:

„Die Utopie der auf einen Ort begrenzten Gemeinschaft ist der Gegenpol der von räumlichen Kontexten losgelösten Aktivitäten, die an immer mehr Orten der globalisierten Welt stattfinden. Dort sind die Zusammenhänge, in denen die alltäglichen Handlungen stehen, selbst den nächsten Nachbarn unbekannt. An solchen Orten lebende Menschen sind jeweils Teil einer einzigartigen Vielfalt sozialer Beziehungen und Interaktionen, von denen nur einige ihren Mittelpunkt im lokalen Umfeld haben.“¹¹

Damit beschreibt er einen Prozess gesellschaftlicher Veränderung, der sich als Tendenz auch im Stadtteil beobachten lässt, wenngleich die konkrete Lokalität des Quartiers für viele doch eine wichtige Rolle spielt. Bei allen Differenzen ist den InformantInnen, die befragt wurden, jedoch gemeinsam, dass ihre sozialen Beziehungen immer nur zu einem Teil im Stadtteil verortet sind. Fast alle berichteten von FreundInnen, Bekannten und Verwandten, die über die ganze Stadt, die BRD und darüber hinaus „verstreut“ leben. Diese Beziehungen werden durch Besuche, Telefonate, Briefe oder per Email aufrechterhalten, man sieht sich regelmäßig, manchmal nur selten. So berichtet Reiner Gremmer von seinen Freunden in Berlin:

„Jo, jo, Berlin hab ich ... in Berlin hab ich sieben Jahre gewohnt, da hab ich noch viele Freunde, sehn wir uns auch öfters. In letzter Zeit nicht mehr so viel, weil ich da nicht mehr die Zeit habe. Aber wir telefonieren schon öfters.“

Über die Qualität der Beziehung oder ihre Bedeutung für den Einzelnen sagt dabei weder die Art des Kontaktes – direkt oder virtuell – noch dessen Häufigkeit Entscheidendes aus, dies ist kein unbedingtes Kriterium¹². Einige, insbesondere jüngere, kinderlose StadtteilbewohnerInnen führen Liebesbeziehungen über zwei Städte hinweg, die bis zu 500 km auseinander liegen.

Fügt man nun die verschiedenen Dimensionen der Lebenswelt, die in den vorangegange-

11 Den Aspekt der Enträumlichung fokussiert auch Stefan Krätke, wenn er bezogen auf die Städte im Kontext der Globalisierung formuliert: „In den Globalizing Cities von heute sind dann persönliche Lebensformen und -stile immer weniger Ausdruck regionaler Lebensweisen. Die Kongruenz von Kultur und Raum ist in Auflösung begriffen: Unter den Bedingungen der Globalisierung kommt es zu einer Durchdringung der sozialen Welten über alle geographischen Maßstabsebenen hinweg, und kulturelle Differenz manifestiert sich in einer Vielfalt der Lebensformen und -stile ohne eindeutige räumliche Verankerung.“ (Krätke 2002, S. 2)

12 Leopold Rosenmayr und Franz Kolland (1997, S. 261) führen am Beispiel der Familienformen aus, wie sich die Individualisierung auf die Lebensformen auswirkt. „So bewirkt die multilokale, auf verschiedene Haushalte verteilte Mehrgenerationenfamilie eine Lebensform, worin der größere Teil des Lebens von Eltern und Kindern sich an verschiedenen Orten abspielt, ohne dass die Beziehungen der Generationen zueinander abbrechen“.

nen Ausführungen angesprochen wurden, zusammen – so sieht man, dass der Stadtteil als konkrete Lokalität in den meisten Fällen die Funktion eines Lebensortes unter vielen hat, umso mehr, als dass zugleich nur wenige StadtteilbewohnerInnen auch im Quartier arbeiten und die meisten nur einen Teil ihrer Einkäufe hier erledigen. Bezieht man darüber hinaus noch die zeitliche Dimension mit ein, die oben angesprochene Ortsmobilität im Laufe des gesamten Lebens der Einzelnen, so vervollständigt sich das Bild eines dezentralisierten Ortsbezuges. Nach einem Umzug in ein anderes Land, eine andere Stadt oder einen anderen Stadtteil werden immer auch an dem alten Wohnort Menschen und Orte zurückgelassen, die vertraut sind und zu denen die Beziehung aufrecht erhalten wird. Dies wurde von den meisten InterviewpartnerInnen explizit angesprochen.

Nicht nur anhand der Bevölkerungsstruktur Ehrenfelds (siehe auch Kapitel 7), sondern ebenso anhand der oben ausgeführten Eckpunkte Ortsmobilität, Pluralisierung der Lebensformen und -stile, Ausdifferenzierung der damit verbundenen Orte sowie zunehmende Überlokalisierung wurde bisher umrissen, wie sehr Ehrenfeld als ein „heterogenes Viertel in Bewegung“ zu kennzeichnen ist und wie die Menschen in ihrem Alltag hiermit umgehen. Im Folgenden soll nun vertiefend diskutiert werden, wie die StadtteilbewohnerInnen das Quartier einschätzen und wie sie die sich im Alltag manifestierende Heterogenität bewerten.

8.4. Die Einschätzung des Quartiers

Ebenso wie sich die verschiedenen Soziosphären und Aneignungsformen des Quartiers durch die BewohnerInnen unterscheiden, so differieren auch die Einschätzungen des Viertels. Je nach subjektiver Lebenssituation, aber auch in Relation zu sozialstrukturellen Merkmalen, wie z.B. Altersgruppe oder dem Geschlecht der InterviewpartnerIn, werden unterschiedliche Aspekte als positive oder auch negative Kennzeichen des Quartiers hervorgehoben. Häufig positiv hervorgehoben wird die existierende Infrastruktur im Quartier, sein ausdifferenzierter systemischer Rahmen: die Einkaufsmöglichkeiten, Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr, aber auch die kommerziellen Angebote und -orte wie Kneipen, Kino und Cafés.

Der 22-jährige Tayfun Deniz kennzeichnet das Viertel vor allem als „modern“. Er will

hier wohnen bleiben, denn „hier wird es ja auch fast wie Großstadt hier. Hat man ja fast alles hier. Ja, Kebab machen sie auch, und ein großes Kaufzentrum.“

Gerade die Gruppe der 20-40jährigen GesprächspartnerInnen heben die Lebendigkeit des Quartiers, die sich aus in seiner vielseitigen Infrastruktur wie auch heterogenen Bevölkerungszusammensetzung ergebe, als zentrales Qualitätsmerkmal hervor, wie beispielsweise Harald Welte, der Ehrenfeld als „nicht son toter Stadtteil“ kennzeichnet und dem der Stadtteil durch seine kulturellen und Einkaufsmöglichkeiten alles bietet, was er brauche, wo man „auch nachts noch was zu essen kriegt“. Auch Anne Blumer hebt auf diesen Aspekt der Lebendigkeit ab und verbindet ihn mit der Heterogenität der QuartiersbewohnerInnen.

„Und mir kommt Ehrenfeld ziemlich lebendig vor, sehr gemischt an Nationalitäten, an Menschen, die hier leben. Und ja, irgendwie so lebendig. Also ich merk das auch, wenn ich Freundinnen besuche oder Freunde, z.B. in Zollstock¹³ oder so, da hab ich echt gedacht, oh Gott, furchtbar.“

Negativer schneidet das Quartier in Hinblick auf seine Infrastruktur hingegen bei den jugendlichen InformantInnen ab, die mehrheitlich erklären, dass der Stadtteil nur wenig Raum und Möglichkeiten für sie biete oder aber ihre Form der Raumaneignung zu Konflikten mit den erwachsenen QuartiersbewohnerInnen führe. Die öffentliche Raumaneignung, wie sie sich in der Schilderung von Hakan Demirel spiegelt, wird häufig als störend, ärgerlich oder gar sicherheitsgefährdend wahrgenommen¹⁴.

Während die meisten InterviewpartnerInnen das Quartier, in dem sie leben, schätzen, werden sie jedoch auf der anderen Seite häufig mit einer von ihrem Erleben abweichenden

13 Bei Zollstock handelt es sich um einen kleinbürgerlich-konservativ geprägten Stadtteil mit einem hohen Anteil alter Menschen und wenig allochthoner Bevölkerung.

14 Vergleiche hierzu auch Kapitel 9, die Biographie von Camal Khaled, der von nachbarschaftlichen Konflikten berichtet, die sich an der öffentlichen Raumnahme von jugendlichen Migranten im Quartier entzündeten. Auch in der bereits zitierten Studie „Überforderte Nachbarschaften“ wird eine ähnliche Argumentation bezüglich der Raumaneignung durch Jugendliche und hier zudem Migrantenjugendliche verfolgt und damit ein weiterer Mosaikstein in Hinblick auf die Skandalisierung hinzugefügt: „Insbesondere türkische, arabische oder albanische Jugendliche organisieren sich in zum Teil gemischtethnischen Cliques, die für ihre Umwelt eine permanente Belästigung, ja Gefahr darstellen. (...) Jugendliche in Großsiedlungen haben besonders darunter zu leiden, dass es für sie zu wenig allgemein akzeptierte Aufenthalts- und Betätigungsmöglichkeiten gibt. Sie lungern herum, pöbeln Mädchen, Frauen und ältere Menschen an, vertreiben kleinere Kinder von ihren Spielplätzen, halten Trinkgelage ab und fallen durch erhebliche Lärmbelästigungen auf.“ (Neuhöfer 1998, S. 40)

den Außenwahrnehmung des Quartiers konfrontiert¹⁵. So erzählt Cristina Lanfranchi

„Weil ich trotzdem irgendwie finde, dass Ehrenfeld nicht so ist, wie die Leute von draußen meinen. Weil ich erlebe die Leute auf der Straße, ich erlebe keine Szenen, in denen ich mich also unwohl fühle oder auch, in der Sicherheit auch überhaupt, nee. Wer also, man sagt, es ist viel Kriminalität in Ehrenfeld, ich, ich bin vielleicht blind, ich seh sie nicht. Wenn ich rausgehe, dann seh ich normale Leute, die ihren Aufgaben nachgehen oder die einfach spazieren gehen.“

In dieser Außenwahrnehmung, die Cristina Lanfranchi hier exemplarisch zum Ausdruck bringt, wird ein altes, zum einen an den proletarischen Kontext geknüpftes Quartiersbild sichtbar, nach dem Ehrenfeld kein bevorzugtes Wohngebiet war. Auf diesem Hintergrund wurde das Quartier lange Jahre als „Räuberfeld“ bezeichnet. Zum anderen basiert diese alltagsweltliche Stigmatisierung darauf, dass Ehrenfeld ein Kölner Einwandererquartier ist. Das hiermit verknüpfte Bild wird in der bereits zitierten Textzeile der populären Kölner Musikgruppe BAP prototypisch zum Ausdruck gebracht, in welcher Ehrenfeld als „Türkenveedel fast wie Harlem“ besungen wird¹⁶.

Angesichts dieser negativen Außenwahrnehmung des Quartiers, die bis in die Gegenwart reicht, reagieren die StadtteilbewohnerInnen mit einem deutlichen Verteidigungsimpuls, sei es wie bei Cristina Lanfranchi, die dem Ruf des Quartiers ihre gesättigte Alltagswahrnehmung entgegen hält, oder aber mit Exterritorialisierung, wie sie in der Schilderung von Tayfun Deniz sichtbar wird: Der junge Mann berichtet im Interview von einer kleinkriminellen Szene, die sich – so die Gerüchte, wie er hinzufügt – in Ehrenfeld in den letzten Jahren niedergelassen habe, um zugleich hinzuzufügen, dass es sich dabei nicht um „Einheimische“ handele. „Aber die sind nicht von Ehrenfeld, die kommen von irgendwo anders.“

Dieser stigmatisierende Ruf Ehrenfelds ist jedoch im Zuge der Umstrukturierungsprozesse auch einem Wandel unterworfen. Reiner Gremmer berichtet beispielsweise von der veränderten Reaktion seiner Bekannten auf seinen Wohnort. Während sie 1995 noch

15 Diese Differenz zwischen der Wahrnehmung eines Quartiers durch seine BewohnerInnen einerseits und der Außenwahrnehmung, dem offiziellen Bild des Quartiers, andererseits ist nicht spezifisch für Ehrenfeld, sondern findet sich insbesondere bei marginalisierten städtischen Quartieren (vgl. hierzu Bukow/ Schulze 2003).

16 Von diesem traditionellen schlechten Ruf berichtet auch Frau Breuer: „Ich hab also noch mal vor langer Zeit (...) einen Artikel gesehen gehabt, das war mal in, das war noch nicht der Ehrenfelder Wochenspiegel, auch auch irgendsonne Zeitung, die damals gab, und da war also so furchtbar über Ehrenfeld geschimpft worden und was das für Nachteile hat.“

verhalten darauf reagierten, wäre ihm zwei Jahre später ein „Oh, du wohnst in Ehrenfeld“ entgegengebracht worden. Reiner Gremmer fügt erläuternd hinzu: „So nach dem Motto, also wenn dat jetzt auf einmal in is, in Ehrenfeld wohnen zu dürfen.“

Diese Prozesse der Gentrifizierung, auf die der Informant hier implizit verweist, sind im vorangegangenen Kapitel bereits ausführlicher dargestellt wurden. Sie werden von den StadtteilbewohnerInnen deutlich beobachtet und gekennzeichnet und kommen in ihrer Doppeldeutigkeit immer wieder in den Interviews zum Tragen. Diese Doppeldeutigkeit kann beispielhaft an den Erzählungen Vito Tripodis ausgeführt werden:

Der 38jährige Mann nutzt und schätzt, so wird im Interview deutlich, gerade auch diese Strukturen, die im Zuge der Umstrukturierungsprozesse im Quartier neu entstanden sind (wie beispielsweise die Cafés, die sich an ein alternatives Publikum richten). So bewertet er die Veränderungen im Quartier zunächst positiv¹⁷, wenn er sagt: „Also (...) der Stil des Viertels ändert sich schnell, rasch. Das macht die Sache interessant, also die () wird immer bunter, schöner, auch teurer. Aber solange man aushalten kann wegen der steigenden Kosten, ist es interessant.“ Doch klingt hier bereits die Kehrseite der Gentrifizierung durch, die Verdrängung der weniger finanzkräftigen StadtteilbewohnerInnen. Seine Überlegungen führt er dann an anderer Stelle noch einmal expliziter aus:

„Die Leute werden einfach irgendwie raus gedrängt. Gibt’s eine Menge neuer Läden, (...) das heißt, gibt’s auch viele die schließen müssen. Ich denke, die Mieten werden immer höher gehen. Neue Cafés entstehen, neue Restaurants, die etwas altmodischere (...) etwa klassische deutsche Kneipe verschwindet. Und die Klientel, ich weiß nicht, wird woanders hingehen wahrscheinlich.“

Während die jüngeren, häufig neu in das Quartier gezogenen InformantInnen die neu entstandenen Strukturen nutzen und als eine Qualität Ehrenfelds hervorheben, sind die Aussagen der „Alteingesessenen“ deutlich verhaltener. Wenngleich beide Gruppen Vor- und Nachteile des Gentrifizierungsprozesses thematisieren, so spricht doch die zweite Gruppe häufiger den Verlust bekannter Strukturen an. So beispielsweise Cristina Lanfranchi:

„Also das Alte hat mir gefallen, weil ich, weil es sehr lebendig war. Irgendwie kam mir das, die Straßenbahn, die fuhr. Die Autos, die da ständig in zweiter, dritter Reihe anhielten und alle sich darüber ärgerten und die Leute, die hin und her hetzten. (...) Und mir fehlt zum Beispiel der alte Neptun-Platz. Das ist jetzt so schön geworden. Ich hab

17 Hier sei daran erinnert, dass Vito Tripodi an anderer Stelle den Prozess der kontinuierlichen Bewegung im Quartier als selbstverständlichen Bestandteil städtischen Lebens hervorgehoben hat.

immer mehr das Gefühl gehabt, je mehr ich merkte, wie sich die Straße veränderte in den Jahren, als der U-Bahn-Bau anfing, dass man versuchen wollte, die Leute, die in Ehrenfeld wohnten, aus Ehrenfeld rauszuekeln, raus zu bringen und irgendwie so eine Art Umsiedlung und das gefällt mir nicht.“

Der U-Bahn-Bau, den Cristina Lanfranchi hier anspricht, trifft den Kern eines Themas, welches während der Untersuchungen im Quartier hoch virulent ist. Mit dem Bau der U-Bahn sowie des an der Venloer Straße gelegenen Barthonia-Forums mit dem hier eröffneten Einkaufszentrum wird der Niedergang des Ehrenfelder Einzelhandels und die Zerstörung der alten Geschäftsstruktur des Quartiers verbunden¹⁸, die gerade von den bereits länger in Ehrenfeld lebenden InformantInnen bedauernd konstatiert wird. So erzählt Cristina Lanfranchi, dass in den letzten Jahren „viele Läden, die seit hundert Jahren oder hundertfünfzig Jahren in Ehrenfeld waren“, geschlossen haben und fügt hinzu: „Also ich vermisse richtig all die alten Geschäfte.“¹⁹

Neben diesen im Interview immer wieder zum Ausdruck kommenden negativen Seiten der Umstrukturierungsprozesse werden auch noch andere Aspekte wiederholt als Nachteile des Quartiers formuliert. Angesprochen werden hier seitens der InformantInnen vor allem der starke Autoverkehr und der damit verbundene Lärm, der Dreck sowie das Vorhandensein von zu wenig Grünflächen. Mehrfach wird auch die zunehmende Haltung von Kampfhunden als störend erwähnt.

8.5. Heterogenität und Multikulturalität im Quartier

Der Zuwachs lebensweltlicher Heterogenität wurde in den bisherigen Ausführungen immer wieder als ein zentrales Moment postmoderner Gesellschaften benannt und erläutert. Zugleich wurde gezeigt, wie sich diese Heterogenität am Beispiel des Stadtteils Köln-Ehrenfeld konkret manifestiert.

Es soll nun untersucht werden, wie die StadtteilbewohnerInnen selbst zu diesen Prozes-

18 Vergleiche hierzu die Ausführungen im vorangegangenen Kapitel, sowie vertiefend Bukow/Nikodem/ Schulze/ Yildiz (2001), S. 142ff.

19 Herr Cascella zählt im Gespräch die Geschäfte in Ehrenfeld auf, die in den letzten Jahren geschlossen haben: „All diese kleinen Läden wie z.B. Wallpott oder Radio Wilden haben zugemacht, zwei oder drei noch, auch der Laden für Kinderbekleidung hat dieses Jahr zugemacht. Danach ein Schuhgeschäft.“

sen und der sich im Quartier niederschlagenden Heterogenität stehen. Wo bemerken und kennzeichnen sie diese, wie sieht ihre Einschätzung des „städtischen Multikulturalismus“ aus? Entsprechend des theoretischen Ansatzes arbeite ich dabei mit einem weit gefassten Begriff des Multikulturalismus, der die multikulturelle Gesellschaft nicht auf das Zusammenleben verschiedener ethnischer Gruppen, auf die Dichotomie Allochthone-Autochthone reduziert, da eine solche Reduktion – wie bereits ausführlich dargelegt – den Realitäten insbesondere postmoderner Gesellschaften nicht gerecht wird und den Mythos ethnischer oder nationaler Homogenität reproduziert. In der Erhebungsphase führte dies methodisch dazu, die Fragestellung nicht vorschnell auf den Aspekt des Zusammenlebens der autochthonen und allochthonen Bevölkerung zu reduzieren und insbesondere das Stichwort „multikulturelle Gesellschaft“ in den Interviews unerwähnt oder erst gegen Ende einfließen zu lassen. Denn hier hatte sich bei den Gesprächen rasch gezeigt, dass ansonsten primär die Einstellungen und Bilder entlang des hegemonialen Mediendiskurses abgerufen werden. Das beinhaltete natürlich nicht, diesen Einstellungen und Bildern nicht zu begegnen, da sie doch Teil – aber eben nur Teil – der er- und gelebten Realität der StadtteilbewohnerInnen sind. Entsprechend wurden auch ebenfalls Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen seitens der allochthonen Bevölkerung sichtbar. Auch dies ist Teil des Lebens im Stadtteil. Mit dem hier gewählten Weg wurde jedoch der Blick geöffnet für die Vielfältigkeit der von den StadtteilbewohnerInnen wahrgenommenen Heterogenität und ihr eben auch selbstverständlicher Umgang mit dieser.

Zunächst kennzeichneten viele der InformantInnen die Heterogenität des Quartiers anhand *ethnischer oder nationaler Differenzierungen*. Die Multikulturalität des Stadtteils – im engen Sinne – wurde in den Gesprächen häufig als ein herausragendes Kennzeichen hervorgehoben. Mit Begriffen wie „verschiedene Kulturgruppen“, „multikulturelle Atmosphäre“, „gemischt an Nationalitäten“ oder „Ausländeranteil“ kennzeichnen vor allem die autochthonen BewohnerInnen das Quartier.

Darüber hinaus wird die Vielfalt in Ehrenfeld jedoch immer auch auf anderen Ebenen gekennzeichnet. Hier sind zum einen die „klassischen“ *schichten- oder klassenorientierten Kategorien* zu nennen: So erwähnt Jens Martin die „verschiedenen Bevölkerungsschichten, (...) die sozialen Schichten“, die den Stadtteil prägen. Pedro Giusti hingegen kennzeichnet Ehrenfeld als einen Stadtteil mit einer „Mischung aus Arbeitern, Studenten, Intellektuellen und normalen Menschen“.

Nicht zuletzt wurden noch weitere Differenzkriterien genannt, wie *Alter*, oder *Religionszugehörigkeit* und nicht zuletzt auch *lebensstilbezogene Kriterien*.

Die heterogene Zusammensetzung der Bevölkerung wurde von der Mehrheit unserer InterviewpartnerInnen als Kennzeichen des Quartiers beschrieben, dem sie zum Teil skeptisch, zum Teil indifferent oder neutral gegenüberstanden; von einigen wurde die Heterogenität auch als positives Merkmal hervorgehoben. So hebt Pedro Giusti in seinen Schilderungen die in den letzten Jahren gewachsene Schwulenszene in Ehrenfeld als Zugewinn für das gesamte Quartier hervor. Die Szene ist für ihn ein Teil der lebensweltlichen Heterogenität und der Vielfalt, die das Quartier interessant machen.

„Durch diese ganze, äh, homosexuelle Szene, das auch, also etwas Gutes für den Stadtteil war es auch. Also dass diese Szene auch ein Gewinn für den Stadtteil geworden ist, weil die haben halt schon eine ganz andere Kultur hier ein bisschen so in Ehrenfeld rangebracht.“

Diese Sichtweise, nach der die Verschiedenheit der BewohnerInnen und Gruppen als ein Vorzug des Quartiers herausgestellt werden, basiert dabei meist auf dem Nebeneinander der unterschiedlichen Gruppen. So schätzen viele InterviewpartnerInnen die Lebendigkeit Ehrenfelds, die sie nicht zuletzt der lebensweltlichen Vielfalt zuschreiben, ohne sich dabei in diese differenten Welten zu bewegen. Vielmehr wird der eigene Lebensstil aufrechterhalten, die eigene Soziosphäre weitgehend bewahrt.

Dies wird deutlich, wenn man die Aussagen hinzuzieht, welche die InformantInnen bezüglich der Konflikthaftigkeit des städtischen Lebens machen. Nahezu alle InterviewpartnerInnen kennzeichneten das alltägliche Zusammenleben in der Differenz als im Alltag weitgehend „funktionierend“. Nach Konflikten im Quartier befragt, berichteten die BewohnerInnen zwar über Auseinandersetzungen wegen der zahlreichen Hunde, verbale Übergriffe auf der Straße, Alltagsstreitigkeiten, die auch manchmal in einer Schlägerei münden können und ähnliches. Insgesamt rekurrten viele BewohnerInnen in diesem Kontext jedoch auf ein weitgehend unproblematisches Nebeneinander der verschiedenen Lebenswelten und -stile, der unterschiedlichen Gruppen und Szenen, wie Vito Tripodi, der hier exemplarisch zitiert sei:

„Ja, ich glaube, viele Konflikte werden einfach vermieden, weil Leute, die unterschiedlich sind, treffen sich kaum. Auch im kleinen Viertel gibt es vielleicht nebeneinander Kneipen mit ganz unterschiedlichem Klientel.“

Diese parallelen Sphären der verschiedenen Gruppen im Quartier werden von Vito Tripodi als selbstverständliches Moment städtischen Lebens hingenommen. Diese Sichtweise steht in Verbindung zu seiner Erwartung an den Quartiersalltag, der sich eben nicht als Gemeinschaft aller darstellt, sondern weitgehend als ein Nebeneinander, in dem er sich seine Welt schafft. Dies wird deutlich in seiner Antwort auf die Frage, was er mit „Gemeinschaft im Stadtteil“ verbinde:

„Wenig, im Sinne von etwas, das nicht da ist. Und habe ich gar nicht so viel Lust darauf. Ich weiß nicht, vielleicht bin ich einfach zu viel Einzelgänger oder es ist das heutige Leben das für Gemeinschaft wenig Platz lässt. Aber irgendwie ist das Wir-Gefühl, es fehlt vielleicht, das was der Begriff impliziert. Aber ich suche in der Form nicht. Ich fühle mich wohl in einem Staat oder in einer Stadt, in einem Stadtteil, wo, ja, so die Leute irgendwie ansprechbar sind, wo man vielleicht doch etwas unternehmen kann, wenn man Lust hat, sich gegenseitig mal zu treffen oder was, eine gewisse Offenheit. Aber dass mehr da sein soll, habe ich das Bedürfnis nicht, ich bin nicht so.“

Die getrennten Welten der verschiedenen Gruppen werden dabei von den GesprächspartnerInnen unterschiedlich bewertet. Werden sie von den meisten unserer InformantInnen als ein selbstverständlicher und unproblematischer Bestandteil des städtischen Lebens erfahren, so heben dies andere eher kritisch hervor oder bedauern es. Diese Gruppe wünscht sich zumeist ein Leben im Quartier, welches durch weniger Distanz geprägt ist.

Damit wird sichtbar, inwieweit der gesellschaftlichen Entwicklung, die zur Ausdifferenzierung der Lebenswelten, dem Nebeneinander der Soziosphären führt, ein Potential innewohnt, welches sich im konkreten Alltagsleben der StadtteilbewohnerInnen niederschlägt. Wie bereits in Kapitel 2 ausführlich dargelegt wurde, ist die Fremdheit im städtischen Leben mit einer Haltung verknüpft, die bereits von Georg Simmel ausgearbeitet wurde und später beispielsweise von Erving Goffman (1994) als „höfliche Nichtbeachtung“ und Hans-Paul Bahrdt (1998) als „resignative Toleranz des Städters“ beschrieben wurde.

In diesem Rahmen ist auch das Erleben der „multikulturellen“ Fremdheit im engeren Sinne von einer weitgehenden Selbstverständlichkeit geprägt. Auch hier zeigt sich, was Frank-Olaf Radtke mit seiner Figur des „neutralen Fremden“ meint, bei der er explizit auf die „multikulturelle Gesellschaft“ Bezug nimmt. Die so genannten „kulturellen Differenzen“, verstanden als ethnisch-kulturelle Differenzen, die im aktuellen Diskurs häufig hervorgehoben, ihrer Einbettung in die generelle kulturelle Ausdifferenzierung

entkleidet, damit überbewertet und die als ein zentrales Problem der multikulturellen Gesellschaft beschrieben werden, stellten sich in der vorliegenden Untersuchung nur sehr wenig als ein Problem des städtischen Zusammenlebens dar. Wenngleich man einwenden kann, dass es sich hierbei nur um einen Minimalkonsens handelt, so wird hier doch ein Bild des städtischen Lebens sichtbar, das einen Gegenentwurf zu den skandalisierenden wissenschaftlichen wie auch medialen Diskursen über das städtische Leben bildet. Auf diesen Minimalkonsens rekurriert letztendlich auch Pedro Giusti, wenn er im Interview erklärt:

„Ich sehe auch, dass in Ehrenfeld, zumindest habe ich es noch nie erlebt, dass so zwischen verschiedenen Nationalitäten Auseinandersetzungen da waren, auch oder trotz des so, so großen Anteils an Arbeitslosigkeit in Ehrenfeld, dass es nicht so große Spannungen da gibt auch. (...) Ich finde es schon gut, dass man miteinander leben kann. Ob das jetzt nur ein gegenseitiges sich respektieren ist oder tolerieren ist, ist eine andere Sache.“

Und doch existiert auch eine andere Seite der städtischen Realität. Denn ebenso wurden in den Aussagen der BewohnerInnen Momente der Abgrenzung und Hierarchisierung deutlich, wenn sie Bezug nehmen auf die unterschiedlichen Gruppen im Quartier. So greift Sybille Reimers auf eine bekannte Melodie zurück, als sie nach Konflikten im Quartier gefragt wird:

„Ja, eigentlich nicht, weil ich in dieser doch eigentlich sehr bürgerlichen O-Straße wohne. (...) Also diese Straße ist sehr uniform, ne. Das ist also wenig an, an so, an diesem, möglicherweise hier vorhandenen Konflikt zwischen, Ausländerproblematik, das ist da überhaupt nicht. Ich weiß auch gar nicht also, ob da, sichtbar leben da auch in meiner Straße gar keine Ausländer.“

Wenngleich sie nach Worten sucht, rekurriert sie doch implizit mit ihrer Aussage auf einen Diskurs, der Konflikte per se mit dem „Ausländeranteil“ eines Quartiers verbindet. Sie rekurriert damit auf einen Diskurs, bei dem – politisch, medial und wissenschaftlich – Konflikte im Stadtteil immer wieder an dessen ethnische Zusammensetzung geknüpft werden, als handele es sich hiermit um eine hinlängliche Begründung.

Am obigen Beispiel wird sichtbar, wie dabei nicht eigene, individuelle Erfahrungen herangezogen werden, sondern vielmehr ein „*ethnisches Alltagswissen*“ aktualisiert wird, das diese spezifischen Erfahrungen ersetzt und der Orientierung sozialer Handlungsträger dient. Dieses Alltagswissen hat sich im Verlauf der Zeit – verstärkt über die medialen Vermittlungsstrategien (vgl. Kaschuba 1995) – bei den Beteiligten sedimentiert und dient als „Wegweiser der Wahrnehmung“ von Situationen und Prozessen. Eth-

nisches Alltagswissen ist Bestandteil des gesellschaftlichen Wissensvorrates im urbanen Alltag und kann so „Normalitäten“ im Quartieralltag symbolisch fundieren. Wenngleich an diesem Beispiel nicht auf die eigenen Erfahrungen zurückgegriffen wird, so fungiert dieses „Wissen“ doch als ein Basisschema, in das individuelle Erfahrungen einsortiert werden.

Auf einen spezifischen Strang dieses ethnische Alltagswissen recurriert auch Harald Welte bei der Frage nach seiner Einschätzung des Quartiers:

„Durch die Mischung von Kulturen und auch vielen jungen Leuten, das ist auch gut. Das ist sehr bunt und ich hab noch keine negativen Erfahrungen gemacht. Vielleicht liegt das daran, dass ich ein Mann bin, von Frauen hab ich schon so Sachen gehört, aber eigentlich würde ich das so, ja, das ist okay. Das ist eher so, ja, das ist okay, da gibt es gar keine Begründung.“

Während Harald Welte zunächst aus seinem eigenen Erfahrungskontext das „multi-kulturelle“ Zusammenleben als konfliktfrei bezeichnet (denn er habe noch keine negativen Erfahrungen gemacht), schränkt er diese Aussage zunächst ein und bezieht sich dabei auf Erzählungen Dritter. In seiner Suche nach Worten und Positionen in dem kurzen Interviewausschnitt wird deutlich, wie er sich an dem nicht ausgesprochenen Thema „Frauen werden von nichtdeutschen Männern häufiger belästigt“ abarbeitet und diese Einschränkung am Ende doch verwirft. Mit dem Thema der häufigeren verbalen oder körperlichen Übergriffe nichtdeutscher Männer auf deutsche Frauen recurriert er auf eine spezifische Ausgestaltung des „ethnischen Alltagswissens“, eine „Diskursver-schränkung“, wie sie von Margret Jäger ausführlich analysiert wurde (Jäger 1996; Jäger 1999).

Konflikte im städtischen Alltag werden jedoch nicht nur ethnisch, sondern ebenso entlang sozialstruktureller Kennzeichen, also nach klassistischen Kriterien verortet. Dies lässt sich exemplarisch an einem weiteren Ausschnitt aus dem Interview mit Sybille Reimers verdeutlichen. Hier berichtet sie von einem angrenzenden Quartier, in dem eine Bekannte wohne und das sich aufgrund seiner BewohnerInnenstruktur durch eine besonders hohe Konflikthaftigkeit auszeichne. Dabei verortet Sybille Reimers die Konflikte nicht nur ethnisch, sondern ebenso entlang der Sozialstruktur der BewohnerInnen, als sie von einer Siedlung am Rande Ehrenfelds berichtet, in dem eine Bekannte wohne.

„Das ist auch ganz anders der Stadtteil da. Also da ist auch ein hoher Ausländeranteil, aber da gibts auch solche ganz, äh, neu parzellierten, äh, Sozialwohnungen, wo mit, mit

deutscher Unterschicht, ne. Also wo, wo die dann auch, wo die sich untereinander aufmischen, also intern quasi, ne. Innerhalb einer Kultur.“

Wie gezeigt wurde, sind im Rahmen des gesellschaftlichen Pluralisierungsprozesses zwar neue Freiräume für das Individuum entstanden, doch ist er nicht als ein harmonisch-friedvoller Prozess zu beschreiben. Er ist nicht nur durch eine gewachsene Distanz, das Nebeneinander differenter Lebenswelten, sondern ebenso durch Konkurrenz gekennzeichnet. Lebensstile existieren nicht im luftleeren Raum, sondern unter Rahmenbedingungen von Ungleichheit, von unterschiedlichen ökonomischen und kulturellen Ressourcen, die sich nicht zuletzt in Form von Distinktionspraktiken niederschlagen (Pierre Bourdieu). Wenngleich die Lebensstile und -formen durch individuelle Konstruktionsleistungen von Akteuren gestaltet werden, so bilden sie sich doch zugleich entlang von „individuell nicht willkürlich zu wechselnden sozialen Lagen“ (Neckel 1993, S. 28). In diesem Sinne sind beispielsweise die Orte *Café Merzenich* und *Café Anders* nicht nur Inseln und Manifestationen unterschiedlicher Lebensstile, sondern auch Orte der Abgrenzung. Das Publikum des *Café Anders* besitzt nicht nur größere finanzielle Ressourcen als das des *Merzenich*, sondern setzt sich auch in seinem Habitus deutlich und bewusst ab. Andererseits ist zu vermuten, dass der schwule Kontext des *Café Anders* beim Publikum des *Merzenich* nicht unbedingt auf ungeteilte Zustimmung stößt.²⁰ Wenngleich eine Pluralisierung stattgefunden hat, sind doch weiterhin Normalitätsmuster gültig, die – dies wird im Kontext Homosexualität wie auch der ethnischen Minderheiten deutlich – definieren, was „abweichend“ ist.

Das Nebeneinander der Lebensformen befindet sich damit immer auch in einem Raum von unterschiedlichen Machtverhältnissen. In einer Gesellschaft, die wie diese durch Widersprüche und Gegensätze gekennzeichnet ist, kann das Zusammenleben niemals konfliktfrei, d.h. ohne Reibung, Konkurrenz und Auseinandersetzung verlaufen. Auch

20 „Distinktionen verschaffen soziale Vorteile, wenn sich Unterschiede in Wertdifferenzen verwandeln. In die wechselseitige Wahrnehmung und Beurteilung der verschiedenen Lebensformen sind daher Modelle der Gegnerschaft eingebaut. Um die eigene Lebensart zu behaupten, diskreditiert man andere. Um im symbolischen Ausscheidungskampf jene Stellung zu gewinnen, die den Ton angeben darf, hebt man das eigene Muster hervor und setzt es von den anderen ab.“ (Neckel 1993, S. 22)

dies wurde innerhalb der Untersuchungen sichtbar.

Doch ist bei der Analyse von Konflikten das Augenmerk auf diese differenten sozialen Lagen und den Raum der Machtverhältnisse und weniger auf die kulturelle Heterogenität an sich zu richten. Trotz wachsender formal-rationaler Konstituierung der Gesellschaft fungiert Nationalität in modernen Gesellschaften weiterhin als Inklusionsmodus. Die nationale Zugehörigkeit wird systemisch zu einem wichtigen Inklusionsmechanismus, wenn beispielsweise Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis oder die Verteilung von freien Arbeitsstellen an sie geknüpft wird. Und ebenso manifestiert sich lebensweltlich eine Hierarchisierung von Zugehörigkeiten nach ethnischen bzw. nationalen Kriterien.

9.	Biographien im Quartier	189
9.1.	Cristina Lanfranchi – Eingesessene Ehrenfelderin in Mobilität	189
9.2.	Irene Breuer – Das Quartier als umfassende Lebenswelt	198
9.3.	Marlene Thelen – Marginalisierung und private Netzwerke	205
9.4.	Sabine Fichte – Auf Zwischenstop und doch verortet	213
9.5.	Camal Khaled – Seiltanz am Rande	220
9.6.	Zusammenfassende Bemerkungen	228

9. Biographien im Quartier

Die vorangegangenen Ausführungen werden im Folgenden anhand ausgewählter Biographien vertieft¹, wobei in der getroffenen Auswahl ein Augenmerk auf die Heterogenität der Personen gelegt wurde. So differieren die hier vorgestellten GesprächspartnerInnen zum einen in Hinblick auf sozialstrukturelle Faktoren – wie beispielsweise Alter, Geschlecht, Bildungsgrad oder nationale Zugehörigkeit. Zum anderen wurde auch darauf geachtet, dass neu hinzugezogene ebenso wie alteingesessene EhrenfelderInnen Berücksichtigung finden – und dies in den unterschiedlichen Facetten. Auf diese Weise sollte der Heterogenität Rechnung getragen werden, die sich auf deutliche Weise in Köln-Ehrenfeld manifestiert, ja sogar ein wichtiges Kennzeichen dieses Quartieres darstellt.

Die im letzten Kapitel diskutierten Fragen werden auch die jeweiligen Interpretationen der Interviews als roter Faden durchziehen. Darüber hinaus werde ich jedoch bei den verschiedenen Personen – entsprechend der Relevanz innerhalb der Interviews – jeweils unterschiedliche Aspekte in den Vordergrund stellen und herausarbeiten.

9.1. Cristina Lanfranchi – Eingesessene Ehrenfelderin in Mobilität

Cristina Lanfranchi wurde 1959 geboren, war also zum Zeitpunkt unseres Interviews 38 Jahre alt. Ihre Familie stammt aus Süditalien, der Vater migrierte 1960 gemeinsam mit zwei Brüdern in die BRD, Cristina und ihre Mutter folgten 1961. Im Jahre 1964 wurde Cristinas Bruder geboren. Nachdem die Familie erst außerhalb Kölns gewohnt hatte, fand sie zunächst ein Zimmer in Ehrenfeld, später konnte sie eine Zwei-Zimmer-Wohnung im gleichen Haus anmieten. Bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr lebte Cristina dann in Köln-Ehrenfeld, bis sie 1973 zur Schulausbildung allein nach Italien zurückkehrte. Hier beendete sie die Schule mit dem Abitur und immatrikulierte sich in Neapel

1 Bei diesem Kapitel handelt es sich um einen überarbeiteten und erweiterten Abschnitt, den ich bereits im Rahmen des Forschungsberichtes veröffentlicht habe. Er ist Teil meines spezifischen Arbeitsbereiches innerhalb des Projektes „Städtischer Multikulturalismus. Zum lebenspraktischen Miteinander in fortgeschrittenen Industriegesellschaften“. Vergleiche Bukow/Nikodem/ Schulze/ Yildiz 2001a, S. 168f.

an der Universität. 1979 kehrte sie nach Köln zurück und absolvierte ein Studium an der FH-Köln, das sie mit dem Abschluss als Dolmetscherin beendete. Seitdem arbeitet sie freiberuflich als Übersetzerin und Dolmetscherin sowie stundenweise bei einem Radiosender als Sprecherin. Cristina Lanfranchi ist im Quartier geblieben und lebt gemeinsam mit ihrer Mutter in der Wohnung, die die Familie nach der Rückkehr von Frau Lanfranchi aus Italien bezog. Der Vater starb in den 80er Jahren.

Ihren aktuellen Lebensalltag verbringt Cristina Lanfranchi weitgehend im Quartier. Als freiberufliche Dolmetscherin und Übersetzerin arbeitet sie viel zu Hause. Ebenso verbringt sie einen großen Teil ihrer Freizeit in Ehrenfeld. Das Zusammenleben mit ihrer Mutter, das mit gegenseitigem Freiraum sehr gut funktioniert, schildert sie dabei als eine Lebensstilentscheidung. Einerseits habe sie – als Single – Gesellschaft, andererseits ermögliche es ihr, weniger zu arbeiten, da ihre Mietausgaben sehr gering seien. Im Gegensatz zu vielen anderen Menschen sei für sie die Berufstätigkeit primär das Mittel, um das notwendige Minimum an finanziellen Ressourcen zu erlangen².

Cristina Lanfranchi hat eine hohe Bindung an das Quartier. So formuliert sie im Interview: „Ehrenfeld ist mein Haus, meine Heimat – sagen wir mal – ich sage immer eher Köln, aber ich wohne hier. Ich würde nicht gerne aus Ehrenfeld rausziehen.“ Diese Bindung an das Viertel veranschaulicht sie zunächst unter Rückgriff auf ihre Kindheits-erinnerungen, u.a. den jährlichen großen Weihnachtsbaum auf dem Verwaltungsgebäude der Kosmetikfirma 4711 oder aber das *Eiscafé Panceria*, das von der Familie regelmäßig besucht wurde:

„Aber Panceria ist noch die Erinnerung an meine Kindheit. Ich war da immer mit meinem Bällchen Eis. Jedesmal wenn wir auf der Venloer Straße waren und es war eben Eiszeit, dann war ich, war Panceria für mich, meinen Bruder, also für unsere Familie, ein .. ja sagen wir mal Punto di riferimento .. ein Bezugspunkt.“ (S. 5)

Darüber hinaus basiert dieses Heimatgefühl auf den vorhandenen Sozialkontakten, seien es Bekannte im Quartier, die NachbarInnen in ihrem Wohnhaus oder auch die eher flüchtigen Sozial- und Grußkontakte auf der Straße, insgesamt Beziehungen, die sich in der langen Zeit, die sie bereits im Quartier lebt, ergeben haben und sich durch ihre Aktivitäten in der katholischen Gemeinde in den letzten Jahren noch verstärkt haben. In

2 Hinzu kommt, dass sie lieber ein anderes Fach studiert hätte, das Dolmetscher-Studium jedoch ihrem Vater zuliebe begann. Sie beschreibt ausführlich, dass sie ihr Studium erst sehr spät und mit vielen inneren Widerständen zu Ende geführt hat.

einer längeren Passage schildert Frau Lanfranchi, wie sehr sie es genießt, durch die Straßen zu gehen und Menschen zu treffen, die sie kennt – Menschen, mit denen sie einen kurzen Plausch hält oder nur Grußrituale austauscht. Diese alltäglichen Kontakte sind für sie in hohem Maße bedeutsam, sind Ausdruck ihrer Verankerung im Stadtteil. Damit greift sie also bei ihrer lokalen Verortung auf die oben bereits ausgeführten Ansatzpunkte zurück, die alltäglichen Sozialkontakte einerseits, die vertrauten Ortsstrukturen, einzelne angeeignete Orte andererseits.

Doch ihre Selbstbeschreibung als Ehrenfelderin ist zugleich nur eine Facette ihrer individuellen Verortung. Gerade ihre mobile Biographie, in welcher sie mehrfach Brüche erlebte, lässt eine eindimensionale Positionierung nicht zu. Dabei zeigt sich, dass sie im Interview immer wieder andere Blickwinkel der Selbstbeschreibung einnimmt und diese sich nicht auf einen eindeutigen, eindimensionalen Nenner bringen lassen.

So schränkt sie ihre Aussage, dass Ehrenfeld ihre Heimat sei, im direkten Anschluss wieder ein, indem sie formuliert „es ist meine Heimat, ich bleibe hier, aber es ist immer die zweite Heimat“ (S.8). Vor dem Hintergrund ihrer in Italien verbrachten Jugend, die sie an anderer Stelle als die glücklichste Zeit in ihrem Leben beschreibt³, und der ungewollten Rückkehr durch die Arbeitslosigkeit des Vaters träumt Cristina Lanfranchi von einem erneuten Lebensmittelpunkt in Italien, wenngleich dieser Wunsch auch durch eine Ambivalenz geprägt ist:

„Wenn ich eine Chance hätte, eine Arbeit in Italien, die mir das einbringen würde, was ich hier verdiene, ich würde dann meine Mutter verlassen, dann würde ich alle verlassen, ich würde sofort nach Italien und dort neu anfangen. Aber das ist das Schwierige, diese Chance, dieses Riskieren-Wollen ist auch das, was ich eigentlich nicht, ich will nicht mehr riskieren.“ (S. 8)

Dabei ist der Heimatbegriff für Cristina Lanfranchi keiner, der an ungebrochene Selbstverständlichkeiten geknüpft ist. Sowohl im Rückblick auf ihre Jugendjahre in Italien wie auch

ihre Rückkehr nach Köln schildert sie Brüche und Fremdheitserfahrungen: in Italien war sie „vier Jahre lang die Deutsche“ (S. 11), sie sprach italienisch, jedoch beherrschte sie den Dialekt nicht, den ihre MitschülerInnen sprachen, sie vermisste ihre Eltern und vieles war ihr unbekannt. Auch bei ihrer Rückkehr nach Köln war ihr vieles fremd

3 „In Italien habe ich mehr Freunde gehabt. Das hat mehr weh getan. Da hat .. das war auch die schönste Zeit, die Teenagerzeit, also bis, sagen wir mal, zwanzigstes Lebensjahr. Das waren die tollsten Jahre, die schönsten Jahre meines Lebens.“ (S. 10)

geworden – aufgrund ihres unfreiwilligen Ortswechsels habe sie „alles, was mit Deutschland und mit Deutsch und mit allem möglichen zu tun hatte, verdrängt“ (S. 7) und sie musste sich den Alltag neu aneignen⁴. Und nicht zuletzt antizipiert Cristina Lanfranchi im Interview eine erneute Umstellung, wenn sie nach Italien zurückkehren sollte, denn „man müsse sich einleben.“ Ihr Heimatbegriff ist damit einer, der Fremdheit miteinbezieht und zugleich anknüpft an vertraute Strukturen – sei es lokal, im Alltagsleben oder in der Sprache⁵.

Eine weitere Facette ihrer Selbstpositionierung wird sichtbar, als Cristina Lanfranchi auf nationale Zuordnungskriterien Bezug nimmt. Sie werde öfter gefragt, warum sie nicht die deutsche Staatsangehörigkeit annehme. Dies schließt sie jedoch für sich aus, da dies für sie beinhaltet, ihre italienische Herkunft zu „verneinen“. Dies will sie weder, noch sieht sie einen Anlass für eine solch eindeutige Zuordnung nach nationalen Kriterien. Daher antworte sie auf die Frage folgendermaßen:

„Weil ich mich, wie ich bin. Also unheimlich gut, also wohl fühle hier. Ich habe das nie als Bedürfnis empfunden, irgend etwas zu ... verneinen. Bei mir, wie es mir ging, ging es mir gut.“ (S. 24)

Dabei verweigert Cristina Lanfranchi eine eindimensionale Zugehörigkeit nicht nur in Hinblick auf die Übernahme der deutschen Staatsangehörigkeit. Ihre italienische Herkunft ist ein zentraler Bestandteil gerade auch ihres lebensweltlichen Orientierungsrahmens. Nichtsdestotrotz rekurriert sie im Interview immer wieder auch auf andere Zugehörigkeiten. So nimmt sie beispielsweise Bezug auf einen übernationalen Rahmen, in den sie ihren italienischen Hintergrund als wichtigen Baustein integrieren kann. „Ich sag zwar, ich bin ein Europäer, eine Europäerin. Eine italienische Europäerin ((lacht)). Mit italienischer Herkunft und ich halte mich unheimlich daran.“ (S. 24) Damit sprengt

4 „Ich kam hierher und die ersten Monate, (...) ich konnte mich in Köln nicht orientieren, ich musste ständig fragen: Wie komme ich irgendwo hin, welche Bahn nehme ich? Mein Vater meinte: Mein Gott, du weißt, wie man zum Friesenplatz kommt! Und so was. Und auch zu Fuß! Nein, ich konnte nicht. Ich hab kein Deutsch gesprochen. Ich habe mich geweigert. Ich konnte nur ja und nein sagen. Ich verstand die Leute. Aber ich reagierte nicht drauf.“ (S. 7)

5 Damit umreißt Cristina Lanfranchi zugleich einen Heimatbegriff, der sich von dem unterscheidet, den Sven Sauter in seiner Arbeit über junge Migranten herausgearbeitet hat. Sauter formuliert: „Das Gefühl von Zugehörigkeit entsteht (...) gerade in diesem Bereich des nirgendwo mehr zu Hause sein.“ (Sauter 2002, S. 201) Dies manifestiert sich bei Cristina Lanfranchi anders, nämlich in der Form einer doppelten Beheimatung. Doch ist Sauter zuzustimmen bei seiner Feststellung, dass es notwendig ist, „sich von der Entscheidung zu einer eindeutigen Verortung“ zu verabschieden.

sie den nationalstaatlichen Rahmen, der mit seiner Forderung einheitlicher und eindeutiger Zuordnungen zu eng geworden ist für ein Leben in hochmobilen Gesellschaften, deren wichtiger Bestandteil grenzüberschreitende Migrationsprozesse sind. Mit ihrer Überschreitung der hegemonialen Bestimmung von Heimat und nationaler Zugehörigkeit öffnet sie den Raum der Selbstpositionierung, indem sie ihn ihren Erfahrungen anpasst. Dabei werden zugleich Aspekte der Transnationalisierung sichtbar, wie sie im theoretischen Rahmen dieser Arbeit bereits skizziert wurden. In ihren Selbstpositionierungen wird sichtbar, dass sie nicht ein Leben zwischen den Kulturen lebt, wie es der herrschende Diskurs häufig nahe legt. Trotz ihres Rückkehrwunsches nach Italien ist ihr aktueller Lebensmittelpunkt Köln. Jedoch fährt sie regelmäßig zu längeren Aufenthalten nach Italien und realisiert so ein transnationales Leben in beiden Ländern. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie gerade von einem längeren Aufenthalt zurückgekehrt.

Cristina Lanfranchi stellt ihre Bindung an das Quartier in den Kontext ihrer Migrationsgeschichte und nimmt dabei zugleich Bezug auf kollektive Erfahrungen und Entscheidungen der zweiten Generation italienischer EinwanderInnen im Quartier. Cristina Lanfranchi schildert, dass sie häufig auf alte Bekannte ihrer Generation treffe, die eine neue Wohnung suchten und dabei unter allen Umständen im Quartier bleiben wollten.

„Und mit der Zeit, wenn ich die wieder traf, sagten die immer zu mir: Wissen Sie eine Wohnung hier in Ehrenfeld, es muss in Ehrenfeld, wir wollen nicht weg aus Ehrenfeld. Weil die Eltern hier waren natürlich und weil die neue Umgebung .. auch Leute, die, also normale Familien, die eine neue Wohnung suchen, die versuchen in Ehrenfeld eine neue Wohnung zu finden, eine bessere Wohnung. Weil die wollen nicht weg die Leute, die Bekannten sind hier, die Verwandten und die Geschäfte. Das Leben ist vertraut. Und für jemand wie uns, der schon lange weg musste aus seiner Heimat, ist ein vertrauter Ort so wie das Stadtviertel, in dem man lebt, sehr wichtig. Ich selbst will auch nicht weg aus Ehrenfeld.“ (S. 26)

In dieser Bindung an das Quartier äußert sich Cristina Lanfranchi sehr engagiert zu den Umstrukturierungsprozessen der letzten Jahre, welche sie als negativen Wandel erlebt. Die Veränderungen in Ehrenfeld, über die sie in langen Passagen spricht, missfallen ihr weitgehend. Sie zerstören für sie nicht nur den ihr vertrauten Ort ihrer Kindheit, sondern vor allem auch die Lebendigkeit und Wohnlichkeit des Quartiers. Ihre Kritik an den Veränderungen richtet sich hier also vor allem auf städtebauliche Eingriffe, die das Quartier unwirtlich machen und die gekoppelt sind an Verdrängungsprozesse gegenüber eingesessenen, weniger finanzstarken Bevölkerungsanteilen. Die Lebendigkeit des Viertels, die ihr gefiel, habe in den letzten Jahren abgenommen, immer weniger Leute

hielten sich auf der Straße auf und flanierten dort entlang, viele Menschen, so scheint es ihr, würden zum Einkauf inzwischen in die Innenstadt fahren, zahlreiche alteingesessene Läden hätten inzwischen geschlossen und seien durch rasch wechselnde Filialen großer Ketten ersetzt worden. All dies habe dazu geführt, dass Ehrenfeld „an Schönheit und Flair verloren“ habe. Zugleich geht damit ein Teil des ihr vertrauten Viertels verloren.⁶ Die Folgen der Umstrukturierungsprozesse im Stadtteil, die zuvor aus systemischem Blickwinkel beleuchtet wurden, werden hier in ihrer Bedeutung für die Lebenswelt des Einzelnen sichtbar. In einer längeren Interviewpassage fasst sie ihre Kritik zusammen:

„Also das Alte hat mir gefallen, weil ich, weil es sehr lebendig war. Irgendwie kam mir das, die Straßenbahn, die fuhr. Die Autos, die da ständig in zweiter, dritter Reihe anhielten und alle sich darüber ärgerten und die Leute, die hin und her hetzten. Und das war irgendwie, es war viel los. (...) Und mir fehlt zum Beispiel der alte Neptun-Platz. Das ist jetzt so schön neu geworden, es ist irgendwie aseptisch. Also viele Orte sind zu fein, zu sauber geworden. Ich hab immer mehr das Gefühl gehabt, je mehr ich merkte, wie sich die Straße veränderte in den Jahren, als der U-Bahn-Bau anging, äh, dass man versuchen wollte, die Leute, die in Ehrenfeld wohnten, aus Ehrenfeld rauszuekeln und irgendwie so eine Art Umsiedelung, so, und das gefällt mir nicht.“ (S. 53)

Im Kontext ihrer Aussagen zu Veränderungen im Quartier kommt Cristina Lanfranchi auch auf den Wandel der Bevölkerungsstruktur in den letzten Jahrzehnten zu sprechen. Während Ehrenfeld zuvor eine „Gegend von Arbeitern“ gewesen sei, seien zunehmend Studenten und MigrantInnen in das Viertel gezogen und die Lebensformen haben sich vervielfältigt, so habe sie seit ihrer Rückkehr zunehmend „andere Gesichter, andere Lebensformen in Ehrenfeld gesehen.“ (S.6) Damit rekurriert sie auch auf eine gewachsene Multikulturalität von Ehrenfeld, von der sie ausdrücklich betont, diese nicht als negativ wahrzunehmen. Doch ist dieser Wandel Teil der strukturellen Veränderungen im Quartier, in denen zu ihrem Bedauern das ihr vertraute Ehrenfeld ihrer Kindheit sukzessive verschwindet⁷.

6 Dazu sagen Hartmund Häußermann und Walter Siebel (1987, S. 121): „Umbau einer Stadt heißt immer, in bestehende Zusammenhänge von Gebäuden und Infrastrukturen einzugreifen. Anders als auf der grünen Wiese werden damit nicht nur Flächen umgestaltet, sondern auch Lebenszusammenhänge. Wenn die gewohnte Umgebung verlorenggeht, geht immer auch ein Stück Identität, ein Stück gewohnter Sicherheit verloren.“

7 Diese Trauer korrespondiert mit ihrem Privatleben, insofern sie auch in ihren privaten Beziehungen um Veränderungen trauert. Viele Freunde und Freundinnen habe sie verloren, da diese nach dem Studium weggezogen seien, oder ein Bruch entstand, da diese heirateten und eine Familie gründeten und damit ein ganz anderes Leben führten als sie. „Ich habe eine Krise durchgemacht. Da hatte ich ein bisschen Miesgefühl, weil die waren alle weg, plötzlich. Ich musste

Das Zusammenleben im Quartier schildet Cristina Lanfranchi als weitgehend konfliktfrei. So widerspricht sie auch dem weiterhin schlechten Ruf Ehrenfelds, mit dem sie immer wieder konfrontiert werde und der, wie gezeigt wurde, auf dem proletarischen Hintergrund des Quartiers wie auch seiner Geschichte als Einwanderungsquartier beruht. Sie selbst fühle sich sicher in Ehrenfeld, erlebe keine Szenen, in denen sie sich unwohl fühle oder gar mit der angeblich so hohen Kriminalität konfrontiert werde. Vielmehr sehe sie

„(...) normale Leute, die ihren Aufgaben nachgehen oder die einfach spazieren gehen, irgendwie, die einkaufen dort oder hier arbeiten. Also ich seh nicht diese, dieses Gefährliche oder dieses Asoziale.“ (S. 54)

Wie bisher sichtbar wurde, positioniert sich Cristina Lanfranchi – bei aller Ambivalenz – als eingeseessene Ehrenfelderin. Sie hat den größten Teil ihres Lebens im Quartier verbracht, ist im Quartier verwurzelt und engagiert und kennt zahlreiche Menschen dort. Amüsiert schildert sie die Aussage einer Freundin, die sie bei einem gemeinsamen Spaziergang auf der Venloer Straße fragte, ob es in Ehrenfeld jemanden gebe, der sie nicht kenne.

Ihre individuelle Lebenswelt ist dabei eng an die italienische Community in Ehrenfeld geknüpft. Nach der Beendigung des Studiums hatten sich einige Freundschaften – vor allem durch beruflich bedingte Umzüge in andere Städte – gelöst. Zugleich heirateten viele ihrer FreundInnen in den vorangegangenen Jahren. Die daran anschließende Familiengründung ließ die Lebensrealitäten zunehmend differieren – umso mehr, als dass Cristina Lanfranchi als Single lebt. So veränderten sich zahlreiche Freundschaften, für Cristina Lanfranchi entstand eine Lücke, die sich nicht so ohne weiteres schließen ließ. Sie formuliert:

„Also ich merke, ich habe nur verheiratete Freunde mit Familie. Und das macht mir mein Leben schwer. Wenn ich neue Bekanntschaften mache, dann ist irgendwie .. da fehlt mir irgend etwas. Ich weiß nicht was.“ (S. 17)

Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund intensivierte Cristina Lanfranchi ihre Aktivitäten in der italienischen katholischen Gemeinde in Ehrenfeld. Neben dem Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes, den sie gerade auch als soziales Ereignis genießt, engagiert sie

anfangen, mir neue Freunde zu suchen.“ (S. 17) Zum Zeitpunkt des Interviews beschreibt sie die ehemalige Katechismus- und jetzige Mädchengruppe als einen Ersatz für die verlorenen Freundschaften.

sich in der Gemeindefestigkeit. Sie organisiert Gemeindefeste und leitet vor allem eine Mädchengruppe, die sich aus einer von ihr geführten Katechismusgruppe entwickelt hat. Insbesondere die Mädchengruppe liegt ihr dabei sehr am Herzen, sie beschreibt sie im Interview als „Ersatz“, wobei sie auf familiäre Zuordnungen zurückgreift. Die Mädchen seien wie Kinder für sie oder jüngere Schwestern; sie selbst nehme den Status einer Tante oder großen Schwester ein⁸. So hat sich die Lebenswelt von Cristina Lanfranchi lebensphasenspezifisch geändert. Sie nimmt deutlicher auf das Quartier und dort die italienische Community Bezug. In Ehrenfeld hat Cristina Lanfranchi damit ihre ganz spezifische Lebenswelt, die mit der der meisten anderen StadtteilbewohnerInnen nur wenig Berührungsfläche hat – ihre Soziosphäre.

Wie bereits angesprochen skizziert Cristina Lanfranchi das Zusammenleben im Quartier weitgehend als konfliktfrei und erklärt zu Beginn des Interviews, persönlich als Migrantin nie die Erfahrung gemacht zu haben, diskriminiert oder abgelehnt zu werden. Nichtsdestotrotz schildert sie im weiteren Verlauf verschiedene Erfahrungen alltäglicher Ausgrenzung.

Ein Teil dieser Erfahrungen ist die Konfrontation mit Stereotypen, in ihrem Fall mit einem „ethnischen Alltagswissen“ über *die Italiener* – ein vermeintliches Wissen, dass ethnisch-kulturelle Homogenitäten der autochthonen wie auch der allochthonen Bevölkerungsgruppen schafft und die Einwanderer zugleich als „die Anderen“ konstruiert. Demgegenüber fordert sie ein, als Individuum, „wie ein normaler Mensch“ behandelt zu werden.

„Ich bin auch nicht der Italiener, der da kommt, halla, hallo. Und tanzen und Pizza und Trallala. Ich bin ein ganz normaler Mensch. Das stört mich auch, wenn man denkt: Ah, Sie sind Italienerin. Das machen dann die meisten Deutschen: Sie sind Italienerin? Sie sind lustig, Sie singen gern. So wie dieser Film ‚Man spricht deutsch‘ von Gerhard Polt. Ich liebe es, weil es genau die Klischees auflistet, die man von beiden Seiten hat.“ (S. 21)

Ein weiteres Konfliktfeld schildert sie im Kontext der Wohnungssuche. In dem Haus, in dem die Familie nach der Rückkehr Cristina Lanfranchis eine Wohnung bezog und die sie mit ihrer Mutter zum Zeitpunkt des Interviews noch bewohnt, habe es anfangs Schwierigkeiten gegeben. Hier sei der Familie seitens der älteren NachbarInnen zunächst

8 Dabei versteht sich Cristina Lanfranchi auch als Mittlerin zwischen den jungen Mädchen und ihren Eltern, als Mittlerin zwischen den jugendlichen Freiheitsbedürfnissen und der elterlichen Sorge.

sehr ablehnend und misstrauisch begegnet worden.

„Am Anfang wars eine Katastrophe. (...) Ganz am Anfang. Weil in unserem Haus waren wir die ersten Ausländer – wir sind immer noch die ersten und einzigen. ((lacht)) Und da waren ein paar alte Damen, die meinten, oh Gott, Ausländer, Schmutz und Lärm. Und dann wurde meine Mutter sofort darauf aufmerksam gemacht, dass sie jetzt die Treppe putzen musste.“ (S. 27)

Doch habe sich das Verhältnis im Laufe der Jahre verbessert und gegenwärtig herrsche eine sehr gute Atmosphäre. Insbesondere mit der sukzessiven Verjüngung der Mieterschaft habe hier ein Rollenwechsel stattgefunden. Ihre Mutter, als alteingesessene Mieterin, sei zunehmend in die Rolle der „guten Seele“ im Haus geschlüpft, die zugleich Kontrollfunktionen übernimmt und „den Verkehr regelt“⁹.

Als drittes Beispiel sei hier ein Konflikt mit der autochthonen katholischen Gemeinde im Quartier angeführt, mit der es Auseinandersetzungen um die Nutzung des Gemeinderäumchen gegeben habe. Da die italienisch-katholische Gemeinde jedoch über keine eigenen Räumlichkeiten verfügt, ist sie auf diese Nutzungsmöglichkeiten angewiesen. Nur sehr widerwillig und einmalig – so Cristina Lanfranchi – habe die Gemeinde ihren Raum für ein Fest zur Verfügung gestellt und diese Raumnutzung zugleich mit hohen Auflagen verbunden¹⁰. Diesen Konflikt erklärt sich Cristina Lanfranchi, indem sie auf den bundesrepublikanischen „Gästestatus“ der Arbeitsmigranten rekurriert: „Ich hab das Gefühl, dass wir uns zu sehr breit machen. Dass wir aus Gästen heimisch werden.“ (S. 61)

Mehrfach nimmt Cristina Lanfranchi im Interview auf dieses Bild des Gastes Bezug und macht damit zugleich ihre eigene Position deutlich, die diesen Gaststatus zugunsten einer selbstverständlichen Zugehörigkeit mit den daran geknüpften Rechten verneint. Hierbei betont sie einen generationellen Unterschied zu den Angehörigen der ersten Generation und damit auch zu ihrer Mutter:

„Meine Mutter sagt immer: Sei still, wir sind hier, wir sind hier fremd, wir sind hier Gäste. (...) Wir dürfen nicht, wir dürfen uns nicht bemerkbar machen, nachher haben

9 „Es kommen ab und zu neue Leute hinzu, junge Leute, die im Grunde sehr nett sind und sich von meiner Mutter herumscheuchen lassen: ich bin jetzt der Boss. Sie ist die einzige alte, sie ist sechzig. Sie sieht Leute kommen, sie sieht Fahrräder und: wo wollen Sie hin mit dem Fahrrad? Also sie regelt den Verkehr. Aber das ist im Grunde, die haben es auch alle akzeptiert.“ (S. 27f.)

10 Dass es sich hierbei um einen kontinuierlichen Konflikt handelt, der nicht zuletzt auf der „Raumlosigkeit“ der italienischen Gemeinde fußt, macht Cristina Lanfranchi an einem weiteren Beispiel deutlich. Auch mit ihrer Mädchengruppe, der in einer anderen Kirchengemeinde ein Raum für ihre wöchentlichen Treffen zur Verfügung gestellt wurde, gibt es immer wieder Konflikte um diese Raumnutzung.

wir Probleme. Lauter solche Sachen. Die alten Leute haben große Angst, dass sie, wenn sie auch auf ein Recht bestehen zum Beispiel auf etwas, das ganz natürlich ist, wo also jedermann sagen würde: Tja, es, es hat der das Recht. Haben große Angst weil sie sich dann doch eben als Gäste oder als, ja als...“ (S. 64)

Cristina Lanfranchi geht von der Selbstverständlichkeit ihrer Zugehörigkeit und gleicher Rechte aus. Sie versteht sich, wie oben deutlich wurde, als Ehrenfelderin und eben nicht als ein Gast. In diesem Sinne tritt sie im Falle von Konflikten für ihre Rechte ein und fordert sie offensiv ein.

9.2. Irene Breuer – Das Quartier als umfassende Lebenswelt

Frau Breuer wurde 1941 geboren, war also zum Zeitpunkt des Interviews 56 Jahre alt. Ihre Familie mütterlicherseits lebt seit mehreren Generationen in Ehrenfeld, ihr Vater stammt aus Wismar. Nach ihrer Heirat lebten ihre Eltern zunächst in Köln, gingen dann nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nach Wismar, wo 1941 sie, 1944 ihr Bruder geboren wurde. 1945 kehrte die Familie nach Köln-Ehrenfeld zurück, wo Frau Breuer seitdem lebt. Sie ist verheiratet und hat zwei inzwischen erwachsene Söhne. Letztere wohnen weiterhin in ihrem Elternhaus – seit längerem jedoch in separaten Wohnungen. Frau Breuer hat eine kaufmännische Ausbildung abgeschlossen und arbeitet seit 1972 – nach einer beruflichen Pause mit der Geburt ihrer Kinder – in der Buchhaltung einer sozialen Institution, zunächst im Quartier, seit deren Umzug 1974 in einem benachbarten Stadtteil.

Die Lebenswelt von Frau Breuer ist auf das engste an den Stadtteil gebunden. Die oben herausgearbeiteten Begriffe der Überlokalität und der Ortsmobilität als Tendenz postmoderner Gesellschaften treffen auf sie nicht zu – sie stellt dabei eine Ausnahme unter den von uns interviewten Personen dar. Der Stadtteil bildet für Frau Breuer einen überwältigenden Zusammenhang, er verbindet ihre verschiedenen Lebensbereiche. Ihm entlang rekonstruiert sie im Interview retrospektiv ihr Leben. Umorientierungen, die in verschiedenen Lebensphasen oder nach aktuellen Erfordernissen immer wieder nötig waren, so beispielsweise mit der Geburt der Kinder, dem erneuten Berufseintritt oder auch nachdem ihre Kinder erwachsen waren, blieben immer lokal gebunden.

Frau Breuer wollte und will das Quartier nicht verlassen, sie „mochte eigentlich auch nie

raus aus Ehrenfeld“ (S.3); aus Köln wegzuziehen kann sie sich nicht vorstellen. Wenn-
gleich sie auch Köln insgesamt als ihre Heimat bezeichnet, so ist sie doch emotional
primär an den Stadtteil und gerade auch die Straße, in der sie lebt, gebunden:

„Also der Rest Köln spielt für mich eigentlich nur als Heimat. ((lacht)) Ich gehör, ich
weiß nicht, ich. .. Sagen wir mal so, ich fahre ganz gerne weg mal, aber wenn ich dann
wieder nach Hause komme, wenn ich die Türme¹¹ dann wieder seh, dann bin ich wieder
zu Hause und dann bin ich wieder selig. Dat ist, dann bin ich wieder glücklich. Ich weiß
nicht, ich glaub, ich könnt nicht woanders leben, auf jeden Fall nicht glücklich werden
auf die Dauer.“ (S. 51)

Ihre Bindung an das Quartier, die sie im Verlauf des Interviews wiederholt zum Aus-
druck bringt, begründet sie dabei zunächst biographisch.

„Der (Stadtteil) hat einen eigentlich selber geprägt und vielleicht hängt man auch
deswegen so dadran. Oder es ist einfach so, weil auch die Großeltern schon hier, und
die Eltern oder die Mutter mindestens aber von hier stammt.“ (S. 55f.)

Hiermit verweist sie auf zwei Aspekte ihrer biographischen Bindung an Ehrenfeld. Zum
einen sind zentrale Stationen ihres Lebenslaufes an das Quartier geknüpft; hier ging sie
zur Schule und war in die Kirchengemeinde eingebunden, sie absolvierte ihre Aus-
bildung in Ehrenfeld, zeitweise arbeitete sie im Stadtteil, hier heiratete sie und zog ihre
Kinder auf. Zum Zweiten konstituiert sie ihre Stadtteilbindung im Rückgriff auf die
Familiengenealogie. Ihre Großeltern mütterlicherseits lebten bereits im Quartier, ihre
Mutter ist dort aufgewachsen und sie selbst wohnt seit den 70er Jahren wieder in ihrem
Elternhaus, das seit mehreren Generationen im Besitz der Familie ist¹². Mehrfach ver-
weist sie im Gespräch auf diese Familiengenealogie, die für sie bedeutsam ist und durch
die sie sich als alteingesessene Ehrenfelderin versteht. So schildert sie beispielsweise,
dass sie bei den alten EhrenfelderInnen unter dem Namen ihrer Großeltern bekannt ist
und stellt dabei eine Linie von ihren Großeltern bis zu ihrem älteren Sohn her:

11 Gemeint sind hiermit die Türme des Kölner Doms.

12 Bis zu diesem Zeitpunkt wohnte sie mit ihrer Familie schräg gegenüber in einer Mietwohnung.
Mit dem Auszug der Mieter aus dem Elternhaus zog Familie Breuer sukzessive um. „Aber ich
wollte immer nach Hause, ich wollte nach Hause. Und als dann hier ne Wohnung frei wurde, hab
ich gesagt, jetzt vermiet ich das nicht mehr, dann gehen wir rüber und wenn wir erstmal ein Teil
rübermachen, weil dann waren glaub ich bloß drei Zimmer, ne, die frei wurden.“ (S. 8) Nach dem
Tod ihrer Eltern hatte Frau Breuer ihre Geschwister ausbezahlt und das Ehepaar begann mit dem
Umzug das Haus in Eigeninitiative Stück für Stück zu renovieren. Die beiden Söhne, die
inzwischen erwachsen sind, bewohnen getrennte Wohnungen in diesem Haus und pendeln täglich
zwischen ihrem Arbeits- bzw. Studienplatz außerhalb Kölns und dem Wohnort.

„Einige Ältere sind noch da, die kenn ich alle noch, weil die mich als Kind noch kannten. Und auch oft sagen die, wenn se mich sehen, ach, du bist doch das Fritzens Mädchen, nich, also. Weil ich habe wieder sehr viel Ähnlichkeit mit meiner Mutter, der Älteste auch wieder ein bisschen mit mir. Und niemand kennt den Namen meines Mannes oder überhaupt meinen, nur den Vornamen von mir oder immer auch wieder Fritzens Mädchen, und Fritzen hießen meine Großeltern. Also nicht meine Mutter, meine Mutter, die kannte man auch nicht als die Verheiratete, sondern die war immer et Fritzens Mädchen. Also musst ich auch wieder ein Fritzens Mädchen sein.“ (S. 24)

Zugleich – und dies ist ein weiterer zentraler Hintergrund ihrer engen Bindung¹³ – ist Frau Breuer alltagsweltlich in hohem Maße im Quartier verwurzelt. Sie lebt in einem breitgefächerten und verwobenen Netz innerhalb Ehrenfelds, ihre lebensweltlichen Inseln haben einen sehr weitläufigen Charakter, was darauf zurückzuführen ist, dass Frau Breuer über Jahrzehnte hinweg in diversen Kontexten im Quartier aktiv tätig war und ist. Seit ihrer Kindheit ist sie aktives Gemeindemitglied der evangelischen Kirche in Ehrenfeld. Obwohl ihre Aufgabenbereiche im Laufe der Jahre eine Wandlung erfuhren, blieb ihr Anschluss an die Kirche kontinuierlich bestehen. So engagierte sie sich, nachdem sie lange als Kindergottesdiensthelferin gearbeitet hatte, in späteren Jahren gemeinsam mit ihrem Mann im Presbyterium, als Lektorin und zeitweise als Vertretung des Küsters. Gegenwärtig organisieren Herr und Frau Breuer den „Kirchenkaffee“ und den „Altenclub“ mit und nehmen an Kirchenfreizeiten teil. In den 70er Jahren engagierte sich Frau Breuer in der „Schülerhilfe“, die ebenfalls mit der Gemeinde assoziiert war, und die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, vor allem die griechischen Schulkinder zu unterstützen. Aus dieser Zeit stammt auch die „Frauengruppe“, mit der sich Frau Breuer bis heute wöchentlich trifft, und die aus dem kirchlichen Kreis hervorging. Entstanden zur gegenseitigen Unterstützung, insbesondere bei schulischen Belangen der Kinder, orientierten sich die Frauen um, als die Kinder herangewachsen waren. Sie organisierten zunächst gemeinsame Museumsbesuche und Vorträge, treffen sich gegenwärtig wöchentlich zum

13 An einer Stelle im Interview hebt Frau Breuer auch pragmatische Gründe, die für das Quartier sprechen, hervor: „Muss auch dabei sagen, Ehrenfeld ist, wenn auch viele anders sagen, für meine Begriffe ein recht günstiger Stadtteil. Er ist angebunden an, an Verkehrs, also verkehrsgünstig in jeder Richtung. Man hat also die Bahn, man hat den Zug, man hat die Autobahn in der Nähe, ne, die hier schon vor vielen Jahren gebaut worden ist. Und man hat alle Schulen hier. Also jegliche Schulart ist hier vertreten, man kann schon fast sagen im nahen Umkreis, bis auf die Gesamtschule.“ (S. 3) Auffällig ist jedoch, dass die hier aufgezählten Gründe – gute Verkehrsanbindung und Schule – für ihr aktuelles Leben kaum von Bedeutung sind, da ihr Leben sich zum einen mehrheitlich im Quartier vollzieht und zum anderen die Schulen für ihre Kinder keine Relevanz mehr besitzen, da diese inzwischen erwachsen sind.

Sport. Dabei war die Gruppe immer auch Gesprächskreis, bot sowohl geselliges Beisammensein wie auch gegenseitige Unterstützung bei Problemen. Trotz mehrfachem Wandel im Laufe der Jahre sind sieben Frauen, von Frau Breuer als der „harte Kern“ bezeichnet, seit der Anfangszeit dabei. Einige Frauen aus dieser Gruppe, unter ihnen auch Frau Breuer, organisierten darüber hinaus zeitweise eine nachbarschaftliche Altenhilfe – zur Unterstützung in alltäglichen Belangen. Seit einigen Jahren sind Herr und Frau Breuer außerdem noch aktive Mitglieder in einem Ehrenfelder Traditionsverein, der in historischen Gewändern hauptsächlich als Fanfarenchor bei Ritterspielen auftritt, aber auch jährlich eine Karnevalssitzung organisiert, bei Jubiläen oder Geburtstagen auftritt sowie bei Martinszügen in Ehrenfelder Kindergärten.

Vor dem Hintergrund dieser vielfältigen, quasi „lebenslangen“ lokalen Aktivitäten lebt Frau Breuer im Quartier in einem dichten Netz von Bekanntschaften und Freundschaften, ebenso kennt sie einen Großteil ihrer Nachbarschaft. Diese vielfältigen Alltagskontakte, die „Klävchen“¹⁴ auf der Straße, sind für Frau Breuer eine zentrale Qualität ihres Lebens im Quartier. Zugleich sind diese in hohem Maße durch lebensweltliche Unterstützung und Hilfe gekennzeichnet. Augenfällig ist hier zunächst ihr eigenes Handeln im weiteren Rahmen der evangelischen Gemeinde, wengleich auch in anderen Zusammenhängen die Unterstützung und Hilfe für andere einen wichtigen Bezugspunkt im Leben von Frau Breuer darstellt. Dies ist sicherlich einerseits im Kontext ihrer engen kirchlichen Sozialisation zu verstehen. Doch darüber hinaus beschreibt Frau Breuer ihre Mutter, die auch in anderer Hinsicht eine hohe biographische Bedeutung für sie besitzt – indem sie ihr beispielsweise entgegen dem Widerstand des Vaters eine Realschulbildung ermöglichte – als ein wichtiges moralisches Vorbild. Sie formuliert: „Also das war, ich muß immer sagen, meine Mutter war im Grunde ne tolle Frau. Em, die wusste immer irgendwie, wie sie helfen kann und hat das auch immer genutzt.“ (S. 10)

Wengleich Frau Breuer zumeist selber die Rolle der „Helferin“ einnimmt, beinhaltet dieses lebensweltliche Netz doch auch Momente der Reziprozität, sei es beispielsweise im Kontext der Frauengruppe oder auch der Nachbarschaft, wo die alten Leute, die sie im Rahmen der Nachbarschaftshilfe unterstützte, auf der anderen Seite auf ihre Kinder achteten, als diese noch kleiner waren:

„Wir haben aber auf der anderen Seite auch Hilfe gehabt, wenn unsere Kleinen nämlich

14 Der Plausch oder der Schwatz auf der Straße.

dann im Fenster rumturnten oder so, weil sie dann mal wieder wer weiß wie früh wach waren und die schlafen ja nicht mehr so viel, die hingen dann immer schon mal am Fenster, vor allen Dingen er immer, der Mann von einem Ehepaar auch, dann war er immer dran. Der sass dann immer nur da und drohte und dann, husch, waren die wieder im Bett. Die sagten uns dann aber Bescheid, also die haben im Fenster gegessen, das kann auch genauso mal, dass einer et aufmacht und dann liegen se draußen. Also die haben uns dann auch wieder in der Form geholfen, dat se also ein bisschen auch mit aufgepasst hatten oder schon mal wat gesehen hatten. Oder auch einfach mals ansprachen, denn wenn Fremde so Kinder wat sagen, dat ist ja meistens das Amen in der Kirche, wenn dat selbe die Eltern sagen, dann sind die ja doof, ne.“ (S. 36)

Ihr lebensweltliches Netz hat sich dabei im Laufe der Jahre immer auch gewandelt; so beschreibt sie einen regelrechten Generationswechsel in der Nachbarschaft in den 60er und 70er Jahren, in denen viele der alten BewohnerInnen ihrer Straße, die sie noch aus ihrer Kindheit kannte, verstarben. In die Wohnungen, so erzählt sie, zogen vor allem die ArbeitsmigrantInnen aus Italien und Griechenland, später auch der Türkei. Insbesondere von den griechischen NachbarInnen, die sie durch ihr Engagement in der „Schülerhilfe“ kennenlernte, seien wiederum viele in den letzten Jahren weggezogen – größtenteils nach Griechenland remigriert.

Die Eingebundenheit in ein soziales Netz sowie die damit verbundene alltägliche Kommunikation ist für Frau Breuer dabei nicht nur ein Bestandteil ihrer individuellen Lebensqualität, sondern ebenso Merkmal der Zugehörigkeit, des „Ehrenfelder-Seins“. Wenngleich sie sich, wie oben dargestellt wurde, in Rückgriff auf ihre Familie mütterlicherseits als Ehrenfelderin präsentiert, deutet sie am Beispiel ihres Mannes an, welche zentrale Bedeutung dem sozialen Netzwerk und der Alltagskommunikation für sie zukommen.

„Mein Mann hat sich auch direkt in Ehrenfeld wohlgefühlt, obwohl er ... eh gebürtiger Schlesier ist. (...) 55, 56 so um die Zeit ist er hergekommen und seitdem ist er auch eigentlich Ehrenfelder. Mit Haut und Haaren, noch schlimmer als ich. Vor allen Dingen, seitdem er Rentner ist, kennt er hier Gott und alle Menschen.“ (S. 8)

Frau Breuer kommt während des Interviews mehrfach auf die Heterogenität des Quartiers und die Veränderungen der Bevölkerungsstruktur im Laufe ihres Lebens zu sprechen. Diese Heterogenität wird von ihr an den Kriterien Alter, Lebensstil, ethnische Zugehörigkeit und soziale Schicht festgemacht und ihre Schilderungen implizieren eine deutliche Trennung zwischen „wir“ und „den Anderen“ entlang dieser Muster. Nichtsdestotrotz kann man zusammenfassend sagen, dass die Heterogenität von ihr weitgehend als selbstverständliche Tatsache, als Bestandteil des Quartiers, dargestellt wird. Ihre

Haltung gegenüber den von ihr als different gekennzeichneten Gruppen bewegt sich dabei auf einer Palette zwischen Distanz, Arrangement, aber auch zwischenmenschlichem Kontakt, was im Folgenden anhand einiger Beispiele erläutert werden soll. In erster Linie distanziert sind dabei ihre Schilderungen der Kontakte mit den türkischen NachbarInnen in ihrer Straße. Mit diesen wechselten sie und ihr Mann zwar ab und an einige Worte oder man grüße sich auch, insgesamt lebten sie jedoch nebeneinander. Dieses Zusammenleben verlaufe dabei, so Frau Breuer, ohne Schwierigkeiten, die NachbarInnen werden von den Autochthonen „geduldet, oder akzeptiert auch“ (S. 30). An einem anderen Beispiel wird sichtbar, inwieweit das städtische Leben für Frau Breuer auch bedeutet, sich miteinander zu arrangieren, wobei sie einräumt, dass dies mit einem Lernprozess verbunden sein kann, in dem es Vorurteile abzubauen gilt. So erzählt sie, dass einige Häuser weiter vor mehreren Jahren eine Schlafstelle für Obdachlose eingerichtet wurde und sie dieser Einrichtung zunächst ablehnend gegenüberstand:

„Gut, als die damals eingerichtet wurden, da waren wir nit so begeistert davon, aber im Grunde, es ist ein Sozialprogramm der Stadt Köln, wo also Gestrachelte, oder, weiß ich, auf jeden Fall, die unbedingt Hilfe brauchen, den ersten Schritt tun können. Denn es ist ja so, ham se keine Wohnung, kriegen se keine Arbeit, ham se keine Arbeit, kriegen se keine Wohnung. Auf diese Art und Weise sind se immer im Kreislauf, aber da in den Schlafstellen da ham se denn, erstmal sind se angemeldet, ham nen Wohnraum, können se nachweisen und ein Teil davon auch wieder abspringen und dann in ein normales Leben wieder zurückfinden. Und die anderen, die tun uns nix, überhaupt nix, die fallen nicht auf, gut se nehmen sich mal ihre Flasch Bier oder wat. Die ham uns noch nie belästigt oder sonstwat getan. Also stören die uns auch nicht weiter, und wir haben uns halt damit arrangiert, ne.“ (S. 59f.)

Ihre anfangs ablehnende Haltung ist im Laufe der Zeit einer Akzeptanz gewichen. Von Bedeutung in diesem Beispiel ist dabei die Erfahrung, dass, entgegen der anfänglichen Erwartung, die differenten Lebenswelten – oder, um mit Martin Albrow zu sprechen, Soziosphären – nebeneinander existieren können ohne sich zu stören. Damit erlangen die Bewohner der Schlafstelle den Status der „neutralen Fremden“, eine Position, die in anderer Weise auch die türkischen NachbarInnen für Frau Breuer haben.

Einen engeren Kontakt hingegen schildert Frau Breuer in Bezug auf die italienischen und insbesondere auch griechischen Familien in der Straße, die sie zum Teil aus den Zeiten der Schülerhilfe kennt¹⁵, zu denen also in der Vergangenheit ein enger lebensweltlicher

15 Darüber hinaus wohnt im obersten Stockwerk ihres Hauses seit über zwanzig Jahren eine griechische Familie.

Bezug bestand. Man halte ewig „Klävchen“ auf der Straße und besuche sich auch, zu Zeiten der Schülerhilfe gingen die Kinder beieinander aus und ein. Mit einigen der nach Griechenland zurückgegangenen NachbarInnen hält sie weiterhin losen telefonischen Kontakt. Zugleich wird in Frau Breuers Erzählungen deutlich, dass die griechischen Familien trotz eines jahrzehntelangen Kontaktes in der Rolle der „Anderen“ verbleiben. Dabei greift sie auf ein ethnisches Alltagswissen, auf das „Wissen“ um kulturelle Differenz zurück, mit welchem sie sowohl die Nähe wie auch zugleich die Distanz zu diesen Familien begründet. So argumentiert sie wie folgt, um den näheren Kontakt zu den griechischen im Gegensatz zu den türkischen NachbarInnen zu begründen: „...mit den Griechen hatten wir auch viel Kontakt. Die Griechen sind ja eigentlich dem Deutschen, der deutschen Mentalität sehr angepasst, sind fast gleich.“ (S. 25)

Sind ihr daher die griechischen NachbarInnen weniger „fremd“, so bleiben sie jedoch die Anderen. In langen Sequenzen führt Frau Breuer die „kulturellen Differenzen“ aus, konstruiert die Fremdheit.¹⁶ Trotz dieser deutlichen Trennung zwischen „wir“ und „den Anderen“ ist die Heterogenität seiner BewohnerInnen für Frau Breuer ein selbstverständlicher Bestandteil des Lebens im Quartier. Dies scheint auch in einer ihrer Evaluationen des Zusammenlebens im Quartier durch, die sie in Abgrenzung zu einer Außenwahrnehmung des Stadtteils im Rahmen eines Zeitungsartikels vornimmt:

„Ich hab also mal vor langer Zeit, aber das ist jetzt wieder in der Werkstatt, einen Artikel gesehen gehabt, da war mal, in, das war noch nicht der Ehrenfelder Wochenspiegel, aber auch irgendeine Zeitung die es damals gab, und da war also furchtbar über Ehrenfeld geschimpft worden und was für Nachteile es hat. Sicher, hier ist ein Schmelztiegel aller Nationen, weil auch viel noch Altbauten sind und daher also auch die Wohnungen nicht alle so toll und dann, wo's noch billig ist, da kommen auch Leute hin, die nicht so viel Geld haben, ne. Aber, so im Großen und Ganzen hatten wir hier nie Krach mit den anderen Leuten, kann man eigentlich nicht sagen.“ (S. 10)

In den lebensweltlichen Erzählungen von Frau Breuer erhält das Quartier oder zumindest ihr nahes Umfeld dort – also in erster Linie die Straße, in der sie lebt – einen nahezu dörflichen Charakter. Zugleich, um es polarisierend auszudrücken, zeigt sich in ihrem Umgang mit der Heterogenität des Stadtteils ein wichtiges Moment städtischen Lebens.

16 Ihre Schilderungen sind darüber hinaus stellenweise von einer stark paternalistischen Haltung geprägt, eine Haltung, die beispielsweise auch in Erzählungen im Kontext der Altenhilfe sichtbar wird und auf eine Klientelisierung beider Personengruppen, die sie über ihr „caritatives“ Engagement kennenlernte, hinweist.

9.3. Marlene Thelen – Marginalisierung und private Netzwerke

Frau Thelen ist zum Zeitpunkt unseres Gespräches¹⁷ 81 Jahre alt. Sie ist verwitwet und hat vier Kinder, von denen drei ebenfalls in Köln leben, ein Sohn lebt in Litauen. Frau Thelen wuchs an der Wolga auf, wurde 1941 mit dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in der UdSSR nach Sibirien „umgesiedelt“ und blieb dort bis zu ihrer Emigration in die BRD. Zunächst arbeitete sie als Deutschlehrerin, später in der Landwirtschaft und im Labor eines Zementwerkes. Inzwischen ist sie Rentnerin. Gemeinsam mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn kam sie 1993 in die BRD – aufgrund der sich zunehmend verschlechternden wirtschaftlichen Lage in der ehemaligen UdSSR, aber auch wegen der schwierigen Situation der deutschstämmigen Bevölkerung dort. Sie kam direkt nach Köln-Ehrenfeld und lebte dort zunächst in einer Übergangswohnung am Rande des Quartiers. Als wir das Interview führen, wohnt sie seit einigen Monaten gemeinsam mit ihrer Tochter und deren Mann in einer eigenen Wohnung einige Straßen weiter.

Frau Thelen kam nach Köln, da einer ihrer Söhne bereits hier lebte, ihr jüngster Sohn und einige ihrer Enkel kamen zu einem späteren Zeitpunkt ebenfalls in diese Stadt. Der familiäre Zusammenhang bildet einen wichtigen Knotenpunkt ihres lebensweltlichen Bezugsrahmens, mit ihren Kindern – insbesondere ihrer Tochter – und ihren Enkeln verbringt sie viel Zeit. Doch auch außerhalb des familiären Kontextes hat sich Frau Thelen in den zwei Jahren bis zu unserem Gespräch ein Netz aufgebaut und gestaltet dieses aktiv mit. Zwei Zusammenhänge haben für sie dabei besondere Bedeutung:

Da ist zunächst die Gruppe der älteren russlanddeutschen Frauen, die in den Übergangswohnungen leben. Unter Mitwirkung des *Kölner Appell*, einer lokalen Ehrenfelder Initiative¹⁸, gründete sich diese Gruppe von Frauen, die sich zuvor nicht kannten. Innerhalb des Hauses wurde ihnen ein Kellerraum als Gruppenraum zur Verfügung gestellt, in dem sich die Frauen zunächst nur wöchentlich, mit Unterstützung durch Frau Werner, einer Mitarbeiterin des *Kölner Appell* trafen. Neben den zunächst wöchentlich

17 Bei dem Gespräch ist eine Freundin von Frau Thelen, Frau Heller dabei; das Interview gestaltete sich in weiten Teilen als ein Gespräch mit beiden Frauen. Jedoch werde ich mich im Folgenden auf die Biographie von Frau Thelen beziehen.

18 Für nähere Informationen über den *Kölner Appell* vergleiche Bukow/ Nikodem/ Schulze/ Yildiz 2001a, S. 213ff..

organisierten Treffen wurde der Gruppenraum rasch zum täglichen Anlaufpunkt der Frauen, insbesondere in den Abendstunden, und die Gruppe löste sich damit zum Teil von der pädagogischen Unterstützung. Frau Thelen, die seit Beginn dabei ist und eine Sprecherinnenrolle innerhalb der Gruppe einnimmt, kommt auch nach dem Umzug in die eigene Wohnung noch mehrmals die Woche abends vorbei. Die Gruppe ist für sie ein Ort der Kommunikation und des Erfahrungsaustausches, der gegenseitigen Unterstützung und Nähe sowie der gemeinsamen Erinnerung.

„Wir haben uns hier bekannt gemacht alle und haben uns hier versammelt. Und da singen wir Lieder, und erzählen uns unsere, wie sagt man, unser Leid und unser Gutes, was wir haben, das Schlechte. Und feiern Geburtstag hier, wenn jemand Geburtstag hat und da legen wir zusammen und kaufen Geschenke und verbringen eben gemeinsam hier unsere freie Zeit, ja. Dass es nicht so einsam wird. Man hat doch immer Sehnsucht nach der anderen Heimat.“ (S. 3)

Mit dem gemeinsamen Singen überlieferter russischer und deutscher Lieder verbringen die Frauen viel Zeit, der Gesang verbindet die Gruppe. Mit diesen Liedern knüpfen die Frauen an ihre Erinnerungen an, zugleich konstituieren sie sich über die Erarbeitung eines gemeinsamen Liederfundus als Gruppe.

„Frau Werner hat uns viel Lieder gedruckt, wir sind aus verschiedenen Gegenden und in jeder Gegend werden andere Lieder gesungen, ja. Erhalten haben wir nur die alten deutschen Volkslieder, ja, die werden hier schon nicht mehr so gesungen, ja. (...) wir haben uns zu einer Einheit wieder gesammelt, ja, der eine hatte so ein Motiv, der andere andere, aber wir haben einheitliche Lieder gefunden und singen wir schön, verbringen die Zeit.“ (S. 3f.)

Bereits mehrfach sind die Frauen mit ihren Liedern aufgetreten, in kirchlichen Kontexten und auf Stadtteilstesten. So berichtet Frau Thelen stolz von zwei Auftritten, zunächst bei einem Stadtteilstest, das vom *Kölner Appell* organisiert wurde, ein weiterer dann außerhalb Kölns¹⁹. Damit ist der Gesang zugleich Ansatzpunkt, nach außen zu treten, produktiv zu werden und Anerkennung zu erlangen.

Außerdem verbringt Frau Thelen viel Zeit im kirchlichen Rahmen. Nach ihrer Ankunft in Köln machte sie sich rasch auf die Suche nach einer Kirchengemeinde in der näheren Umgebung, der sie sich anschließen konnte. Bei dieser Suche besuchte sie mehrere

19 „Ja, wir haben auf der Straße gesungen. Aber russische Lieder. (...) Auf einmal kamen alte Frauen, so ältliche Frauen. ‚Ach, sie haben so schön gesungen, wir habens weit, weit gehört.‘ Kamen so. Nun es war ein schönes Fest, hat uns dort gefallen. Nein, die haben so geklatscht in die Hände wie wir gesungen haben. Und jetzt waren wir wieder weg gefahren, hatten uns eingeladen, in Brombach, ist eine Gegend, nicht weit, Frau Werner hat uns hingefahren.“ (S. 31)

Gemeinden, katholische wie protestantische – die konfessionelle Differenzierung war bei ihrer Suche zweitrangig. Frau Thelen „testete“ quasi das Angebot der verschiedenen Kirchengemeinden. Ausgrenzungserfahrungen, aber auch Unzufriedenheit mit der Predigt und der Spendenpraxis der Kirche ließen sie längere Zeit weitersuchen. So fasst Frau Thelen die Besuche in der evangelischen Gemeinde ganz in der Nähe zusammen:

„Erstens haben sich die Menschen ganz abgetrennt von uns. Und denn auch wie die Predigt, das hat mir auch nicht besonders gut gefallen. Wenn man hat kaum gegessen, da gingen sie schon mit dem Beutel. Ich sag, das ist ja, wie wenn man betteln geht, ja, in der Kirche doch nicht angenehm. Und denn, wenn man rausgeht, haben sie schon wieder gestanden und den Beutel dort hingehalten. Ich sag, nu meine Güte, sowas hab ich noch nicht erlebt.“ (S. 29)

Letztendlich schloss sich Frau Thelen der Neuapostolischen Kirchengemeinde in der etwas weiteren Umgebung ihres Wohnortes an, eine Gemeinde, mit der sie über bereits bestehende Verbindungen anderer BewohnerInnen der Übergangswohnungen in Kontakt gekommen ist. Nichtsdestotrotz besucht Frau Thelen auch vereinzelt Veranstaltungen anderer Gemeinden. Die Kirche ist für sie dabei vor allem Ort sozialer Kontakte und Ereignisse, neben dem sonntäglichen Gottesdienst bei Taufen, Trauungen, Beerdigungen und Konfirmationen. Zugleich sind die Gemeinden hauptsächlicher Anbieter der Seniorenarbeit, Angebote, an denen sie häufig teilnimmt.

Diese drei Kontexte – Familie, Frauengruppe und Kirchengemeinde – bilden die Eckpunkte der Alltagswelt von Frau Thelen. Hinzu kommen Kontakte zu NachbarInnen, sowohl der Übergangswohnungen als auch der neuen Wohnung, wie auch vereinzelte weitere Bekanntschaften. Insgesamt wird dabei deutlich, dass Frau Thelen, ähnlich wie Frau Breuer, ein in hohem Maße stadtteilgebundenes Leben lebt, denn die zentralen Orte ihres lebensweltlichen Netzes befinden sich im Quartier. Nichtsdestotrotz werden vor dem Hintergrund der Migration auch Momente der Überlokalität sichtbar. Nicht nur ihre eigene Migration, sondern ebenso der regelmäßige Kontakt zu ihrem Sohn in Litauen wie auch zu FreundInnen und Verwandten in der ehemaligen UdSSR weisen darauf hin. Doch ist ihre aktuelle Lebenswelt im Vergleich zu Frau Breuer in geringerem Maße aus freier Entscheidung auf einen engen Radius beschränkt. Zum einen schränkt ihr hohes Alter ihre Beweglichkeit ein, U-Bahn-Fahrten zu weiter gelegenen Orten schildert sie als

ein Abenteuer, welches sie alleine nur selten wagt²⁰. Hinzu kommt als Mobilitätseinschränkung sicher auch die Begrenztheit der familiären finanziellen Ressourcen²¹. Frau Thelen lebt von ihrer niedrigen Rente, ihre Kinder größtenteils von der Sozialhilfe. Bei ihrer Emigration durften pro Person zwanzig Kilo Gepäck mitgenommen werden, so dass nahezu alles neu angeschafft werden muss(te).

Frau Thelen führt insgesamt ein stark privatisiertes Leben. Das Quartier als öffentliche Sphäre hat für sie nur eine randständige Bedeutung, hier bewegt sie sich nur wenig, eine Aneignung des städtischen Raumes, wie sie im vorangegangenen mehrfach beschrieben wurde, wird bei ihr nur ansatzweise sichtbar. Fast erscheint es im Interview so, als interessiere sie das Quartier kaum, als sei es austauschbar. In das Zentrum Ehrenfelds ginge sie nur selten, erzählt sie:

„No, wenn so was nötig ist, gehen wir, gucken und kaufen etwas, wenn wir sowas nötig haben. Aber oft kommt das nicht vor... No, hier haben wir uns versammelt, solange ich hier war, waren wir jeden Abend immer hier. Es ist doch einsam, zu Hause zu sitzen und gar nichts zu machen.“ (S. 24)

Diese Privatisierung des Lebens lässt sich auf mehrere Gründe zurückführen: Zu berücksichtigen ist hierbei zunächst ihr hohes Alter und seine Konsequenzen für ihre Lebenssituation. Als Rentnerin ist sie aus dem Arbeitsprozess ausgeschieden. Zudem ist das familiäre Leben so organisiert, dass die öffentliche Sphäre weitgehend in den Zuständigkeitsbereich von Tochter und Schwiegersohn fällt – wie beispielsweise der täglichen Einkauf. Dabei fällt es Frau Thelen nicht leicht, so ausschließlich auf die private Sphäre zugeworfen zu sein, eine Sphäre in der sie vor allem keine Aufgabe hat. Sie war ihr gesamtes Leben berufstätig, auch während ihre vier Kinder klein waren, hinzu kam – sie lebte in einer ländlichen Gegend am Rande einer Kleinstadt – die Gartenarbeit und die Versorgung des Kleinviehs, welches die Familie besaß. Sie arrangiert sich mit ihrer aktuellen Situation, indem sie viel Zeit in den oben ausgeführten Netzen verbringt, viel liest und handarbeitet, denn, wie sie sagt, „gar nichts machen, das kann man gar nicht“ (S. 25). Hinzu kommt, dass sie der Migrationsentscheidung ambiva-

20 So hebt sie im Interview auch hervor, dass ein Mitarbeiter der Neuapostolischen Gemeinde, die zwar im Quartier, jedoch weiter entfernt gelegen ist als die anderen Gemeinden, die Frauen regelmäßig abholt und wieder zurückbringt.

21 Sie schildert im Interview auch, dass sich die Familie größtenteils über die Kleiderkammer der angrenzenden Kirchengemeinde einkleidet und auch ihren Hausrat zum Teil über kirchliche Spenden bezieht.

lent gegenüber steht. Mehrfach, und zum Teil sehr bewegt, spricht sie von ihrem Heimweh, von „der Sehnsucht nach der Heimat“ (S. 2), und es wird zugleich deutlich, dass der Entschluss zu emigrieren vielmehr von ihren Kindern als von ihr gefällt wurde²².

Von besonderer Bedeutung ist es in diesem Kontext jedoch, dass sie die bundesrepublikanische Gesellschaft als ausgrenzend erlebt – und dies in zweifacher Weise: auf der lebensweltlichen Alltagsebene einerseits, in systemischer Hinsicht andererseits. Auf der lebensweltlichen Ebene schildert Frau Thelen die Erfahrungen alltäglicher Diskriminierung und dabei insbesondere den Verweis auf ihre Nicht-Zugehörigkeit. „Ja, wir sind nur Russlanddeutsche“, fasst sie ihre Erfahrungen mit dieser Form der Ausgrenzung zusammen, das Erleben, zwar einen deutschen Pass zu besitzen, jedoch zugleich Bürgerin zweiter Klasse zu sein. Gerade dies trifft sie in besonderer Weise vor dem Hintergrund einer komplementären Ausgrenzungserfahrung in ihrem Herkunftsland. „Dort waren wir immer die Faschisten, hier sind wir die Russenschweine“ (S. 42), bringt ihre Freundin diese kollektive Erfahrung auf den Punkt.

Doch auch in systemischer Hinsicht erlebt sie eine problematische Situation; wiederholt und in langen Sequenzen kommt sie während des Interviews auf Schwierigkeiten zu sprechen, die auf den systemischen Kontext verweisen. Neben der Knappheit ökonomischer Ressourcen beschreibt sie dabei die Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche. Frau Thelen hat zwar zum Zeitpunkt des Interviews eine eigene Wohnung gefunden, einer ihrer Söhne lebt mit seiner Familie jedoch weiterhin in den Übergangswohnungen, in denen sich bis zu vier Personen ein Zimmer teilen, drei Familien in einer Wohnung mit gemeinsamer Küchennutzung leben; vielen ihrer Bekannten geht es ähnlich und dies schon seit mehreren Jahren. Als Einwanderer, und zum Teil auf Sozialhilfe angewiesen, ist ihre Position auf dem freien Wohnungsmarkt schlecht, der Weg über das Wohnungsamt beinhaltet jahrelange Wartezeiten. Darüber hinaus kommt Frau Thelen in einer langen Sequenz auf die Schwierigkeiten ihrer Kinder und Bekannten bei der Arbeits-

22 So äußert sie zu Beginn des Interviews: „Und da haben sich die Kinder entschlossen, also wir fahren nach Deutschland, ja“ (S. 2). Ein Hinweis hierauf ist auch, dass sie, wenn sie von der Entscheidung zur Emigration spricht, dies in sehr distanzierter Weise tut. Zwar führt sie mehrfach die Gründe hierfür an, wird dann jedoch sehr schnell kollektivierend, wechselt zum Teil auf eine ideologische Ebene und es hat fast den Anschein, als gehöre sie nicht dazu. „Und in ‘93 haben wir uns entschieden, denn warum, unsere Deutschen wollten, haben wieder versucht die Republik herzustellen, ja, aber man hat es nicht mehr erlaubt, und lange Jahre haben sie gekämpft um die Republik und wurd nicht erlaubt, und da haben die Menschen sich entschlossen, um das Deutschtum zu erhalten, dass wir noch weiter deutsch dürfen reden und als deutsche Bürger sich sehen, ja und da haben sich entschlossen die Menschen, nach Deutschland zu fahren.“ (S. 1)

suche zu sprechen – ein Thema, das ihr sehr am Herzen liegt. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeiten ihre Söhne in ungeschützten, saisonalen Arbeitsverhältnissen, einige ihrer Bekannten befinden sich in Umschulungsmaßnahmen oder haben diese abgeschlossen und sind zum Teil weiterhin arbeitslos. Die Nichtanerkennung von Berufsabschlüssen und beruflicher Praxis, die in der ehemaligen UdSSR erworben wurden, ist ihr dabei unverständlich und empört sie, wie in ihrer Schilderung der Situation einer Bekannten deutlich wird, die in der UdSSR fünfzehn Jahre als Deutschlehrerin gearbeitet hatte. Dieser Frau sei trotz ihrer Ausbildung und Berufserfahrung, so schildert Frau Thelen, eine dreijährige Ausbildung bzw. Umschulung zur Erzieherin angeboten worden. „Ist das nicht Wahnsinn? Das ist nicht, nicht ehrlich, möchte ich sagen. (...) Das hab ich für nicht richtig anerkannt.“ (S. 20f.)

In dieser – in Hinblick auf die systemische Anbindung – problematischen Situation erfährt sie die staatlichen Institutionen als wenig unterstützend. Zum Teil – u.a. angesichts der Formalitäten nach ihrer Einreise, verbunden mit dem erneuten Nachweis ihrer deutschen Identität – erlebt sie die Behörden vielmehr als Institutionen, die ihr und den anderen das Leben durch bürokratische Hürden erschweren und ihnen wiederum die Nicht- oder zumindest zweifelhafte Zugehörigkeit demonstrieren:

„Überhaupt mit unsere, die haben solche Fragen gestellt, ich sag, das kann, ich sag, das ist doch gar nicht möglich. Ob wir das Kochen beibehalten, ob wir das alles, die Regeln, alles beibehalten haben. Na ja, wir sind doch deutsche Menschen, ja. (...) Und da waren so viele Fragen, mei, mei, mei, das kann man gar nicht. Und für mich allein hab ich auch so einen Stapel Papier.“ (S. 18)

Bei der Bewältigung dieser bürokratischen Anforderungen erfahren Frau Thelen und ihre Bekannten keine öffentliche Hilfe, sie sind vielmehr weitgehend auf die Aktivierung des privaten Netzwerkes innerhalb der ethnischen Community verwiesen und mobilisieren eigene Ressourcen. Frau Thelen und ihre Tochter haben beispielsweise anderen BewohnerInnen der Übergangswohnungen, die weniger Deutsch sprachen, beim Ausfüllen der Fragebögen geholfen:

„Und solche Menschen kennen doch nicht diese Ausdrücke. Und da hat der eine geweint und kam, ich sag, meine Tochter hat ja etwas deutsche Sprache verstanden, ja, sie hat ausgefüllt mit meiner Hilfe (...). Aber ich hab manche Wörter auch nicht verstanden. ‚Gib mal schnell das Wörterbuch.‘ Und dann hat man ins Wörterbuch geschaut und so haben wir die ausgefüllt, ja. Ich war Deutschlehrerin gewesen einmal, aber hier musst ich das Wörterbuch immer dabei haben, ja. Und meine Tochter hat ja schon, zu haus hat sie vielen geholfen, allen Bekannten, wo kamen, und da hat die immer, durch meine

Hilfe haben wir immer ausgefüllt die ganzen. (...) Die Grammatik hab ich ja doch auch ein bisschen hier in mein Kopf ... Aber die Menschen, die keine Bildung haben, muss gehen und bitten, ja und muss auch gezahlt werden, das wird umsonst wird nichts gemacht, ja. So was ist sehr schwer. Und das hab ich nicht für richtig anerkannt.“ (S. 19)

Unterstützung erfuhr Frau Thelen punktuell seitens nichtstaatlicher Institutionen, so durch die Kirche (z.B. Kleiderkammer) und den *Kölner Appell*²³.

In diesem Spannungsfeld von Ein- und Ausgrenzung wird die ethnische Zugehörigkeit zu einem für Frau Thelen bedeutungsvollen Differenzkriterium. Andere, lebensweltliche Differenzen treten in ihrer konkreten Lebenssituation dahinter zurück, vor allem, da die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die ihr Leben in der Zeit vor dem Interview in zentralen Belangen prägten, in starkem Maße nach ethnischen bzw. nationalen Kriterien organisiert sind. Dies soll im Folgenden erläutert werden: Bereits vor ihrer Immigration in die BRD erfuhr Frau Thelen eine Ausbuchstabierung der Inklusion über ethnische Zugehörigkeiten, insofern sich ihr die Möglichkeit der Einwanderung durch den Nachweis ihrer deutschen Herkunft eröffnete. Mit diesem Nachweis als Vorab-Bedingung der Einwanderung war der Prozess jedoch nicht abgeschlossen. In der BRD folgten eine Reihe weiterer bürokratischer Hürden, die zum Teil erneut einen solchen Nachweis fordern. So schildert Frau Thelen:

„Ach, und solche Papiere haben wir bekommen. ‚Kennen sie die deutsche Küche?‘ Oder ‚Haben sie das alles, die Sitten und Gebräuche, haben Sie die beibehalten?‘ Ja, wie kann ich das beibehalten, wenn ich in einem anderen Land wohne? Ja, wir haben ja das Kochen und Backen und alles haben wir nach unserer Art, ja so wie die Eltern uns gelernt haben, haben wir das immer weiter übergeben. Aber wir haben auch viel angenommen, was uns gefallen hat, haben wir auch von den anderen angenommen, ja. Zum Beispiel der Russe hat gekocht so ein gutes, das hat mir gefallen, das Essen, das hab ich versucht und habs in meiner Familie auch wieder angenommen. Das war schon ein Gemisch.“ (S. 18)

Deutlich wird hier, dass seitens staatlicher Institutionen nicht nur das „*ius sanguinis*“ wirksam wird, sondern dieses zugleich an den Mythos der kulturellen Identität „der Deutschen“ gebunden ist. Diesem Mythos muss Frau Thelen, so wird ihr nahegelegt, entsprechen, wenn sie erfolgreich inkludiert werden will. Doch wird ebenso sichtbar, dass die Lebensrealität von Frau Thelen eine andere war und der Vorstellung einer

23 Durch Frau Werner, die über eine ABM-Maßnahme für zwei Jahre beim Kölner Appell beschäftigt war, bekamen die BewohnerInnen der Übergangswohnungen zumindest zeitweilig Beratung und Unterstützung.

statischen und quasi konservierenden Kulturpraxis deutlich widerspricht. „Das war schon ein Gemisch“ fasst Frau Thelen ihre gelebte Normalität zusammen, die sie den behördlichen Erwartungen entgegensetzt.

Diese Erfahrung einer staatlich sanktionierten Hierarchisierung von Zugehörigkeiten setzt sich komplementär in Hinblick auf die anderen ImmigrantInnen fort, wobei Frau Thelen hier in der Rolle des gesellschaftlichen Mitgliedes ist – mit den daran geknüpften Rechten. So spricht sie im Interview das Thema Wahlrecht an:

„...wir kamen hierher und gleich im ersten Jahr. Wir kamen im Dezember und in ‘93, ‘92 war Wahl, ja? Da durften wir gleich wählen, ja. Wir haben gleich das Recht gehabt und die (die türkischen ImmigrantInnen²⁴) dürfen doch nicht wählen.“ (S. 8)

Auch anhand eines anderen zentralen Lebensbereiches, dem Wohnen, erfuhr Frau Thelen – bis zu ihrem Umzug – eine von außen vorgegebene Differenzierung entlang ethnischer bzw. nationaler Kriterien, insofern als die Übergangswohnungen, in denen sie lebte, eindeutig in diesem Sinne segmentiert sind. Zwei Häuser stehen hier nebeneinander, von denen eines ausschließlich von SpätaussiedlerInnen, das andere von Flüchtlingen bewohnt wird – die einheimischen Deutschen leben sozusagen „draußen“.

Angesichts dieser auf systemischer Ebene angesiedelten Segmentierung bzw. Hierarchisierung von Menschen unterschiedlicher Herkunft nimmt sie quasi das gesellschaftliche Angebot an, wenn sie die ethnische bzw. nationale Herkunft zu einem bedeutsamen Differenzkriterium in ihrer eigenen Deutung erhebt. Die ethnische Zugehörigkeit wird zu einem zentralen Faktor der Selbst- und Fremdpositionierung – und dies umso mehr vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen in der UdSSR sowie dem Erleben von Diskriminierung und Nicht-Zugehörigkeit auf lebensweltlicher Ebene.

Frau Thelen übersetzt die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, indem sie ihr soziales Umfeld kategorial unterteilt – in Russlanddeutsche, „einheimische“ Deutsche und andere Immigranten. Dabei beschreibt sie den Kontakt zu den anderen russlanddeutschen Migranten, von ihr mehrfach auch als „unsere Leut“ gekennzeichnet, als selbstverständlich und nah, während die Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft als ferner, aber auch bevorzugt erscheinen. Denn diese Kontakte bilden für sie einen wichtigen Indikator gesellschaftlicher Anerkennung. Mit einem gewissen Stolz beschreibt sie diese Kontakte

24 Im Interview spricht sie ausschließlich von Türken. Zwar bilden diese die größte Einwanderungsgruppe in der BRD, doch ist zu vermuten, dass Frau Thelen auch alle anderen unter dieser Bezeichnung subsumiert.

und umso schmerzlicher werden Ausgrenzungen hier erlebt. Dagegen sind die Sequenzen, die sich auf andere Einwanderer beziehen, geprägt durch Schilderungen von Konflikten und Abgrenzungen; wirkliche Kontakte bestehen nicht²⁵. Handelt es sich dabei auch um eine individuell-biographische Verarbeitung, so sollte jedoch deutlich geworden sein, wie sehr die systemischen Bedingungen, unter denen sie lebt, diese Konstruktionen nahelegen und stützen, wenn nicht sogar immer wieder erneut herstellen. Ihre erlebte Alltagsnormalität aus dem russischen Kontext, das „Gemisch“, die Hybridität, hat unter diesen Bedingungen nur wenig Chancen.

9.4. Sabine Fichte – Auf Zwischenstop und doch verortet

Sabine Fichte ist zum Zeitpunkt des Interviews 32 Jahre alt und lebt seit zwei Jahren in Köln und seitdem auch in Ehrenfeld. Sie ist als jüngste von drei Schwestern in einer Stadt im Ruhrgebiet aufgewachsen und bis zu ihrem Umzug nach Köln innerhalb des Ruhrgebietes mehrfach umgezogen. Mit siebzehn Jahren verließ sie ihr Elternhaus und zog mit einer Freundin zusammen. In der Folgezeit lebte sie zum Teil allein, zum Teil in Wohngemeinschaften. Gegenwärtig wohnt sie allein, kann sich für die Zukunft jedoch auch vorstellen, mit ihrem Lebenspartner zusammenzuziehen.

Nach Köln kam Sabine Fichte aus beruflichen Gründen. Nach ihrem Studium und einer anschließenden Promotion fand sie im Juni 1995 eine Stelle in einem kleinen Verlag und Marketingservice. Dort blieb sie jedoch aufgrund finanzieller Probleme des Verlages nur kurz, überbrückte daraufhin einige Monate durch Gelegenheitsjobs und arbeitete zu dem Zeitpunkt des Interviews in einem Verlag in Bonn.

Sabine Fichte beschreibt, dass sie sich im Quartier eingelebt hat und sich dort wohl fühlt. Sie kann sich vorstellen im Stadtteil wohnen zu bleiben, sollte sie nicht erneut in eine andere Stadt ziehen. Einen solchen Umzug hält sie aus beruflichen Gründen für möglich, zugleich liebäugelt sie auch mit dem Leben auf dem Land.

Seit ihrem Umzug nach Köln hat Sabine Fichte sich hier ein soziales Netzwerk geschaffen, einen Bekannten- und Freundeskreis aufgebaut. Ein Teil ihrer Kölner Freunde

25 Der gesellschaftliche Umgang mit Migration tritt dabei auch deutlich als Hintergrund von Alltagskonflikten zwischen verschiedenen ethnischen Minoritäten hervor. Darauf soll an dieser Stelle jedoch nicht eingegangen werden.

und Freundinnen lebt im Stadtteil, unter ihnen NachbarInnen des Mietshauses, in dem sie wohnt. In diesem Haus hat sich in den vorangegangenen Jahren sukzessive eine „Hausgemeinschaft“ unter einem Teil der MieterInnen entwickelt. Diese Nachbarschaft nimmt einen wichtigen Stellenwert in Sabine Fichtes Alltagsleben ein und ist dabei vorrangig ein loses Netzwerk aus Personen, die mehr oder weniger engen Kontakt miteinander haben. Dieses Netzwerk sei vor allem durch Alltagskontakte, gegenseitige Hilfe und solidarische Unterstützung gekennzeichnet – es sei „wie aus‘m Bilderbuch“ (S. 2). Zwar schildert Sabine Fichte auch gemeinsame Grillfeste im Hinterhof, die von dieser Teil-Hausgemeinschaft organisiert werden, doch steht für sie das Beziehungsnetz im Vordergrund, das sich in wechselnden Konstellationen und als lockerer Verbund zusammenfindet:

„Zum Beispiel da drüben die Nachbarn, wenn die abends hier Licht sehen, in der Küche, dann kommen sie rum. Wenn sie hinten Licht sehen nicht, weil sie dann davon ausgehen, dass ich wahlweise wirklich müde bin oder dass ich in Ruhe lesen will oder so. Aber wenn hier vorne Licht ist, dann kann es auch sein, dass einfach mal jemand klingelt und sagt: ‚He, du bist ja noch wach, hast du mal einen Moment Zeit oder störe ich dich?‘ Also hier läuft schon sehr viel.“ (S. 21)

Zugleich erfährt dieser Verbund eine Erweiterung, da Bekannte und FreundInnen „von außen“ zum Teil miteinbezogen werden, und so, wie Sabine Fichte es ausdrückt, ein „Schneeballsystem“ entsteht, über das sie selbst bereits neue Beziehungen geknüpft hat. Der Kölner Freundes- und Bekanntenkreis, den Sabine Fichte schildert, zeichnet sich dabei durch eine deutliche lebensweltliche Homogenität aus. Zwar ist eine größere Altersspanne zu verzeichnen, doch stammt er mehrheitlich aus dem studentischen Milieu, fast alle studieren noch oder haben studiert. Nur eine ihrer Freundinnen hat Kinder. Zugleich entsprechen die Orte, also Cafés, Kneipen u.a., die sie aufsuchen, weitgehend dem studentischen Alternativmilieu. Auf ihre eigene Zuordnung zu diesem Milieu verweisen im Interview auch Schilderungen ihres früheren Engagements in der Schülermitverwaltung und ihrer Mitarbeit in verschiedenen Initiativen sowie politische Positionen, die sie deutlich macht.

Als verbindendes Element ihres Bekannten- und Freundeskreises wird von Sabine Fichte allerdings die Kommunikation, das „miteinander-Reden“ hervorgehoben:

„Dat sind eigentlich alles Kontakte, wo die Leute sich schon extrem intensiv austauschen. Also auch bei den Flüchtigeren. Also es sind auch irgendwie – da ist keiner, der, der irgendwie einfach sagen würde: ‚Im Moment ist mein Leben gerade so einfach und glücklich, dass ich mich eigentlich nur noch über unterhaltsame Filme unterhalten

möchte.‘ Sondern da sind natürlich auch ganz viele dabei, die überlegen, wie, wie wird ihr Arbeitsleben aussehen, ähm, solche Dinge. Da ist noch nicht alles so, sagen wir mal, sauber und in Ordnung, dass, dass da nicht viele sich fragen würden.“ (S. 23)

Manifestiert sich Sabine Fichtes Verortung im Quartier also einerseits durch einen Bekannten- und Freundeskreis, der seinen Ausgangspunkt weitgehend in ihrem Wohnhaus nahm, so zeigt sie sich andererseits in der Aneignung von Orten und in Alltagskontakten, die einen eher distanzierteren Charakter aufweisen. Sie hat feste Orte im Quartier, wie Kneipen und Cafés, die sie regelmäßig mit FreundInnen besucht. Und sie hat, wie es eine andere Interviewpartnerin bezeichnete, „ihre kleinen Strukturen im Quartier“, Orte im öffentlichen Raum, wie zum Beispiel Lieblingsgeschäfte, in denen sie besonders gerne und regelmäßig einkauft. Letzteres sind vor allem kleine Geschäfte des Einzelhandels, die es durch ihre Struktur eher ermöglichen, die Anonymität großstädtischen Lebens zu durchbrechen. So schildert sie im Interview eine Situation, die sie in einem Obstgeschäft erlebte, und die sie sehr beeindruckte:

„...war so’n Obstladen und da kam ich rein, und ich war wirklich genervt und schlapp, kam rein und guckte mich um und sagte, geben Sie mir mal drei Äpfel und. Guckt der mich an und sagt: ‚Sie sehen total gestresst aus, junge Frau. Hmm. Wissen Sie, was Sie brauchen? Sie brauchen eine Banane!‘ Und gibt mir eine Banane und pellt mir die so halb und drückt mir die so in die Klaue und sagt: ‚Essen sie mal, das ist Nervennahrung‘. Ich bezahlt... und ich hab... und danach war ich total gut drauf. (...) Dat is .. dat is glaub ich schon so eine Sache, die dir nur passiert, wenn die Geschäfte auch klein sind. Dat dich auch mal jemand grüßt, nicht dass du den wirklich kennst, aber dat der einfach sagt: ‚Tach, hallo, sie wollen doch bestimmt‘. Weißt du, bei so Stammkunden, dat die wissen, welchen Tabak du so nimmst.“ (S. 34)

Diese flüchtigen sozialen Kontakte sind für sie, wie sie es ausdrückt, eine „alltägliche Qualität“ des Lebens im Quartier, Teil eines „Heimatgefühls“, welches sie empfindet, obgleich sie erst kurze Zeit dort lebt. Dabei wird die spezifische Qualität dieser Sozialkontakte von ihr mit der Heterogenität des Stadtteils verknüpft; nicht die Homogenität, sondern vielmehr die Heterogenität der BewohnerInnen bilde deren Basis. Die Unterschiedlichkeit der im Quartier lebenden Menschen, von ihr beschrieben anhand ihrer unterschiedlichen Sozial- und Altersstruktur, ihrer Lebensstile und ethnischen Herkunft, wie auch anhand der Unterscheidung zwischen Alteingesessenen und „Neukölnern“ ermöglichen ihr dabei einen Austausch mit Menschen, die nicht zu ihrem Freundeskreis gehören und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch nicht gehören werden. Denn dieser ist, wie oben bereits ausgeführt wurde, in viel stärkerem Maß durch Homogenität gekenn-

zeichnet. Dabei ist ihr der Austausch mit „den Anderen“, die nicht zu ihrer Lebenswelt und Lebensstilgruppe im engeren Sinne gehören, wichtig. Er ist Bestandteil ihres städtischen Lebens, den sie schätzt. Explizit hebt sie die Unterschiedlichkeit der QuartierbewohnerInnen als ein Qualitätsmerkmal von Ehrenfeld hervor:

„Und es sind eben nicht nur junge, smarte Leute oder ältere, gesetzte, sondern ist eben halt die ganze Palette. Aber du kannst dich auch mal mit einer Oma unterhalten, wenn du an der Sparkasse wartest.“ (S. 40)

Im Zusammenhang mit ihrem Freundeskreis artikulierte Sabine Fichte eine Bedeutung von Kommunikation, die im Kontext noch offener, unabgeschlossener Lebensentwürfe steht. Der Austausch über diese Lebensentwürfe ist ihr wichtig – gerade auch im Hinblick auf die damit verbundenen Entscheidungsprozesse²⁶. Im vorangegangenen Zitat jedoch rekurriert sie auf eine alltägliche Kommunikation mit Menschen, die sie nicht kennt und die ihr fremd bleiben werden. Diese eher beiläufigen Gespräche erwähnt sie bei ihren Schilderungen des Quartiers mehrfach, sie sind ein wichtiger und bedeutsamer Bestandteil ihres Alltagslebens im Stadtteil. Sabine Fichte schätzt und sucht diese Kontakte und hebt im Interview doch zugleich die Freiwilligkeit dieser Alltagsbegegnungen als einen für sie wichtigen Bestandteil hervor: „Du wirst nicht ständig angequatscht, aber wenn du möchtest, kannst du schon.“ (S. 37)

Die Heterogenität der EhrenfelderInnen, auf die sie in obigem Zitat bereits anspielt, hebt Sabine Fichte im Interview mehrfach hervor, durchgängig mit positiver Konnotation:

„(Das) heißt noch nicht, dass ich jetzt meine, die Leute wären hier besonders toll oder besonders aufregend. Sie sind nur wenigstens unterschiedlich. Die Sozialstruktur ist nicht so kompakt. Ich würde nicht denken, dass hier jetzt viele fürchterlich aufregende und wahnsinnig beeindruckende Menschen sind, sondern, dass du über eine Straße läufst und (...) die, die du siehst, dass die nicht alle aus einem Umfeld stammen und nicht alle den gleichen Beruf haben oder in die gleichen Schulen gehen und wahrscheinlich die gleichen Fensterbilder haben. Also das ist nichts besonders Tolles, das ist eher so eine alltägliche Qualität.“ (S. 40)

26 Vergleiche hierzu die Untersuchungen von Rainer Zoll (1993, S. 40). Er spricht von einer „kommunikativen Grundhaltung“ gerade junger Menschen, die er als einen Bestandteil bzw. eine Folge des Individualisierungsprozesses versteht, da der Zerfall unhinterfragter Normen und traditioneller Identitätsmuster einen enormen Bedeutungszuwachs der Kommunikation bewirke. „Heute bin ich davon überzeugt, dass die neue Kultur eine kommunikative Kultur sein wird – keineswegs, weil Kommunikation leichter geworden ist: sie ist sogar viel schwieriger geworden, zugleich aber liegt ihr ein viel dringenderes Bedürfnis zugrunde, und sie hat neue Inhalte und Formen.“

Dabei nähert sie sich von verschiedenen Seiten an die Bedeutung dieser Diversität an. Sie ermöglicht ihr, wie oben ausgeführt, Kontakt zu Menschen jenseits ihres gewohnten Lebensstils und ist andererseits für sie Teil eines „Heimatgefühls“, wie sie es selber bezeichnet. Sie ist mittels der Heterogenität des Quartiers in einem ihr vertrauten Alltagskontext angelangt, da sie diese (nicht nur ethnische) Multikulturalität aus ihren früheren Wohnorten im Ruhrgebiet kennt.

„Das Lustige ist, das hätte ich ... ich vorher nicht ... nicht definiert ... also vorher wäre mir nicht aufgefallen, dass das ein Teil meiner Wahrnehmung von einer Stadt ist, weil das ja irgendwie normal war. (...) Es fällt dir nur irgendwie auf, wo du so durchgehst und denkst: Mensch, was ist hier komisch. Du siehst zum Beispiel keine Ausländerin oder du siehst eine bestimmte Altersgruppe nicht. Es fällt dir ja immer erst auf, wenn du es nicht hast ... und hier ist mir irgendwann aufgefallen, genau, deswegen fällt dir das hier alles so leicht, weil einfach alles rumläuft.“ (S. 40)

Die Heterogenität gehört zu ihrem Alltagsleben und bleibt als „Selbstverständlichkeit“ dabei weitgehend unsichtbar. Erst in Momenten ihrer Abwesenheit – in deutlich homogeneren Stadtteilen oder Straßenzügen – wird ihr dieses Moment bewusst.

Darüber hinaus verweist dieses Zitat auf eine ihr wichtige Bedeutung der lebensweltlichen Heterogenität im Quartier. Denn diese ist eine Gewährleistung für ihren eigenen Freiraum. Die Unterschiedlichkeit der StadtteilbewohnerInnen, die Diversität ihrer Lebensstile und Lebensformen erleichtern ihr, ihren individuellen Lebensstil zu entfalten. Zum einen ist das „Angebot“ lebensweltlicher Inseln größer und zum anderen die soziale Kontrolle geringer. So wie sie oben die Möglichkeit hervorhob, den unverbindlichen Alltagskontakten auszuweichen, so betont sie hier ihren lebensweltlichen Freiraum. Die Verringerung sozialer Kontrolle pointiert sie im Interview am Beispiel der baulichen Heterogenität des Quartiers. Auf die Bitte hin, zu schildern, was ihr am Stadtteil gefällt, erklärt sie:

„Wahrscheinlich diese alberne Mischung davon, dass ... dass du teilweise ganz kurze Strecken hast, die richtig hübsch sind. Schöne Häuser hast, vielleicht steht irgendwo ein Baum, irgendwas cooles... Und andere Ecken, die sehen, wenn wir ehrlich sind, richtig scheiße aus. Aber das bin ich gewohnt. Ich glaube, ich würde mich erschrecken, wenn was so schön ist. Also das Stadtbild zu einheitlich und zu gepflegt. (...) Das ist für mich was, das kann ich mir zumindest im Moment schlecht vorstellen, irgendwo zu leben, wo es schön und ordentlich ist. (...) Ich gebe ja zu, dass es schön ist! Aber das kommt mir so unwirklich vor. Also, als ob man da nicht wohnen könnte. Son bisschen so museal. Stell dir vor, da wirfst du ne Kippe auf die Straße, da kriegt die nächste auch noch nen Herzinfarkt.“ (S. 35)

Entsprechend steht sie den Veränderungsprozessen im Quartier skeptisch gegenüber. Ihre Befürchtung bezüglich der zukünftigen Entwicklung des Quartiers bezieht sich auf eine Vereinheitlichung der Sozialstruktur im Viertel in Folge steigender Mieten, darauf, dass Ehrenfeld „bürgerlicher“ wird, dass es „nicht mehr so rund ist“.

Städtisches Leben ist für Sabine Fichte Leben mit Brüchen, mit der Nichteinheitlichkeit. Die Ambivalenz von Nähe und Anonymität, „die Dialektik von Heimat und Anonymität“ wie auch die Widersprüchlichkeit städtischen Lebens, die oben – mit Verweis auf Häußermann und Siebel – bereits angesprochen wurde, wird von ihr positiv, als Lebensqualität wahrgenommen.

Dabei ist ihr Leben nur zu einem geringen Teil an das Quartier geknüpft, die Zeit, die sie in Ehrenfeld verbringt, ist im Verhältnis zu anderen Orten sehr gering. Zum einen ist sie durch ihre Erwerbstätigkeit in Bonn täglich fast zwölf Stunden außer Haus, zum Zweiten ist sie an den Wochenenden häufig unterwegs. Da ihr Lebenspartner im Ruhrgebiet wohnt, darüber hinaus sowohl viele ihrer alten FreundInnen als auch ihre Familie in verschiedenen Städten dort leben, begibt sie sich an den Wochenenden oft dorthin. Hinzu kommen weitere, für sie wichtige Menschen, die über die BRD verteilt leben. Dieses soziale Netz hält sie durch regelmäßige oder unregelmäßige Besuche kontinuierlich aufrecht. Viele dieser Menschen sind ihr, so wird es im Interview deutlich, sehr wichtig, auch wenn sie sie nicht so häufig sieht. Die Beziehungen werden damit jenseits der alltäglichen Begegnungen gelebt.

Sabine Fichte lebt damit an verschiedenen Orten zugleich, ist in spezifischer Weise ortsmobil. Die Bedeutung des Quartiers als konkrete Lokalität ist damit nur als eine relative zu verstehen – ohne damit unwichtig zu werden. Dabei sind ihre sozialen Beziehungen nicht nur nicht auf einen Ort konzentriert, sondern sie betreffen auch jeweils nur einen Teil ihres Lebens, Teile ihrer Identität. Dies lässt sich an einem Beispiel verdeutlichen: Sebastian wird von Sabine Fichte als ihr „allerbesten, ältesten Freund“ beschrieben. Die beiden kennen sich seitdem sie fünfzehn sind durch die gemeinsame Arbeit in der Bezirksschülerversammlung. Sebastian lebt inzwischen in Aachen, die beiden sehen sich regelmäßig, aber nicht häufig. Doch er ist wichtiger Gesprächspartner:

„Er ist für mich einfach auch eine Instanz. In bestimmten Dingen würde ich ganz klar sagen, da muss ich mit Sebastian reden. (...) Also nicht Herzensangelegenheiten, was aber auch sicherlich von der alten Geschichte herrührt. Dass ich da nicht unbedingt auf die Idee käme zu sagen, also hör mal. Aber wenn ich zum Beispiel darüber nachdenke,

wie ist es mit Arbeit, wie wichtig ist mir das, wie wichtig ist mir Geld, also so richtig, so richtig so Lebensentscheidungen, die großen philosophischen Probleme, die man doch manchmal so mit sich rumwälzt. Da war klar, dat der mein Ansprechpartner ist.“ (S. 17)

Sebastian nimmt eine wichtige Rolle in Sabine Fichtes Leben ein, ohne dabei ein „Alltagsfreund“, wie sie es nennt, zu sein, die Beziehung zu ihm berührt nur einzelne Facetten ihrer Identität.

Auch mit ihrem Lebenspartner Pascal führt Sabine Fichte eine Beziehung zwischen den Lokalitäten – eine Beziehungsform, die im Rahmen der Individualisierung zunehmend an Bedeutung gewinnt. Die beiden sind seit mehreren Jahren ein Paar, wohnten zwischenzeitlich in einer gemeinsamen Wohnung, dann wieder getrennt voneinander und leben seit ihrem Umzug nach Köln eine Liebesbeziehung zwischen bzw. in zwei Städten. Sie sehen sich regelmäßig an den Wochenenden und planen eine gemeinsame Zukunft, die eine gemeinsame Wohnung einschließt. Pascal arbeitete zum Zeitpunkt des Interviews in einer Stadt im Ruhrgebiet, hatte jedoch vor, sich für das Referendariat als Lehrer zu bewerben. Beide hoffen darauf, dass ihm eine Stelle in der Nähe Kölns zugeteilt wird, sodass ein gemeinsames Wohnen möglich wird – nicht jedoch um jeden Preis:

„(...) Und das ist dann wohl hoffentlich hier. Also in der Nähe irgendwo in Bonn, Köln. Dann muss man halt gucken. (...) Und dann auch halt gucken, ob die Wohnung zu klein ist, also ob man sich da erschlägt, oder nicht erschlägt oder.“ (S. 5)

Sabine Fichte lebt ein – so wird im gesamten Interview deutlich – in starkem Maße individualisiertes Leben, das durch hohe Ortsmobilität geprägt ist. Zugleich wird deutlich, dass dieses nicht, wie oftmals behauptet, in Bindungslosigkeit und Atomisierung mündet. Nicht nur die Aufrechterhaltung von Beziehungen über räumliche Distanzen hinweg, auch ihre Entscheidung, wegen ihrer Mutter, die allein stehend und gehbehindert ist, innerhalb von Nordrhein-Westfalen zu bleiben, zeugen hiervon. Und ihre Kölner Kontakte – gerade auch im Rahmen der Hausgemeinschaft – werden von ihr als Beziehungen geschildert, die in hohem Maße durch Alltagssolidarität und Bindung geprägt sind.

9.5. Camal Khaled – Seiltanz am Rande

Camal Khaled ist, als wir miteinander reden, 22 Jahre alt. Er ist der Älteste von vier Geschwistern, drei Brüdern und einer Schwester. 1976 in einer Stadt nördlich von Köln geboren, lebte er für einige Jahre in Tunesien und kehrte im Alter von zehn Jahren in die BRD zurück. Nach ihrer Rückkehr zog die Familie nach Köln-Ehrenfeld. Während seine Eltern im Quartier blieben²⁷, wohnte Camal Khaled für kurze Zeit gemeinsam mit seiner Freundin in einer nahe gelegenen Stadt und später in einem anderen Kölner Stadtteil. Zum Zeitpunkt des Gespräches lebte er wieder bei seiner Familie in einer kleinen Wohnung im Quartier.

Zwei Themen dominieren das Interview: seine Probleme mit dem Aufenthaltsstatus und der Arbeitserlaubnis einerseits, seine Leidenschaft für Musik andererseits. Bereits in der Eingangserzählung werden beide Themenbereiche von ihm angesprochen.

Zum Zeitpunkt des Interviews erhält Camal Khaled von den Behörden bereits seit längerem nur noch eine jeweils dreimonatige Aufenthaltserlaubnis; zugleich ist er immer wieder von einer Abschiebung nach Tunesien bedroht. Hintergrund dieser Situation ist, dass er aufgrund von Diebstahls- und Raubdelikten zunächst zu Sozialstunden, später zu einer achtmonatigen Bewährungsstrafe verurteilt wurde. Erschwerend kam der zwischenzeitliche Bezug von Sozialhilfe hinzu. Entsprechend seinem unsicheren Aufenthaltsstatus wird Camal Khaled auch keine Arbeitserlaubnis erteilt. Er lebt damit in einer dauerhaft unsicheren Lebenssituation, auf die er kaum Einfluss hat. Deutlich systemisch exkludiert, ist er weitgehend darauf zurückgeworfen, abzuwarten. Dabei erlebt er sich den Behördenentscheidungen in hohem Maße ausgeliefert, zumal er vorher nicht weiß, ob er eine Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis erhält. Nicht zuletzt, um der erlebten Willkürlichkeit des behördlichen Vorgehens eine Sinnstruktur zu verleihen, artikuliert Camal eine vorsichtige Hoffnung, dass die bisher nicht vollzogene Abschiebung als ein gutes Zeichen zu werten sei und die Behörden ihm mit der Drohung vielleicht nur Angst einjagen wollten.

Er selbst versucht auf seine schwierige Situation durch Ämtergänge und Anfragen Einfluss zu nehmen. Einen Anwalt kann er sich nicht leisten, Unterstützung findet er bei

27 Es kann vermutet werden, dass auch seine jüngeren Geschwister mit den Eltern in Ehrenfeld blieben, jedoch macht Camal Khaled keine konkreten Angaben hierzu.

einer antirassistischen Initiative im Quartier. Seine aktuelle Lebenssituation evaluiert er im Interview mit folgender Aussage:

„Ich denke schon so, die Türen sind alle vor meinen Augen zu, vor meinen Augen, vor meinem Gesicht sind alle Türen zu. Und ich weiß nicht, was ich jetzt machen soll. Und das ist das. Das, das ist das schlimmste Problem von meinem Leben.“ (S. 3)

Camal Khaled erlebt das Verhalten der Behörden jedoch nicht nur als willkürlich, sondern vor allem auch als ungerecht. So argumentiert er einerseits, dass seine letzte Straftat vier Jahre zurückliege und er für sein Handeln, das er inzwischen bereue, bereits bestraft worden sei. Darüber hinaus seien seine Taten auch seitens der Justiz als nicht so schwerwiegend eingeschätzt worden, denn:

„Ich war noch nie in meinem ganzen Leben in einem Gefängnis. Noch nie. So. Und wenn ich in einem Gefängnis wäre, dann könnte man was sagen. Okay, dann habt ihr ja recht. Aber ich war noch in gar keinem Knast.“ (S. 5)

Doch käme ihm eine Abschiebung nicht nur angesichts der mangelnden Schwere der begangenen Taten unangemessen vor. Er verweist darüber hinaus auf die Tatsache, in der BRD geboren und weitgehend aufgewachsen zu sein. Seine sozialen Netzwerke und seine Familie befinden sich hier, so dass ihm ein Leben in Tunesien unter diesen Bedingungen unvorstellbar erscheint:

„Ich bin nicht Flüchtling oder irgendwas, wo ich hier komme, um denen zu sagen: ey bitte und so und so. Ich bin hier geboren. Ich kann gut deutsch. Meine ganze Familie ist hier. Ich könnte niemals in meinem ganzem Leben, wenn die mir auch eine Abschiebung drohen, könnte ich niemals in meinem ganzem Leben niemals wieder zurück allein.“ (S. 5)

Mit dem Verweis auf seinen Geburtsort und seine sprachlichen Kompetenzen rekurriert Camal auf seine gesellschaftliche Zugehörigkeit. Sein Lebensmittelpunkt ist die Bundesrepublik bzw. Köln. Er ist Teil dieser Gesellschaft. Auf dem Ausländeramt – trotz dieser für ihn selbstverständlichen Zugehörigkeit – ebenso behandelt zu werden wie ein Flüchtling, erlebt Camal Khaled als Erniedrigung. Trotz Empathie für die schwierige Lebenssituation der AsylbewerberInnen besteht er auf einem von ihnen differenten rechtlichen Status, was ihm jedoch seitens der Ausländerbehörde abgesprochen wird.

Die mit seinem Aufenthaltsstatus verknüpfte Verweigerung einer Arbeitserlaubnis (er berichtet von einem Arbeitsangebot, das an diesem Hindernis scheiterte) wirft ihn zurück

auf eine finanzielle Unterstützung durch seine Eltern²⁸. Eigene finanzielle Ressourcen hat er kaum, einzelne musikalische Auftritte in Diskotheken ausgenommen. Damit wird er seinem eigenen Bild einer männlichen Normalbiographie nicht gerecht, sowohl innerfamiliär wie auch im Hinblick auf die bundesrepublikanische Gesellschaft:

„Und ich bin der 22-Jährige, eigentlich bin ich der Älteste und meine Mutter sieht mich als, ich bin ihr zweiter Mann zu Hause. So. Und ich muss eigentlich irgendwas machen. Ich muss, 22 Jahre hat meine Mutter mich, mir Essen gegeben und so. Und das ist irgendwie, irgendwie auf eine Seite, die Deutschen haben irgendwie auch Recht, weil ich kann niemals mit 22 Jahren immer noch meine Mutter, bitte, kannst du mir zehn Mark geben? Also mit 22 Jahren habe ich zehn Mark in der Tasche. Das ist auch sehr scheiße. So. Ich muss mit 22 Jahren eigentlich meine Karte haben, meine EC-Karte, Geld rausholen, mein Auto und so, alles drum und dran, weil 22 Jahre, ich könnte jetzt heiraten und Kinder kriegen mit 22 Jahren. Aber nein, der Camal Khaled, der ist immer noch so.“ (S. 5)

Sein aktuelles Leben widerspricht seinem Lebensplan, der sich an eine männliche Normalbiographie anlehnt. Ein Mann in seinem Alter müsse, so wird deutlich, über höhere finanzielle Mittel wie auch spezifische Statussymbole verfügen. Diese Insignien des Erwachsenseins, auf die auch die Möglichkeit der Familiengründung verweist, sind für Camal in seiner aktuellen Situation unerreichbar. Stattdessen bleibt er – auch innerfamiliär – in der Rolle des „Kindes“.

Einen Ausweg aus dieser hoch belastenden und weitgehend aussichtslosen Situation findet Camal Khaled in der Musik. Seit seiner Kindheit singt er, weitgehend autodidaktisch hat er sich über Bücher ein musikalisches Wissen erarbeitet und auf diesem Hintergrund seine Stimme geschult²⁹. Meist singt er allein, hat jedoch auch für einige Zeit mit einer Gruppe zusammen gespielt. Er träumt von einer Karriere als Sänger:

„Ich will so unbedingt ein Sänger werden. Ich würde mein Herz rausreißen und tun, hier ist mein Vertrag, das ist mein Herz. So würde ich das geben, Tag und Nacht. Ich hab so‘n Spaß darauf. Ich hab so einen verdammten Spaß. Ich würde Tag und Nacht arbeiten für eine Musik, eine schöne Musik zu machen.“ (S. 13)

Der Traum, seinen Lebensunterhalt mit Musik zu verdienen, eine Karriere als Sänger einzuschlagen, entdeckt und berühmt zu werden, bildet den Gegenpart und einen Flucht-

28 Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, dass selbst wenn die Hürde einer verweigerten Arbeitserlaubnis abgebaut wäre, seine Situation auf dem Arbeitsmarkt weiterhin schlecht bliebe, insofern Camal Khaled weder über einen Schulabschluss noch über eine Ausbildung verfügt.

29 Im Interview gibt er einige Kostproben seines Könnens und singt seine Lieder vor.

punkt zu seiner Realität, in der er in hohem Maße marginalisiert ist und die ihm wenig Optionen auf Verbesserung in absehbarer Zeit bietet. Er träumt den Traum vieler Jugendlicher, der auch gerade für Jugendliche mit Migrationshintergrund an Bedeutung gewonnen hat, betrachtet man die gegenwärtige Musik- und vor allem Popbranche, gerade auch in der BRD. Hier ist in den letzten Jahren eine Veränderung zu beobachten, insofern MusikerInnen mit Migrationshintergrund oder auch schwarze Deutsche zunehmend an Medienpräsenz gewonnen haben. Diese Branche verfolgt Camal Khaled aufmerksam; lange Passagen der Interviews sind geprägt von Berichten aus der Musikszene, insbesondere auch der Kölner Szene, zu der Camal Khaled Kontakte unterhält. Eine Karriere als Musiker zu machen, seinen Lebensunterhalt mit Musik zu verdienen, würde für Camal Khaled bedeuten, einen Beruf einzuschlagen, der seinen Interessen entspricht. Zugleich würde er sich damit seinem Bild einer männlichen Normalbiographie annähern, insofern er diese Vorstellung mit gesellschaftlicher Anerkennung einerseits und finanziellen Ressourcen andererseits verbindet. „Sänger zu sein“ bildet für ihn einen Schnitt zu seiner jetzigen und vergangenen Lebenssituation, einen Neustart, nicht zuletzt auch im Hinblick auf seine Familie. Exemplarisch wird dies in folgender Aussage deutlich³⁰:

„Und damit, damit, wenn ich mir das gewünscht habe und das jetzt als Arbeit machen könnte, dann will ich natürlich die Armen helfen, ich will meine Mutter, was die mir 22 Jahre mich geholfen hat durch, ist für mich eine Hölle, die sind auch schon durch die Hölle. Ich bin durch die Hölle mit meiner Familie durchgegangen, einfach bis jetzt, nehm ich mal an auch. (...) Und das ist mein Traum, einfach ein Sänger zu sein, meine schlechten Sachen, was ich gemacht habe, wieder gutmachen. Meine Familie wieder normal machen. Und das ist mein Beruf.“ (S. 13f.)

Doch Musik ist für Camal Khaled nicht nur in Hinblick auf eine mögliche Lebenslaufplanung ein Ausweg aus seiner marginalisierten Situation. Mit seiner Orientierung an Black Music, vor allem House und Soul, bietet ihm die Musik sowohl eine Identifikationsfläche als auch die Möglichkeit, seinen Erfahrungen Ausdruck zu verleihen. Er erklärt:

30 In einer alternativen „Lebenslaufplanung“ delegiert Camal Khaled seine Wünsche nach einer Musikkarriere auch an seinen jüngeren Bruder, dessen Chancen nach Camals Schilderungen größer sind. Dabei sieht er sich als der Mentor und „Manager“ seines Bruders, ohne die Hoffnung aufzugeben, auf diesem Wege seine eigenen Chancen zu verbessern. Er hofft, dass zumindest sein Bruder eine erfolgreiche (Migrations)Karriere machen wird: „Ich denke, einer von der Familie ist besser. Einer der da rauskommt.“ (S. 1)

„Aber meine Art von meinem Liebling, meine Lieblingsart Musik ist, was ich jetzt zum Beispiel vorgesungen habe, das ist sehr schön. Das finde ich schön. Und ich weiß nicht, das passt irgendwie zu meinem Leben auch, weil ist traurig. Und mein Leben ist auch traurig.“ (S. 12)

Seine Identifikation mit Black Music steht dabei zugleich in engem Bezug zu seinen eigenen Erfahrungen ethnischer Diskriminierung. Dies wird explizit, als Camal Khaled in einer langen Passage seinen Lieblingsfilm schildert, der das Leben von fünf schwarzen Musikern in den USA der 60er Jahre zum Inhalt hat. Neben deren Musik und musikalischer Entwicklungsgeschichte erzählt er dabei bewegt vor allem über ihre Erfahrungen rassistischer Ausgrenzung seitens der staatlichen Organe³¹.

Wie in den bisherigen Interviewpassagen schon nachvollziehbar wurde, sind die Themen „aufenthaltsrechtliche Situation“ und Musik zumindest zum Zeitpunkt des Gesprächs so prägend für Camal Khaleds Leben, dass sie einen großen Teil des gesamten Interviews bestreiten. Erst in der zweiten Hälfte des Gesprächs kommen wir auf andere Themen zu sprechen, so auch auf die Frage des Stadtteilbezuges und des Lebens im Quartier. Dabei wird sichtbar, dass der Stadtteil für ihn nur wenig Bedeutung besitzt. Hier ist zunächst zu berücksichtigen, dass seine Lebenssituation zwischen existentieller Bedrohung und dem Traum eines anderen und besseren Lebens nur wenig Platz für das alltägliche Leben im Quartier lässt. Auch ist er in die alltäglichen Zusammenhänge, die anderen InterviewpartnerInnen als Anknüpfungspunkte an den Stadtteil dienen, nicht involviert.

Camal Khaled lebt in Ehrenfeld, doch, so ist zu vermuten, vor allem deshalb, weil er über kein Einkommen verfügt und er die Möglichkeit hat, mietfrei bei seinen Eltern zu wohnen. Die reproduktiven Arbeiten mit ihren Anknüpfungspunkten an das Quartier werden dabei weitgehend von seiner Mutter übernommen.

Hinzu kommt ein weiterer, biographischer Aspekt. Zwar ist er in Ehrenfeld aufgewachsen und kennt gerade auch viele Gleichaltrige dort, jedoch hat er einen „Bruch“ an mit seinem „alten“ Leben dort vollzogen habe. Von seinen alten Freunden, mit denen er, wie an anderer Stelle deutlich wird, zum Teil die Diebstähle begangen hat, grenzt er sich

31 „Das ist einfach nur eine Gruppe, den ihr Lebenslauf von klein an, wie die angefangen haben, früher, wo die Polizisten, die weißen Polizisten, wie die die Schwarzen auch die immer gequält haben. Die sind einfach mit dem Auto so Tournee, die haben so Tournee, sind die einfach auf der Autobahn angehalten, hat der Polizist zu ihnen gesagt, ja, was seid ihr? Ja, we are the Five Heartbeats. Sagt der hä, guckt der so rein mit der Taschenlampe, alle raus! Alle Hände dann auf die Haube. Und dann sagt er: Singt mal ihr Neger, singt! Und dann haben die für den gesungen, weil wenn er nicht singen will, dann Schläge. Und das sind die 60er Jahre. Früher war ja auch Hass Schwarz gegen Weiß.“ (S. 20)

inzwischen ab.

„Hier die Freunde von mir, war ich früher mit denen, hier pass ich nicht mit denen zusammen. Hier in dieser Gegend hier, ja? Sind alle, sagen wir mal, 50%, alle rauchen Gras und Haschisch. So. Und was die machen, nix. Die sitzen bei Freunden, die Zimmer, qualmt sich hier alles tot mit Gras. Du sitzt, du kackst ab, gehst nach Hause, so.“ (S. 20)

Er selbst sei in den letzten drei Jahren vielmehr ein Einzelgänger gewesen. Zwar erwähnt er auch Freunde und Bekannte, jedoch bleiben sie im gesamten Interview eher schemenhaft. Mit seiner Abgrenzung gegen die alten Ehrenfelder Freunde einerseits und den gewünschten und gesuchten, jedoch eher flüchtig erscheinenden Kontakten in der Musikszene andererseits sitzt er zwischen allen Stühlen. Zugleich systemisch weitgehend exkludiert, fasst er seine Alltagssituation zusammen mit den Worten: „Ja, ich hab echt nichts zu tun“ (S. 19). So antwortet Camal auch auf meine Frage, ob er viel im Quartier unternehme, dass er hier nicht sehr viel machen könne. Wenngleich seine Lebenssituation dabei eine wesentliche Rolle spielt, weist seine Aussage jedoch zugleich darüber hinaus. Er teilt damit eine Einschätzung, die uns seitens vieler Jugendlicher, die wir im Kontext unserer schulischen Untersuchungen befragten, begegnete. Auch diese führten aus, dass sie in ihrer Freizeit häufig nicht auf den Stadtteil orientiert seien, da dieser für Jugendliche nur wenig zu bieten habe³².

Viel Zeit verbringt Camal in Plattengeschäften in der Innenstadt – Orte die seiner lebensweltlichen Orientierung an Musik und der Musikszene entsprechen. Auf diesen Orientierungsrahmen verweisen auch andere ihm wichtige Orte und Plätze, die er im Gespräch anführt, wie der Hip Hop-Laden, dessen Besitzer er kennt, oder der Mediapark, eine Anlage von Büro- und Wohnkomplexen, Kinos und Gastronomie, in der inzwischen diverse Medienschaffende, Fernsehsender und Musikunternehmen ansässig sind³³. Hier spaziert er häufig hin, um auf einer Bank sitzend zu singen – in der Hoffnung, so ist zu

32 Im Unterschied zu Camal Khaled waren diese jungen Menschen jedoch noch über die Schule an den Stadtteil gebunden.

33 Der Bau des Mediaparkes wurde in den 80er Jahren auf dem Gelände eines ehemaligen Güterbahnhofes im Zentrum Kölns begonnen. Interesse der Stadt war es dabei, Medienschaffende verschiedener Branchen zu binden und Köln als Medienstadt zu konsolidieren. Inzwischen haben sich unter anderem Eins Live, der Musiksender VIVA und Emi-Elektrola im Mediapark niedergelassen. Ergänzung finden die Bürokomplexe durch ein großes Kino, das Kölner Filmhaus, Cafes und Restaurants sowie Wohnhäuser, gruppiert um eine Platzanlage mit Wasser- und Grünflächen.

vermuten, entdeckt zu werden. Vor diesem Hintergrund seiner lebensweltlichen, jugendkulturellen Orientierung ist auch seine Begründung zu lesen, warum er in Ehrenfeld nicht viel unternehmen könne:

„Weil hier in Ehrenfeld am meisten hier sind Türken. Und die Türken hören sehr viel Techno. Oder Türkisch. Du kannst nicht viel mit denen. Hier in Ehrenfeld kannst du nicht mit denen reden. Hier wenn ich zu denen sage, ey, komm, wir gehen zum Black Music Disco, zum Beispiel, wenn ich mich jetzt mit Freunde hier von Ehrenfeld woanders hingehe oder wenn ich dem rede, ja, einfach so über Musik oder ich weiß nicht, über egal irgendwas, boh, sind das coole Klamotten und so. Nein.“ (S. 20)

Camal zieht hier eine ethnisch definierte Grenze, die er mit differenten Lebensstilorientierungen begründet. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, dass er selbst einige Jahre zuvor Mitglied einer Clique von Jugendlichen türkischer Herkunft gewesen ist, eine Clique von der er sich später distanzierte. Und seine Aussage verweist auf einen weiteren Aspekt: Sie macht implizit das Vorhandensein ethnisch getrennter Jugendszenen sichtbar, die zumindest nach Allochthonen einerseits, Autochthonen andererseits differenziert sind – wobei die weiteren Schilderungen auch eine gewisse Durchlässigkeit dieser Szenen deutlich werden lassen. Camal beispielsweise kennt insbesondere aus der Nachbarschaft viele allochthone Gleichaltrige, wobei er jedoch feststellt, dass viele von ihnen sich gerade in den letzten Jahren zurückgezogen hätten, zurückgezogen auf ihre Arbeit oder in ihre Familie. Viele von ihnen hätten früh geheiratet und inzwischen Kinder bekommen, die Lebenswelten hätten sich getrennt. Seine Einschätzung des multikulturellen Zusammenlebens (im engeren Sinne) ist ambivalent. Global evaluiert er es zunächst positiv und verweist dabei auf das langjährige alltägliche Zusammenleben im Stadtteil:

„Hier in Ehrenfeld ist das Leben mit Ausländer und Deutsche ganz normal. Ganz normal. Die Deutsche, die Deutsche verstehen sich auch, ich weiß es selber nicht, aber hier, wie du jetzt zum Beispiel siehst, in Velbertstraße-Markt sind Deutsche und Ausländer sehr viel zusammen, die haben sehr viele Kontakte zusammen. Hallo, wie geht's, das, das, das. Weil die kennen sich natürlich sehr lange Zeit.“ (S. 21)

Doch folgen dieser globalen Einschätzung Schilderungen rassistischer Erfahrungen mit NachbarInnen im Quartier. Es wird deutlich, dass die Normalität, von der Camal Khaled zuvor sprach, nur die eine Seite des Alltags darstellt. Er erzählt von einem Nachbarn, der seinen jüngeren Bruder und dessen Freunde regelmäßig beschimpft, wenn diese auf der Umrandung einer Grünfläche sitzen:

„Scheißkanaken, geht weg, ihr macht die Pflanzen kaputt. Aber die machen auch nicht die Pflanzen kaputt. Die sitzen nur da auf diesem Eisenteil. Ja, und dann geht das immer so weiter, immer so weiter, bis dann irgendwann mal, ich denke, er war das auch. Er hat an Garage einfach: Türken Arschlöcher raus. Hat er einfach so geschrieben.“ (S. 22)

Diese „richtigen Deutschen“, wie Camal Khaled sie nennt, seien hauptsächlich die älteren Leute. Er zieht damit eine weitere Differenz neben der ethnischen hinzu, die generationelle. Damit verweist er auf eine zweite Konfliktlinie, die in der oben geschilderten Situation sichtbar wird. Wie bereits im vorangegangenen Kapitel skizziert wurde, stellt die öffentliche Raumnahme von Jugendlichen im Quartier einen häufiger Konfliktstoff dar. Sie wird von der erwachsenen Generation meist kritisch beäugt, kann Unsicherheiten auslösen und wird in der medialen und öffentlichen Diskussion zumeist skandalisiert bis kriminalisiert (vgl. Breyvogel 1998; Frehsee 1998). In der vorliegenden Situation wird diese Konfliktlinie durch den hier erwähnten Nachbarn ethnisch konnotiert und rassistisch aufgeladen.

Camal hat eine individuelle Strategie entwickelt, mit dieser Ausgrenzung umzugehen. Er nehme diese älteren, „richtigen Deutschen“, wie er sie nennt, nicht ernst, denn wie er erläutert, diese könne man nicht ernst nehmen. Vielmehr schildert er einen defensiven Umgang in diesen Konfliktsituationen: Er lasse sich auf keine Konfrontation bzw. verbale Eskalation ein, vielmehr gehe er stattdessen³⁴.

Eine ähnliche Strategie wird auch an anderen Beispielen sichtbar. So erlebt Camal Khaled im bundesrepublikanischen Alltag eine Stigmatisierung aufgrund seiner Herkunft. Das wird in folgender Interviewpassage deutlich:

„Wenn ich zu einer Rolltreppe hochgehe in der U-Bahn, und eine Oma ist vor mir. Ich, ich steh nicht hinter der. Nein. Ich mache so einen großen Abstand, dass die niemals von mir denkt, ah, der klaut. Dieser Gedanke nur, dieser Gedanke nur macht mich schon, weil die guckt mich, aha, schwarze Haare, ach, nee.“ (S. 14)

Camal Khaled reagiert hier auf ein sedimentiertes ethnisches Wissen, in welchem

34 Wenngleich es sich hierbei um eine spezifische Situation handelt, da der Konflikt durch den Nachbarn rassistisch aufgeladen wird, so korrespondiert Camals Umgang doch mit einer Handlungsstrategie, die er im Kontext von Auseinandersetzungen mit seinem Vater skizziert. Meinungsverschiedenheiten mit ihm gehe er aus dem Weg, indem er ihm in Konfliktsituationen scheinbar zustimme, aber seinen Weg weiter verfolge. Dabei rekurriert er auf den Generationenkonflikt, wenn er formuliert: „Und die älteren Männer, die sind so. Aber ich akzeptiere das auch, weil ist okay. Mit denen hab ich ja sowieso auch nichts so großes vor.“ (S. 18)

jugendliche männliche Migranten potentiell gefährlich und kriminell sind. Das Beispiel – das sich wiederum auf die ältere Generation bezieht – spiegelt dabei zugleich die Wirksamkeit des medialen Diskurses, der im vorangegangenen ausführlich diskutiert wurde. Die dauerhafte mediale Reproduktion von Bildern, die jugendliche Migranten als Mitglieder von Jugendgangs, als Dealer und Kleinkriminelle, als bewaffnet und gefährlich inszeniert, hinterlässt deutliche Spuren im Alltag.

Zugleich ist dieser Blick institutionell verankert. Denn Camal schildert, dass er aufgrund seiner äußeren Erscheinung weit häufiger von der Polizei überprüft werde als andere. Diese institutionalisierte Ausgrenzung nötigt ihn Strategien zu entwickeln, sich „unsichtbar“ zu machen, sich unter Vorwegnahme des polizeilichen Blickes unauffällig zu verhalten:

„Wenn ich einfach so geradeaus fahre, und ich mach mich nicht irgendwie auffällig oder ich, ich weiß nicht, oder ich rede mit einem Obdachlosen oder so. Oder ich weiß nicht, bei so was, wenn man mit einem Obdachlosen, ich meine, ich hab nichts gegen Obdachlose. (...) Aber nur wenn ich mich einfach mit ihm unterhalte, dann sagen die, aha, der verkauft irgendwas. Oder der macht irgendwas. Nein. Darum geh ich einfach geradeaus. Und einfach das wars.“ (S. 18f.)

Diese Strategie des „Unsichtbar-Machens“ kann für Camal Khaled existentielle Bedeutung erlangen. Spätestens beim Verlassen von Nordrhein-Westfalen, was ihm aufgrund seines Aufenthaltsstatus untersagt ist, kann eine solche Polizeikontrolle die Abschiebung nach sich ziehen. Ihm, der in der BRD geboren und aufgewachsen ist, werden damit elementare Bürgerrechte verwehrt, eine örtliche Mobilität, die Kennzeichen der Postmoderne ist, untersagt.

9.6. Zusammenfassende Bemerkungen

Im vorangegangenen Kapitel wurden fünf sehr unterschiedliche Biographien von Menschen im Quartier vorgestellt, Menschen, die auf sehr verschiedenen Wegen und aus unterschiedlichen Gründen nach Ehrenfeld gekommen sind. Sichtbar wurde dabei die bereits angesprochene Ortsmobilität als Zeichen postmoderner Gesellschaften, wengleich sie bei den einzelnen Personen höchst unterschiedliche Formen und Hintergründe annimmt. Abgesehen von Frau Breuer, die als kleines Kind mit ihren Eltern an den mütterlichen Herkunftsort zurückkehrte und seitdem dort wohnen blieb, haben alle

Personen in ihrem Leben – zum Teil mehrfache – Wanderungsprozesse vollzogen. Frau Thelen, die als junge Frau im Zweiten Weltkrieg innerhalb der UdSSR „umgesiedelt“ wurde, kam im hohen Alter nach Ehrenfeld. Ihre Familie entschied sich zur Auswanderung in die BRD auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen. Diese Suche, so ist anzunehmen, bildete auch den Hintergrund für die Entscheidung von Cristina Lanfranchis und Camal Khaleds Eltern, in die BRD zu migrieren. Die Kinder gingen mit bzw. wurden bereits hier geboren und vollzogen in ihrem Leben weitere Migrationsprozesse zwischen der BRD und dem Herkunftsland ihrer Eltern, zum Teil entlang verschiedener Lebensphasen (Schule, Studium). Entgegen dieser transnationalen Migration ist Sabine Fichte ein Beispiel der rein binnengesellschaftlichen Mobilität. Sie wechselte, ebenfalls entlang verschiedener Lebensphasen, ihre Wohnorte und kam zuletzt berufsbedingt nach Köln. Für sie, aber auch die anderen muss Köln-Ehrenfeld nicht notwendigerweise der endgültige Lebensort sein, zukünftige Veränderungen sind für die Einzelnen mehr oder weniger wahrscheinlich. Die räumliche Bewegung ist für die meisten nicht beendet: Cristina Lanfranchi träumt davon, ihren Lebensmittelpunkt erneut nach Italien zu verlegen, Sabine Fichte erwägt mit ihrem Lebenspartner zusammen zu ziehen und kann sich ebenso vorstellen, aus beruflichen Gründen die Stadt zu wechseln. Auch Camal Khaled schließt es – sofern seine aufenthaltsrechtliche Situation sich klärt – nicht aus Köln zu verlassen.

An seinem Beispiel wird dabei die Kehrseite postmoderner Mobilität sichtbar. Denn Camal Khaled darf zum einen aufgrund seines Aufenthaltsstatus zum Zeitpunkt des Interviews Nordrhein-Westfalen nicht verlassen, zum anderen droht ihm die Ausweisung aus der BRD – eine erzwungene Migration in ein Land, das, obwohl Camal in der BRD aufgewachsen ist, als sein Herkunftsland definiert wird. Diese Reglementierung und Steuerung der Mobilität, von der ansonsten in besonderer Weise Flüchtlinge betroffen sind, verweist auf eine strukturell gegenläufige Tendenz. Während einerseits Mobilität als Zeichen postmoderner Gesellschaften gepriesen und sogar gefördert wird, findet sich andererseits ein Netz rechtlicher Einschränkungen, die die Mobilität für einen Teil der Bevölkerung begrenzen – eine Widersprüchlichkeit, der eine vor allem politische Unterscheidung in erwünschte und unerwünschte Mobilität zugrunde liegt.

Trotz dieser räumlichen Bewegungen, dem Wechsel zwischen den Orten und damit freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Bezügen in andere Städte und Länder findet sich bei der Mehrheit der hier vorgestellten Personen eine Verankerung in der

konkreten Lokalität, wenngleich diese verschieden ausgeprägt, gelagert und basiert ist. Sie verbringen unterschiedlich viel Zeit im Quartier und Ehrenfeld hat als Ort ihres Lebensalltags, ihrer systemischen Bindungen, ihrer Freundschaften und Freizeitaktivitäten eine mehr oder weniger große Bedeutung. Diese korrespondiert mit der differentiellen Deutung des Heimatbegriffes, auf den die QuartiersbewohnerInnen in ihren Erzählungen immer wieder zurückgreifen – ein Begriff, der von Elisabeth Bronfen und Benjamin Marius (1997, S. 1) als „die Möglichkeit des Rückgriffs auf nicht-beliebige, vertraute Strukturen“ definiert wird. Sichtbar wird dabei, wie sie sich auf differenten Wegen im Quartier beheimaten und beheimatet fühlen, welche unterschiedlichen Ansatzpunkte und Bilder daran geknüpft sind. Übereinstimmend binden Frau Breuer und Cristina Lanfranchi – für die Ehrenfeld zentraler Lebensort ist, an dem sie einen großen Teil ihres Alltags verbringen, in unterschiedlichen Wir-Gruppen verortet sind und auch einen Teil ihre Berufstätigkeit organisieren – die Heimatgefühle an ein gelebtes Leben, lokal verankerte Erinnerungen und ihre Sozialkontakte. Darüber hinaus wird jedoch bei Cristina Lanfranchi ein gelebter transnationaler Raum sichtbar, insofern sie vor dem Hintergrund ihrer in Italien verbrachten Schulzeit weiterhin regelmäßige längere Aufenthalte in Italien in ihren Lebensalltag einbaut, ihre Beziehungsnetze dort pflegt und mit dem Gedanken spielt, ihren Lebensmittelpunkt wieder nach Italien zu verlegen. Sie hat ein „doppeltes Heimatgefühl“ entwickelt und spricht im Interview von „zwei Heimaten“. Die Beheimatung von Frau Breuer ist demgegenüber ausschließlich an einen Ort gebunden. Sie will das Quartier unter keinen Umständen verlassen und glaubt, außerhalb Kölns unglücklich zu werden – damit inszeniert sie zugleich einen lokalen Mythos, nachdem der Kölner ohne „sein Veedel“, „seinen Dom“ und den Rhein unglücklich ist³⁵. Mit dem Rückgriff auf ihre Familiengenealogie verleiht sie dieser Deutung von Heimat im Interview zusätzliches Gewicht. Demgegenüber spricht Sabine Fichte zwar davon, sich in Ehrenfeld beheimatet zu fühlen, ohne dabei jedoch notwendigerweise im Quartier bleiben zu wollen. Köln kann in ihrem Leben ohne weiteres eine Zwischenstation sein. Ihr Heimatgefühl ist anderer Herkunft, insofern ihre Verankerung im Quartier in stärkerem Maße symbolisch und überlokal vermittelt ist. Es basiert auf dem Vorfinden vertrauter Strukturen, wie die ihr von früheren Lebensorten bekannte Heterogenität der

35 Diese „Kölsche Selbstinszenierung“ wird insbesondere in den zahlreichen kölschen Karnevalsliedern gern und wiederholt besungen.

BewohnerInnen – die den ihr wichtigen Freiraum ermöglicht – oder Menschen und Orte, die ihrem Lebensstil entsprechen etc. Man kann annehmen, dass Sabine Fichte sich in einer Stadt oder einem Stadtteil, der ähnliche Bedingungen bietet, rasch ebenso heimisch fühlen wird. Wieder anders stellt sich bei Frau Thelen die Verankerung im Quartier dar. Der Stadtteil als öffentlicher Raum besitzt – im Gegensatz zu unseren anderen InterviewpartnerInnen – für sie kaum Bedeutung. Wenige einzelne Orte im Quartier bilden ihren Lebensraum, in dem sie sich weitgehend innerhalb ihrer ethnischen (und altershomogenen) Community ein enges soziales Netz aufgebaut hat. Sie lebt ein in deutlichem Maße privatisiertes Leben, was im Kontext ihres hohen Alters aber auch erfahrener Ausgrenzung durch die Mehrheitsgesellschaft zu verstehen ist. Auch Frau Thelen greift im Interview auf den Begriff der „Heimat“ zurück und verwendet ihn dabei in zweifacher Hinsicht. Während er im Hinblick auf ihren Herkunftsort, den sie vermisst, an ein konkretes Leben und Erinnerungen geknüpft ist, bleibt er in Bezug auf die BRD weitgehend abstrakt und ideologisiert. Ihre Beheimatung im Einwanderungsland ist kaum konkret oder lokal verortet, sondern bezieht sich vielmehr auf ihren Status als Deutsche und ihre daran geknüpften Erfahrungen und Hoffnungen. Damit greift sie zugleich auf die seitens der Aufnahmegesellschaft geforderte Legitimation der Einwanderung zurück: als „Deutsche“ kehren die Aussiedler „heim“. Gerade in Bezug auf diese Migrationsgruppe wird vor dem Hintergrund des *ius sanguinis* eine ganz deutliche nationale Semantik bemüht. Auch Camal Khaleds Verankerung im Quartier ist nur wenig ausgeprägt; er lebt in Ehrenfeld, was jedoch nur geringe Bedeutung für ihn besitzt. Er orientiert sich vielmehr symbolisch an einer Musik- und Lebensstilszene, die sich über die Stadt und darüber hinaus ausbreitet. Diese Haltung ist zunächst sicher einmal jugendspezifisch –, wir fanden sie als Tendenz bei vielen unserer jüngeren InterviewpartnerInnen vor – doch wird sie durch seine biographische Situation verstärkt, insbesondere den Bruch mit alten Freunden im Quartier. Von besonderer Bedeutung ist jedoch in Hinblick auf seine Beheimatung die unsichere aufenthaltsrechtliche Situation, in der er sich befindet. Durch seinen prekären Aufenthaltsstatus und die drohende Abschiebung wird ihm seitens der staatlichen Institutionen eben diese Beheimatung versagt. Indem er, wie er es in Worte fasst, wie ein Flüchtling behandelt wird, wird ihm so das abgesprochen, was er ist – nämlich hier aufgewachsen und damit zugehörig. Unter diesen Bedingungen einer aberkannten Zugehörigkeit wird er quasi auf die Verortung in eine jugendspezifische Szene zurückgeworfen – eine Musikszene, die an die Erfahrungen der

gesellschaftlich Ausgeschlossenen und Marginalisierten anknüpft.

Mit den vorangegangenen Ausführungen ist ansatzweise bereits sichtbar geworden, auf welche Weise diese fünf Personen ihre Zugehörigkeit zum Quartier und die der anderen ausbuchstabieren. Doch soll der Frage der Selbst- und Fremdpositionierungen noch einmal vertiefend nachgegangen werden: Auch hier ergibt sich ein höchst differentes Bild. So positionieren sich Frau Breuer wie auch Cristina Lanfranchi – wenn auch in unterschiedlicher Weise – als eingesessene EhrenfelderInnen. Während Frau Breuer vor allem auf die quartiermäßige Verankerung ihrer Familie seit Generationen zurückgreift, bezieht sich Cristina Lanfranchi primär auf ihr Aufwachsen im Quartier. Beide Frauen betrachten vor diesem Hintergrund die Veränderungen im Quartier, Umbauprozesse wie auch den Wandel in der Bevölkerungsstruktur engagiert und zugleich auch mit skeptischem Blick. Sie bedauern den Verlust des Vertrauten. Zugleich ist zu vermuten, dass Frau Breuer Cristina Lanfranchi den Status der eingesessenen Ehrenfelderin nicht zugestehen würde. Wie bereits herausgearbeitet wurde, verbleiben die allochthonen StadtteilbewohnerInnen für sie in der Rolle der Anderen, der Zugezogenen – sie bleiben „der Italiener“, „der Grieche“, „der Türke“. Aufschlussreich ist hier die folgende Passage, in der sie zunächst von den Familien griechischer Herkunft spricht, die sie im Zuge der Schülerhilfe kennenlernte.

„Und wir haben auch heute noch mit diesen griechischen Kindern (Kontakt), die fast alle wieder *zu Hause* sind. Die Griechen sind ja, auch die Italiener eigentlich, ein Typ Mensch, der auch an *seiner Heimat* hängt. Und die haben auch alle *zu Hause in Griechenland* ein schönes Haus gebaut mittlerweile, und wollen auch alle wieder *nach Hause*. Die Italiener nicht so. Aus dem einen Grund, weil einfach von der Regierung her das nicht mehr zu tragen ist, was sie also. Sie verfolgen also ihre Politik da in Italien und stellen also immer mehr fest, dass sich *nach Hause* gehen also wirklich nicht lohnt. Also deswegen, muss man auch mal sagen, einfach sind die also sesshafter geworden.“ (S. 27f.)

Auf diese Haltung, für die Frau Breuer hier nur exemplarisch steht, und die zugleich im Kontext des Diskurses um den „Gastarbeiter“, der wieder in seine „Heimat“ zurückkehrt, zu verstehen ist, reagiert Cristina Lanfranchi, wenn sie in Abgrenzung von ihrer Mutter betont, kein Gast zu sein und ihre selbstverständliche Zugehörigkeit einfordert.³⁶ Auf

36 Im Vorwort seines Buches „Deutsche Geschichten. Menschen unterschiedlicher Herkunft erzählen“ schreibt Paul Mecheril (1996, S. 14): „Mit dem Ziel, zur Anerkennung der deutschen Gesellschaft als pluraler Gesellschaft beizutragen ist zugleich beabsichtigt, einen Beitrag zur Veränderung des gesellschaftlichen Bewusstseins, von dem, was ‚deutsch‘ ist, zu leisten. Das Recht, den Ausdruck ‚Deutsch-Sein‘ anzuwenden – so bringen es ‚Deutsche Geschichten‘ zum

ihre Zugehörigkeit verweisen auch Frau Thelen und Camal Khaled, wobei sie sich dabei weniger auf den Stadtteil beziehen, der für sie nur geringe Bedeutung besitzt, sondern in viel grundsätzlicherer Weise auf ihre gesellschaftliche Zugehörigkeit. Diese buchstabieren sie jedoch unterschiedlich aus. Während Frau Thelen auf die deutsche Herkunft ihrer Familie und ihren Pass verweist, versteht sich Camal Khaled als zugehörig, da er hier geboren und weitgehend aufgewachsen ist, die Sprache spricht und seinen Lebensmittelpunkt hier hat. Doch erleben beide, dass ihre Selbstpositionierung häufig der Fremdpositionierung entgegensteht. Anders als Cristina Lanfranchi erfahren sie dies jedoch nicht nur auf lebensweltlicher, sondern vor allem auch auf systemischer Ebene. Das politische System und die Alltagswelt arbeiten hier Hand in Hand. Dem Stadtteil zugehörig fühlt sich auch Sabine Fichte, wenngleich sie erst wenige Jahre hier lebt. Über die Aneignung des öffentlichen Raumes hat sie sich im Quartier eingerichtet, hier heimisch gemacht. Dabei verweist sie in einer Sequenz, in der sie von ihrem Heimatgefühl in Ehrenfeld spricht, auf die Bedeutung der Heterogenität und Mobilität innerhalb des Quartiers. Die Tatsache, dass nur wenige Alteingesessene im Stadtteil leben, habe ihr die Verortung erleichtert.:

„Also, es ist natürlich leichter ... ähm ... wenn ganz viele Leute in nem Stadtteil wohnen, die auch keine Urkölnler sind. Und ich hab hier in Köln keinen Kölner kennen gelernt. Also, es geht durch alle Nationalitäten, es geht durch alle Bundesländer.“ (S. 2)

Wenngleich sie hier einem ähnlichen Muster folgt wie Frau Breuer, indem sie auf nationale Kategorien – also den Pass – rekurriert und Kölner allochthoner Herkunft nicht als solche versteht, verweist sie damit zugleich noch auf einen anderen Aspekt. Die mobile Heterogenität des Quartiers, die sie zugleich als Garanten ihres persönlichen Freiraumes beschrieben hat, erleichtert es den „Zugezogenen“, zugehörig zu werden, ohne bereits ihr ganzes Leben im Quartier verbracht haben zu müssen³⁷.

Ausdruck – ist nicht an eine bestimmte Physis oder eine bestimmte Abstammung gebunden: relevant ist einzig und allein, ob jemand seinen oder ihren Lebensmittelpunkt in dem Gebiet hat, das als Deutschland bezeichnet wird.“

37 Helma Lutz verwies im Rahmen eines projektbezogenen Workshops in Bezug auf Frau Breuer auf die Macht der „Alteingesessenen“ bzw. „Etablierten“ und die Strategien des Ausschlusses oder der Integration der Zugezogenen. Unter Rückgriff auf Norbert Elias' und John Scotsons Studie „The Established and the Outsiders“ zeigte sie die Strategien des Machterhalts durch die ‚Etablierten‘ auf. Vergleiche hierzu auch den Artikel von David May (2001), der das Etablierten-AussenseiterInnen-Konzept in seiner Arbeit über einen Dortmunder Stadtteil, der in starkem Maße durch Einwanderung geprägt ist, anwendet.

Wie auch in den bereits anhand von Querschnittsfragen ausgewerteten Interviews wurde an den Erzählungen der hier vorgestellten QuartiersbewohnerInnen sichtbar, dass Grenzen und Fremdheit entlang nationaler oder ethnischer Kategorien ausbuchstabiert werden. Der Rückgriff auf kollektive, ethnisch aufgeladene „Mentalitäten“, die Konstruktion des „Eigenen“ und der „Anderen“ entlang dieser Kategorien, bildete ein Muster, das uns in den Interviews mehrfach begegnete. Jedoch wäre eine alleinige Konzentration auf diese Grenzbildung unzulässig, insofern auch immer wieder andere Anknüpfungspunkte aufgegriffen und sichtbar wurden. Damit geraten Aspekte in den Fokus, die in der Diskussion um die multikulturelle Gesellschaft allzu oft übersehen werden, da sich diese Diskussion weitgehend auf die ethnischen Kategorien konzentriert und diese damit immer wieder auch festschreibt. Wie bereits formuliert wurde, werden Grenzen und Fremdheit in den Interviews immer auch an sozialen Strukturkategorien einerseits und an Lebensstilkategorien andererseits festgemacht. Um es anhand der genannten Beispiele zu konkretisieren: Frau Breuer greift in ihren Erzählungen allgemein auf klassenspezifische Differenzierungen zurück und macht zugleich ihre zunächst ablehnende, später tolerierende Distanz zu den Bewohnern der Obdachlosenschlafstelle deutlich.³⁸ Camal Khaled bezieht sich wiederholt auf generationelle Unterschiede. Er wie auch Sabine Fichte greifen deutlich auf Lebensstilkategorien zurück, Camal Khaled im Zuge seiner musikalischen und Szeneorientierung, Sabine Fichte, indem sie über die „anständigen Kleinfamilien“ spottet. Sicher lassen sich solche Kategorien nicht einfach parallel setzen. Denn welche Virulenz sie im Zusammenleben erhalten, inwieweit sie an die Nicht-Zugehörigkeit zur eigenen Lebensstilgruppe oder an sozial wirksame Ausschlüsse aus umfassenderen und bedeutsamen Zusammenhängen gekoppelt sind, ist sehr unterschiedlich. Dies ist vor allem abhängig von ihrer Verankerung in strukturellen Ungleichheiten und Ausschlussmaßnahmen, die, wie am Beispiel der allochthonen Bevölkerung deutlich wird, in letzter Konsequenz sogar staatlich und rechtlich untermauert sein können.

Alle hier exemplarisch vorgestellten Menschen leben im Quartier – zum Teil nur wenige Straßen voneinander entfernt – und bewohnen dabei zugleich höchst unterschiedliche Soziosphären, wie sie von Martin Albrow geschildert wurden. Sie kennen sich, so ist zu

38 Dabei bilden Klassenkategorien einen Aspekt, der in ihrer Haltung gegenüber den Bewohnern der Obdachlosenschlafstelle enthalten ist. Beides geht jedoch nicht ineinander auf.

vermuten, untereinander nicht. Würde man ihre je individuellen Lebenswelten verbildlichen, so würden sehr differente „mentale Landkarten“ nicht nur Ehrenfelds, sondern zahlreicher anderer Städte und auch einiger Länder sichtbar werden. Sie bewegen sich in unterschiedlichen Kontexten, in differenten Lebensstilgruppen, verschiedenen kirchlichen Kontexten oder ethnischen Communities und begegnen sich dabei nicht. Sie haben sich verschiedene öffentliche Orte erschlossen und jeder einzelne von ihnen hat sich ein mehr oder weniger verbindliches oder auch durch personale Nähe gekennzeichnetes Netzwerk aus Freundschafts-, Bekantschafts-, Nachbarschafts- und familiären Beziehungen geschaffen. Jede dieser Personen lebt dabei in unterschiedlichen Kontexten zugleich und verortet sich somit an differenten Orten und in differenten Orientierungen. Die hier exemplarisch vorgestellten StadtteilbewohnerInnen haben sich ihre jeweiligen lebensweltlichen Inseln im Quartier und darüber hinaus erschlossen und leben diese nebeneinander.

Dies ist nicht gleichzusetzen mit einer Abwesenheit von alltäglichen Konflikten im Quartier, ebenso wenig mit der Existenz eines macht- oder hierarchiefreien Raumes. Die Bedeutung des sedimentierten ethnischen Alltagswissens, wie es bei Frau Breuer oder auch angesichts der Erfahrungen von Camal Khaled oder Cristina Lanfranchi herausgearbeitet wurde, aber auch die Auseinandersetzungen um die Verfügbarkeit und Nutzung von Räumen innerhalb des Quartieres zeigen dies in aller Deutlichkeit. Letzteres wurde am Beispiel der Auseinandersetzungen zwischen der autochthonen katholischen Gemeinde und der italienischen katholischen Gemeinde um die Nutzung des Gemeindefraumes für eine Weihnachtsfeier sichtbar. Hingegen zeigt in den Schilderungen von Camal Khaled die Verschränkung beider Aspekte, nämlich der Bedeutung des ethnischen Alltagswissens wie auch der Konflikte um die Besetzung des öffentlichen Raumes.

Und doch wird das Leben in Ehrenfeld in diesem Nebeneinander von meinen GesprächspartnerInnen als weitgehend funktionierend gekennzeichnet. Trotz Grenzen und Ausgrenzung existiert eine distanzierte Gleichgültigkeit den anderen und ihren Lebensentwürfen gegenüber, weitgehend reserviert werden diese hingenommen. Ein explosives multikulturelles, städtisches Leben, wie es medial aber auch wissenschaftlich immer wieder gezeichnet wird, wird in den Interviews, die hier ausgewertet wurden, aber auch in darüber hinaus gehenden Gesprächen mit StadtteilbewohnerInnen nicht sichtbar.

Teil 3
Zusammenfassende Auswertung

10. Resümee und Ausblick 238

- **Resümee und Ausblick**

Mit diesem, die Arbeit abschließenden Kapitel möchte ich nun noch einmal pointiert die im Vorangegangenen entfalteten Stränge, den theoretischen und den empirischen Teil, zusammenziehen und resümieren. Darüber hinaus werde ich abschließende Schlussfolgerungen aus den sichtbar gewordenen Ergebnissen ziehen.

Die grundsätzliche Fragestellung dieser Dissertation bezog sich auf das Zusammenleben in urbanen Quartieren – exemplarisch herausgearbeitet anhand des Kölner Stadtteils Ehrenfeld. Es wurde untersucht, wie sich das Alltagsleben der Menschen gestaltet, wie sie sich mit ihren unterschiedlichen Lebensstilen und -formen positionieren, wie sie mit der lebensweltlichen Diversität umgehen und in welches Verhältnis sie zueinander treten. Ein besonderes Augenmerk lag dabei auf dem Stellenwert der Multikulturalität für das Zusammenleben im Quartier.

Köln-Ehrenfeld, so wurde in der Untersuchung sichtbar, ist ein urbanes Quartier, welches durch eine große Heterogenität geprägt ist, die hier noch einmal anhand einiger Stichworte in Erinnerung gerufen werden soll. Rund 30% der Menschen in diesem Stadtteil haben einen Migrationshintergrund, wobei sie selbst oder ihre Eltern bzw. Großeltern aus den unterschiedlichen Teilen der Welt kommen. Ebenso differiert die Bevölkerung hinsichtlich ihrer sozialstrukturellen Zusammensetzung, nicht zuletzt auch deshalb, weil das traditionelle Arbeiterquartier mit seinen vereinzelt bürgerlich geprägten Straßenzügen in den letzten Jahrzehnten zunehmend auch für junge Menschen, vor allem auch StudentInnen oder KünstlerInnen attraktiv geworden ist. Befragt man dann die QuartiersbewohnerInnen und hört ihren Schilderungen zu, so wird die Unterschiedlichkeit auch in lebensweltlicher Hinsicht sehr anschaulich – in Hinblick auf ihre Lebensstile, -entwürfe und -orientierungen oder auch auf ihre Bindungen und Erwartungen an den Stadtteil. Vor dem Hintergrund dieser heterogenen Bevölkerung entstand in Ehrenfeld eine Vielzahl unterschiedlicher Orte, die den verschiedenen Orientierungen, Lebensstilen und -formen der Menschen Platz bieten und Ausdruck verleihen.

Empirisch wurde gezeigt, dass das Zusammenleben im Stadtviertel unter diesen Bedingungen hoher Diversität weitgehend „funktionierend“ und selbstverständlich verläuft. Die Menschen positionieren sich auf ihre je individuelle Weise im Quartier, eignen es

sich im Alltagsleben an, suchen und finden ihre lebensweltlichen Nischen und Wir-Gruppen innerhalb und außerhalb des Stadtteils. Der alltägliche Umgang der QuartiersbewohnerInnen miteinander ist in weiten Teilen durch das geprägt, was bereits von Georg Simmel als „Reserviertheit“ des Städters gekennzeichnet wurde. Die allgemeine Fremdheit, die das urbane Leben kennzeichnet, wird von den Menschen gehandhabt und in einen mal mehr und mal weniger distanzierten Umgang mit den anderen und ihren je spezifischen Orientierungen umgesetzt. Hier manifestiert sich eine Form *urbaner Kompetenz*, die in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden sollte. In diesem Sinne formuliert auch Armin Nassehi:

„Wenn es jedoch wirklich eine Stärke der modernen Gesellschaftsstruktur gibt, ist es diese: dass wir uns im alltäglichen Verkehr nicht (...) im Sinne einer stark normativ, emotional und persönlich aufgeladenen Wechselseitigkeit begegnen müssen, sondern letztlich als Fremde. Diese vielgescholtene Kälte und Distanz gilt es als Privileg anzuerkennen, als das bürgerliche Privileg der Fremdheit und das Recht, in Ruhe gelassen zu werden.“ (Nassehi 1999, S.177)

Implizit kennzeichnet Armin Nassehi hier einen weiteren wichtigen Hintergrund des distanzierten Umgangs im Alltag. Mit der funktionalen Ausdifferenzierung der Gesellschaft begegnen sich die Menschen in ihrem Alltagsleben zunehmend als FunktionsträgerInnen und entwickeln einen ausschnitthaften Blick auf ihr Gegenüber. Es findet eine „Generalisierung der Fremdheit“ (Hahn 1994) statt, die sich vor allem im urbanen Rahmen realisiert.

Diese Fremdheit ist nicht gleichzusetzen – und auch das wurde empirisch sichtbar – mit einer umfassenden Anonymität und Vereinzelung der Menschen in der Stadt, wie sie immer wieder beklagt wird. Vielmehr wird die Anonymität des urbanen Lebens im Alltag durch eine aktive Aneignung der Stadt überwunden. Die flüchtigen, wiederkehrenden Alltagsbegegnungen und -rituale sind hier ebenso von Bedeutung wie die intensivere Einbindung in persönliche Netzwerke und Wir-Gruppen. Die Menschen im Stadtteil schreiben ihre je „individuellen Karten“ des Quartiers, der Menschen und Orte, die für sie bedeutsam sind.

Doch ist zugleich ein Bedeutungsverlust der konkreten Lokalität festzustellen, insofern sich die Individuen zunehmend auch überlokal verorten. Sie verfügen über Netzwerke und Beziehungen in andere Stadtteile und Städte, ebenso wie Orientierungen und Beziehungsmuster – direkter wie auch symbolischer Ausformung – sichtbar werden, welche die nationalen Grenzen überschreiten. Im Zuge der Globalisierung und den weltweiten

Migrationsprozessen, mit den gestiegenen technischen Möglichkeiten, räumliche Distanzen in kurzer Zeit zu überwinden sowie den modernen Kommunikationstechnologien weichen nationalstaatliche Begrenzungen – vor allem als Orientierungsrahmen – auf. Es entstehen „transnationale Sozialräume“ im Sinne plurilokaler und grenzüberschreitender alltäglicher Lebenszusammenhänge (vgl. Pries 2001, S. 1).

Aus dieser Perspektive zeigt sich das postmoderne städtische Leben vor allem als ein unzusammenhängendes, aber oftmals selbstverständliches Nebeneinander zahlreicher Lebensstile, Lebensstilgruppen und Milieus, ja sogar ganz unterschiedlicher individueller „Soziosphären“, wie Martin Albrow (1998, S. 245) es nennt – ohne dass diese Vielfalt ein Chaos darstellt. Vielmehr *konstituiert* dieses Nebeneinander der unterschiedlichen Sphären, der diversen, individuellen Karten des Quartiers, aber auch deren mögliche Verflechtungen und Beziehungen den Stadtteil.

Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit stehen in deutlichem Gegensatz zu der „Verfallssemantik“, die bereits die Entwicklung der modernen Stadt begleitete und die in den letzten Jahren an Bedeutung innerhalb des stadtsoziologischen wie auch des öffentlichen Diskurses gewonnen hat. Die Gefährdung und Krise der Städte, ihre gewachsene Polarisierung und zunehmende Desintegrationstendenzen sind dabei stetig wiederkehrende Topoi. In besonderer Weise wird dieser Diskurs im Kontext der multikulturellen Stadt entfaltet, wobei die ethnisch-kulturelle Heterogenität, die durch die EinwanderInnen in die Städte getragen wird, zu einem zentralen Problem erhoben wird. Exemplarisch sei an dieser Stelle zur Veranschaulichung noch einmal die Studie „Überforderte Nachbarschaften“ zitiert:

„Es lässt sich nicht genau bestimmen, wann in einer Siedlung eine Überforderung der Bewohner durch zu große Vielfalt der Lebensstile, der Alltagsgewohnheiten und der Sprachen eintritt. Eine kritische Schwelle ist in jedem Fall dann überschritten, wenn die einheimischen Deutschen im Erscheinungsbild der Siedlung, in den Schulen, auf den Spielplätzen und vor den Einkaufszentren zur Minderheit werden. (Fremde im eigenen Land)“ (GdW Bundesverband deutscher Wohnungsunternehmen e.V. 1998, S.4)

Auch das hier untersuchte Quartier bleibt von einem solchen Blickwinkel nicht unberührt. Dies zeigt sich beispielsweise in einer Rede des ehemaligen Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen Wolfgang Clement, der im Februar 2002 von den gesellschaftlichen Grenzen, „Fremde aufzunehmen und zu integrieren“ spricht und unter anderem Köln-Ehrenfeld als einen Stadtteil benennt, der an die Grenze seiner Integra-

tionsfähigkeit gekommen sei¹ (Clement 2002).

Solchen Argumentationsmustern liegt die gemeinsame Annahme zu Grunde, ein funktionierendes urbanes Leben benötige ein gemeinsames Wertedach, kollektiv geteilte Überzeugungen oder gar kulturelle Homogenität. Übersehen wird dabei, dass die Städte immer schon durch die „Gleichzeitigkeit des Mannigfaltigen“ (Nassehi 2002, S. 228) gekennzeichnet waren und es in zunehmender Weise sind².

Entgegen einem solcherart „normativ aufgeladenen Urbanitätskonzept“ (Krämer-Badoni) wurde innerhalb dieser Arbeit verdeutlicht, wie auf der Basis der städtischen Konstitutionsbedingungen wie auch der gesellschaftlichen Transformationsprozesse die lebensweltliche Heterogenität als selbstverständlicher und weitgehend problemloser Bestandteil städtischen Lebens verstanden werden muss, nicht zuletzt, da sich die Integration der Gesellschaftsmitglieder über ihre Teilhabe an den gesellschaftlichen Funktionssystemen vollzieht, während die lebensweltlichen Orientierungen auf der Basis der funktionalen Ausdifferenzierung weitgehend zur „Privatsache“ geronnen sind.

In Hinblick auf den städtischen Multikulturalismuskurs stellt sich darüber hinaus ein weiteres Problem, das, wie ausführlich diskutiert wurde, vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Kulturverständnisses gelesen werden muss. In weiten Teilen der urbanen Multikulturalismuskussion scheint es, als sei die bundesrepublikanische Gesellschaft ohne die Einwanderung eine homogene geblieben, und nur die EinwanderInnen importierten eine untragbare Heterogenität oder zumindest, wie an obigem Zitat sichtbar wird, ein „Zuviel“ an lebensweltlicher Differenz – was sich angesichts der weitreichenden Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse als eine unhaltbare Vorstellung erweist. Darüber hinaus werden die EinwanderInnen selbst in ein kulturelles Zwangskorsett eingebunden, als sei ihre ethnische oder kulturelle Herkunft hinreichender

1 „Nirgendwo auf der Welt gibt es eine Gesellschaft oder hat es eine Gesellschaft gegeben, die in der Lage war oder ist, unbegrenzt Fremde aufzunehmen und zu integrieren. Auch in Deutschland und in Nordrhein-Westfalen nicht. Wir haben einzelne Städte (Werdohl) und Stadtteile (Duisburg-Marxloh, Köln-Ehrenfeld, Nippes), die an die Grenzen ihrer Integrationsmöglichkeiten stoßen.“ (Clement 2002)

2 Bereits in den dreißiger Jahren definierte Louis Wirth die Stadt als eine „relativ große, dicht besiedelte und dauerhafte Niederlassung gesellschaftlich heterogener Individuen.“ (Wirth 1974, S.48) und fährt fort: „Sie toleriert, mehr noch, sie honoriert individuelle Unterschiede. Wenn sie Menschen aus allen Ecken der Erde zusammenbringt, so nicht um ihrer Homogenität und Geistesverwandtschaft willen, sondern gerade weil sie verschieden, und deshalb füreinander nützlich sind.“ (Wirth 1974, S.50)

Bestimmungsfaktor für ihre Positionierung und ihre Identitätsentwürfe. Die Kulturalisierung von Differenz und Heterogenität, die hierin sichtbar wird, führt an den gesellschaftlichen Dynamiken vorbei und schafft zudem Sündenböcke. Sie schreibt die „Fremdheit“ der EinwanderInnen immer wieder neu ein und dies bis in die zweite und dritte Generation.

Im Unterschied zu diesen Ansätzen wurde in der vorliegenden Arbeit eine *andere Perspektive* eingenommen. Zum einen wurde Differenz- und Fremdheitserfahrung im städtischen Raum auf dem Hintergrund der Einwanderung als nur ein „Puzzlestein“ weitreichender Heterogenität verstanden und damit ein *erweiterter Multikulturalismusbegriff* zu Grunde gelegt. Denn diese Gesellschaft ist auch ohne Einwanderung schon längst zu einer multikulturellen geworden. Zum Zweiten wurde die ethnisch-kulturelle Herkunft als *ein* möglicher Bestandteil individueller Positionierung und Identitätsbildung verstanden und von dem Konzept „multipler Identitäten“ ausgegangen³.

Auf der Basis dieses hier noch einmal kurz skizzierten Perspektivenwechsels konnte der Blick für andere Ausschnitte der Realität im multikulturellen städtischen Raum geöffnet werden. So werden Individuen mit ihren diversen Positionierungen und Verortungen, ihren mehrdimensionalen Identitätsentwürfen sichtbar, die sich nicht eindimensional auf ihre ethnische oder nationale Herkunft zurückführen lassen. Erinnerung sei an dieser Stelle noch einmal beispielhaft an Camal Khaled, der sich als Teil einer jugendkulturellen Musikszene sieht, die nicht ethnisch bestimmt ist, jedoch anknüpft an Ausgrenzungserfahrungen. Oder Cristina Lanfranchi, die von doppelter Beheimatung spricht, sich ebenso als europäische Italienerin definiert wie sie Ehrenfelderin ist. In beiden Beispielen werden Momente der Transnationalisierung sichtbar, die bei Camal Khaled primär symbolischer, bei Christina Lanfranchi hingegen direkter, persönlicher Art sind. Wenngleich die Menschen im Quartier mit der lebensweltlichen Unterschiedlichkeit, der Multikulturalität im engeren wie im weiteren Sinne, weitgehend selbstverständlich umgehen, ihr neutral gegenüberstehen und sie zum Teil sogar als Qualität des Quartieres formulieren, so wäre es jedoch unhaltbar, das Leben in Ehrenfeld als konfliktfrei oder gar harmonisch zu kennzeichnen. Zwar manifestiert sich das alltägliche Leben nicht in Form des „explosiven Raumes“ (Ronneberger 2002, S.17), wie die multikulturellen

3 Elisabeth Bronfen und Benjamin Marius sprechen von der „Mehrfachkodierung der Identität“ (Bronfen/ Marius 1997, S. 7).

Städte oftmals beschrieben werden, doch wurden auch Konflikte und Grenzziehungen deutlich, die sich entlang unterschiedlicher Kategorien bewegen – beispielsweise entlang von Lebensstilgruppen, sozialen Kategorien oder des Generationenverhältnisses, von religiösen oder politischen Anschauungen und nicht zuletzt auch entlang der Linie allochthon-autochthon. Diese Grenzziehungen und Konflikte unterliegen dabei immer auch kontext- und situationsspezifischen Veränderungen, ebenso wie die artikulierten Bindungen und Zugehörigkeiten eine relative Durchlässigkeit besitzen, also die Zuordnung „eigen“–„fremd“ einen situationsspezifischen Wandel erfahren kann.

Sichtbar wurden Auseinandersetzungen um die Aneignung und die Nutzung städtischer Räume, ebenso wie Abgrenzungen und Abwertungen gegenüber anderen Gruppen und ihre Hierarchisierung in den Interviews zum Ausdruck kommen. So berichten Cristina Lanfranchi, Camal Khaled und auch Frau Thelen von Ausgrenzungen sowie der Konfrontation mit kulturalisierenden und auch rassistischen Bildern und damit der Verweigerung einer Anerkennung im alltäglichen Leben im Quartier. Spiegelbildlich zeigt sich in dem Interview mit Frau Breuer eine kulturalisierende Sichtweise auf die Einwanderungsgruppen, eine Sortierung nach klischeegeprägten „Mentalitäten“ der verschiedenen Gruppen, die mit einer Hierarchisierung der „Zugehörigkeit“ einhergeht. Ins Auge sticht dabei die Nähe der zum Ausdruck kommenden Bilder zu dem öffentlichen Diskurs über die EinwanderInnen. Der mediale Diskurs lässt sich dabei nicht einseitig als Verursacher dieser Bilder festmachen, da er immer auch an ein latentes und historisch verankertes „Wissen“ anknüpft. Doch die Berichterstattung in den Medien – ebenso wie die Niederschläge der politischen und auch wissenschaftlichen Diskurse – verfestigt diese Bilder durch ihre kontinuierliche Reproduktion und Ausdifferenzierung, so dass sie sich als ein „ethnisches Alltagswissen“ sedimentieren. Diese Diskurse formieren die Deutungen des Alltags, leiten sie an, indem sie Muster zur Verfügung stellen, für die sich, sind sie erst einmal verinnerlicht, immer auch eine Bestätigung findet (vgl. Bukow 2003, S. 15; vgl. auch Jäger/ Cleve/ Ruth/ Jäger 1999, S. 19).

Die Interviews verweisen jedoch noch auf einen weiteren Aspekt: Es zeigt sich in den Gesprächen mit den allochthonen QuartiersbewohnerInnen, dass die Einzelnen in der Konfrontation mit alltagsweltlichen Konflikten und erfahrener Ausgrenzung über zahlreiche Handlungsstrategien verfügen. Sie tragen die Konflikte aus, fordern ihre Zugehörigkeit ein oder suchen sich Netzwerke, in denen sie anerkannt werden. Dieser Handlungsspielraum wird in eklatanter Weise eingeschränkt, wenn die Exklusions-

prozesse systemischer Herkunft sind. Die Verweigerung einer Arbeitserlaubnis oder die Aberkennung außerhalb der BRD erworbener Berufsabschlüsse mit der damit verbundenen Exklusion aus weiten Teilen des Arbeitsmarktes⁴, drohende Abschiebung oder aber auch die Verweigerung politischer Partizipationsmöglichkeiten werden innerhalb der Interviews als weitaus einschneidendere und drängendere Probleme des Alltags geschildert, als die Auseinandersetzungen um lebensweltliche Anerkennung. Dies verweist auf die zentrale Bedeutung der systemischen Ebene im urbanen Kontext, die Bedeutung der formalen Gleichheit, vor allem auch in rechtlicher Hinsicht. Die „nicht zu übersehende Ungleichheit in der Gesellschaft ist keine der Kulturen“ (Radtke 1991, S.94), jedoch in zentralen Aspekten an die nationale Herkunft oder Zugehörigkeit geknüpft. Hier schließt sich der Kreis zu der Kritik an weiten Teilen des bundesrepublikanischen Multikulturalismuskurses, der in seiner Ausrichtung auf die kulturelle Differenz und ihre Anerkennung die Fragen der formalen Gleichheit vernachlässigt.

Mit Köln-Ehrenfeld wurde ein urbanes Quartier untersucht, welches sich in weiten Teilen durch eine intakte Infrastruktur und die Begrenzung systemischer Verwerfungen auszeichnet. Wie gezeigt wurde sind dort unterschiedliche Prozesse wirksam: Als ein traditionelles Arbeiterquartier ist Ehrenfeld zwar einerseits von deutlichen Deindustrialisierungsprozessen betroffen, die den Arbeitsplatzverlust und häufig auch die Verarmung vieler Menschen bedeuten. Andererseits hat das Quartier vor allem im letzten Jahrzehnt als ein innerstädtisches Quartier mit hohem Altbaubestand eine Aufwertung erfahren, ohne dass das Viertel als ein eindeutig gentrifiziertes zu kennzeichnen wäre. Wenngleich stellenweise Verdrängungsprozesse sichtbar werden, so halten sich in Ehrenfeld gegenwärtig beide Prozesse die Waage und es ist vor allem eine Pluralisierung zu beobachten, die das Quartier zu einem höchst lebendigen macht, das sich in kontinuierlicher Bewegung und Veränderung befindet.

Diese strukturellen Rahmenbedingungen sind ein wesentlicher Bestandteil des Funktionierens eines städtischen Multikulturalismus, wie er sich am vorliegenden Quartier zeigt. In diesem Kontext ist auch den Soziologen zuzustimmen, die die wachsende Marginalisierung zahlreicher Quartiere problematisieren. Denn in dem Maß, in dem die verschiedenen Formen der systemischen Integration an Bindungskraft verlieren, Quartiere „abgehängt“ werden, die Infrastruktur eine Vernachlässigung erfährt und systemische

4 Vergleiche hierzu vertiefend Nikodem (2003).

Exklusionsprozesse der Bevölkerung kumulieren, kommt es schnell zu einer Überlastung der einzelnen Menschen in ihrem konkreten Lebenszusammenhang (Yildiz 1997) und die verschiedenen Gruppen machen sich die wenigen, vorhandenen Ressourcen streitig. Wird dann noch einzelnen Bevölkerungsgruppen die Schuld zugeschoben, so sind der städtische Multikulturalismus und die urbane Kompetenzen gefährdet⁵.

Problematisch wird diese Sicht auf die Städte allerdings, wenn einerseits die marginalisierten Quartiere und wachsende Polarisierungen zum Paradigma des Städtischen schlechthin avancieren, zum anderen, wenn entweder die lebensweltliche Heterogenität oder aber die so genannten „A-Gruppen“⁶ zum Problem erklärt werden – wobei die EinwanderInnen in vorderster Linie beider Blickwinkel zu finden sind. Eine solche Sichtweise auf den städtischen Raum läuft dann „folgerichtig“ auf die Forderung nach einer „sozial verträglichen Mischung“ der Bevölkerung oder gar Quotenregelungen hinaus.

Zukunftsweisender sind hingegen Ansätze, deren Ausgangspunkt die Nutzungsmischung innerhalb städtischer Quartiere – einschließlich der Ausgestaltung ihres räumlich-baulichen Gefüges – bildet (vgl. Feldtkeller 1995; Feldtkeller 2001; Institut für Stadtplanung und Sozialforschung 2003a; Institut für Stadtplanung und Sozialforschung 2003b). Entgegen der „institutionalisierten Zonierungspraxis“ (Feldtkeller 2001, S. 78) innerhalb der Stadtplanung und im Städtebau, deren Folge getrennte Zonen mit je gesonderten Funktionen und Aufgaben sind, erweisen sich die zumeist älteren, innerstädtischen Quartiere mit ihrer deutlichen Nutzungsmischung als in hohem Maße anpassungsfähig an die Anforderungen einer postmodernen Welt.

So bietet beispielsweise die Vielfalt an Eigentumsformen, Gebäude unterschiedlichen Alters, Raumangebote unterschiedlichen Zuschnitts ebenso wie die Verbindung von Wohn- und Arbeitsquartier mit der Existenz von großen und kleinen Gewerberäumen unterschiedlichen Standards, von kleinen Ladenlokalen und Werkstätten, aber auch größeren Geschäftsräumen höherer Qualität, eine Rahmenbedingung, unter der die

5 Dabei wäre eine Untersuchung eindeutig marginalisierter Quartiere unter dem Blickwinkel der Kompetenzen und des funktionierenden Mit- und Nebeneinanders ein sehr reizvolles Projekt, denn ist ist zu vermuten, das dem Defizitblick auf diese Stadtviertel wesentliche Realitäten verborgen bleiben. (vgl. Schulze/ Spindler 2003)

6 Mit diesem Begriff werden die „Ausländer, Arbeitslosen, Armen, Alleinerziehenden ...“ bezeichnet (vgl. Waltz 2000, S. 219)

Heterogenität der QuartiersbewohnerInnen in ihren verschiedenen Ausformungen Raum finden kann.

Eine Nutzungsmischung schafft stadträumliche Bedingungen für eine mehrdimensionale Nutzung des urbanen Raumes entlang der differenten Interessen und Bedürfnisse – zur selben Zeit an dem selben Ort –, die eine Gelegenheit für den alltäglichen Umgang mit „Fremdheit“ und wechselseitige Anerkennung geben. Straßen und Plätze im Stadtquartier, die multifunktional nutzbar sind, ermöglichen ein Verhaltensrepertoire zwischen Distanz und Annäherung sowie lose Bindungen. Die Heterogenität der Menschen wird zu einem selbstverständlichen Bestandteil des Alltags (vgl. Eckel 1996, S.173). Gerade dem öffentlichen Raum kommt hierbei eine besondere Bedeutung zu, da sich dort Gruppen verschiedener Herkunft und verschiedenen Status treffen. In diesen Räumen können

„sich Menschen bei ihren täglichen Erledigungen beiläufig, sozusagen auf neutralem Boden – eben den Straßen und Plätzen – begegnen. Mit dem Verschwinden des öffentlichen Raums wird aus der Stadt, die einmal eine zivilgesellschaftliche Konfliktbearbeitungsmaschine war, ein staatlich aufrecht erhaltener Konfliktvermeidungsapparat.“ (Feldtkeller 2001, S. 79)

In Köln-Ehrenfeld ist das gegeben, was Andreas Feldtkeller Nutzungsmischung nennt, das Zusammenspiel einer funktionalen Mischung (in der Verbindung von Wohnen und Arbeiten, von Versorgung und Freizeit), einer baulich-räumlichen Mischung und auch einer sozialen Mischung (nach Einkommensgruppen, Lebensstilgruppen und Haushaltsformen) (Feldtkeller 2001, S. 82). Wenngleich der Stadtplaner damit auch die soziale Struktur der QuartiersbewohnerInnen im Blick hat, so geht es bei diesem Ansatz um die *Alltäglichkeit der Diversität*. Dies unterscheidet das Konzept der Nutzungsmischung von normativen Ansätzen, die in der sozialen Mischung ein Gegenmittel gegen „abweichende Kulturen“ sehen, und in Hinblick auf die marginalisierten Quartiere auf eine „stabilisierende Wirkung von Verhaltensstandards der Mittelschicht“ (vgl. Häußermann / Kapphan 1999, S. 202ff.) setzen.

Mit der Wahl eines strukturell weitgehend intakten Quartieres wurde es möglich, die häufig vermischten Aspekte der kulturellen Heterogenität und der systemischen Inklusion deutlich voneinander zu trennen. Die Ergebnisse der Untersuchung verweisen damit zugleich auf die marginalisierten Quartiere, insofern sich die Konsequenz ziehen lässt, dass weder die Herstellung einer „sozial verträglichen Mischung“ seiner BewohnerInnen noch die Durchsetzung eines restriktiven Vorgehens aus „der Perspektive einer

Gefahrenabwehr, die auf das potentielle Bedrohungspotential von ‚Risikopopulationen‘ verweist“ (Ronneberger 2002, S.17), Sinn macht. Notwendig ist vielmehr eine Gewährleistung der systemischen Inklusion der Menschen und die Bereitstellung einer intakten Infrastruktur, die zugleich Freiräume für die Nutzung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen in all ihrer Unterschiedlichkeit beinhaltet und diese zugleich zum selbstverständlichen Bestandteil des Alltags werden lässt.

Die Prozesse der Individualisierung und Pluralisierung, ebenso wie die Tatsache, dass die BRD ein Einwanderungsland ist und bleiben wird, sind Teile gesellschaftlicher Transformationsprozesse, die nicht rückgängig zu machen sind. Heterogenität ist auf der Basis der funktionalen Ausdifferenzierung der Gesellschaft und der damit verbundenen Pluralisierung der Lebenswelten in ihren verschiedenen Dimensionen zu einem konstitutiven und wachsenden Bestandteil des städtischen Lebens geworden. Die Globalisierung wie auch die weltweiten, andauernden Migrationsprozesse stellen nationale Grenzen und ethnische Identitäten zunehmend in Frage und bringen Erscheinungsformen einer wachsenden Transnationalisierung mit sich. Ihre Relevanz weist weit über die BRD hinaus und schlägt sich dennoch binnengesellschaftlich nieder.

Was sich in verdichteter Form im urbanen Raum manifestiert, verweist zurück auf die gesamte Gesellschaft, denn Städte waren immer

„Räume in denen Gesellschaften sich selbst repräsentiert haben, in ihren Problematiken, ihren Aspirationen (...) mit all dem, auch in ihren Verrücktheiten, haben sich Gesellschaften gewissermaßen in den städtischen Spiegel geschaut. Städte symbolisieren insofern immer auch eine Gesellschaft im ganzen, und wenn über Städte diskutiert wurde, wurde letztendlich über Gesellschaft gesprochen.“ (Neckel 2002, S. 104)

Die Multikulturalität in der postmodernen Gesellschaft ist als eine alltägliche Herausforderung zu begreifen und der Umgang mit ihr bildet eine Schlüsselkompetenz, die es zu stärken gilt. Hier ist ein radikaler Perspektivenwechsel notwendig. Denn ein rückwärtsgewandter Appell an ein alles überformendes, gemeinsames Wertedach oder der Mythos einer „deutschen Leitkultur“ übersieht die gesellschaftlichen Realitäten und Konstitutionsbedingungen, kulturalisiert strukturelle Probleme und unterminiert vorhandene *urbane Kompetenzen*, wie sie sich in Köln-Ehrenfeld exemplarisch darstellen.

Anhang

Kurzvorstellung der GesprächspartnerInnen aus den fokussierten Interviews

- **Anne Blumer**

Anne Blumer ist zum Zeitpunkt des Interviews 26 Jahre alt und studiert Pädagogik. Sie wurde in Aachen geboren und ist dort aufgewachsen. Während der Schulzeit lebte sie ein Jahr lang in den USA, nach dem Abitur ein Jahr in Tübingen. Anschließend begann sie in Marburg zu studieren und wechselte nach dem Vordiplom nach Köln, da sie zurück nach Nordrhein-Westfalen wollte und zudem in eine größere Stadt. In Köln lebte sie zunächst in einem unruhigen Stadtteil und zog dann zwei Jahre vor dem Interview nach Ehrenfeld – zufällig, da sie dort eine Wohnung fand.

Sie schätzt die Infrastruktur und Lebendigkeit des Stadtteils sowie die Heterogenität der BewohnerInnen. Sie habe ein paar Freunde im Quartier, sonst in anderen Stadtteilen Kölns. Weitere Freunde leben in verschiedenen Städten innerhalb der BRD. Diese besucht sie regelmäßig. Zudem hat sie einige Freunde in den USA.

Sie plant, nach Abschluss des Studiums für einige Zeit in Frankreich zu leben. Danach kann sie sich vorstellen, nach Köln zurückzukehren.

- **Martin Burkart**

Der 26jährige Koch Martin Burkart ist aus Süddeutschland nach Köln gekommen. Er lebt zum Zeitpunkt des Interviews seit zweieinhalb Jahren im Quartier, zuvor hat er sechs Jahre lang in München gewohnt. Nach Ehrenfeld ist er zufällig gekommen, da er hier eine Wohnung gefunden hat.

Ihm gefällt Ehrenfeld, er findet den Stadtteil „angenehm“ und „sympathisch“, vor allem aufgrund der ethnischen Heterogenität der BewohnerInnen. Zudem sei das Quartier „nicht so versnobt“, sondern „sehr locker“.

Martin Burkart plant Köln wieder zu verlassen. Dies habe nichts mit der Stadt oder dem Stadtteil zu tun. Vielmehr ermöglicht ihm sein Beruf, mehrere Städte kennen zu lernen. Dies möchte er nutzen.

- **Sebastiano Cascella**

Der 74jährige Rentner wohnt gemeinsam mit seiner Frau seit 1970 in Ehrenfeld und seitdem auch in der Wohnung, die er damals bezog. Sein erwachsener Sohn ist vor Jahren ausgezogen und lebt in einem anderen Stadtteil Kölns. Geboren und aufgewachsen ist Sebastiano Cascella in einem kleinen sizilianischen Dorf, wo er als Friseur arbeitete. 1968 kam er in die BRD und arbeitete bis zu seiner Verrentung als Industriearbeiter in einem Betrieb.

Sein Leben verläuft nach einem festen Rhythmus. Morgens geht er zumeist einkaufen oder besucht seinen Sohn, der ein Eiscafé in der Innenstadt betreibt. Mittags kehrt er zurück und hält nach dem gemeinsamen Mittagessen mit seiner Frau einen Mittagschlaf. Am Nachmittag geht er bei schönem Wetter meistens mit seiner Frau spazieren. Oft nimmt er auf seinen Spaziergängen auch sein Enkelkind mit.

Trotz seines zurückgezogenen Lebens fühlt er sich wohl im Quartier. Er begegnet hier immer wieder bekannten Personen, häufig alten Arbeitskollegen, so dass es ihm manchmal vorkomme wie in einem Dorf. Sebastiano Cascella hat nicht vor, das Quartier oder seine Wohnung zu verlassen.

- **Hakan Demirel**

Der 16jährige Schüler Hakan Demirel wurde in Köln geboren und zog kurz nach seiner Geburt mit seinen Eltern nach Ehrenfeld, wo die Familie seitdem lebt. Seine Eltern kamen in den 70er Jahren als Arbeitsmigranten nach Köln. Hakan besucht eine Realschule im Quartier und plant, nach Abschluss der Fachoberschulreife, auf ein Gymnasium zu wechseln. Nach dem Abitur will er ein Studium als Dolmetscher aufnehmen, möchte dafür jedoch nicht die Stadt wechseln, da er sehr gerne in Köln und auch im Quartier lebt.

In seiner Freizeit besucht er fast täglich ein Bodybuilding-Studio oder trifft seine Freunde – zumeist an einer Straßenbahnhaltestelle, die der Clique als Treffpunkt dient. Viele seiner Freunde leben im Quartier, einige in anderen Stadtteilen Kölns. Er kennt sie aus der Schule und der Nachbarschaft. Auch in der Türkei hat er Freunde, da er sich dort fast jedes Jahr in den Ferien mit seinen Eltern aufhält.

- **Tayfun Deniz**

Der 22jährige Tayfun Deniz ist in Ehrenfeld geboren und aufgewachsen. Nachdem er zwischenzeitlich arbeitslos war, ist er zum Zeitpunkt des Interviews als Facharbeiter in einem großen Autokonzern in Köln beschäftigt. Er schätzt das Quartier, das er als „schön“ und „modern“ beschreibt, und das zunehmend großstädtisch werde.

Seine Freunde kennt er fast alle aus dem Quartier. Man „kenne sich halt mit der Zeit“. Durch seinen älteren Bruder begann er vor neun Jahre zu boxen und hat bereits häufig an Boxkämpfen teilgenommen. Er trainiert regelmäßig in einem Jugendzentrum im Quartier, das für sein Boxtraining bekannt ist. Daneben verbringt er seine Freizeit meist mit seiner Freundin oder seiner Clique. Mit der Clique trifft er sich im Park oder im Café, manchmal auch in der Spielhalle. Mit seiner Freundin besucht er am Wochenende häufig die Diskothek.

- **Pedro Giusti**

Pedro Giusti ist zum Zeitpunkt des Interviews 38 Jahre alt und lebt seit zehn Jahren im Stadtteil. Im Alter von 22 Jahren kam er nach Köln, lebte hier zunächst kurzzeitig in Ehrenfeld, jetzt, nach vier weiteren Umzügen innerhalb Kölns, wieder in Ehrenfeld. Nach einer Ausbildung als Metzger in Italien absolvierte er seinen Zivildienst in einer sozialen Einrichtung und schloss eine Ausbildung im Bereich der Elektrotechnik an. In der BRD arbeitete er zunächst auf einer Baustelle, später als Hausaufgabenbetreuer für italienische Kinder und über einen langen Zeitraum in einem Jugendzentrum. Nachdem er dort wegen seiner fehlenden pädagogischen Ausbildung entlassen wurde, machte er eine Ausbildung zum Erzieher und arbeitete für ein Jahr in einem Jugendwohnheim. Nach einer kurzen Phase der Arbeitslosigkeit fand er eine Anstellung in einer Initiative in Ehrenfeld. Später eröffnete Pedro Giusti ein italienisches Restaurant.

In seiner Freizeit treibt er Sport – Badminton in einem Ehrenfelder Verein und Fußball mit Freunden im Park. Einige seiner Freunde leben im Quartier, andere in anderen Kölner Stadtteilen, einige haben Köln in der Zwischenzeit verlassen. In Italien hat Pedro Giusti neben seiner Familie auch zahlreiche Bekannte und Freunde.

Pedro Giusti schätzt Ehrenfeld, nicht zuletzt wegen seiner heterogenen Bevölkerung. Ob er auf Dauer dort bleiben oder vielleicht nach Italien zurückkehren wird, hat er noch nicht entschieden.

- **Jens Martin**

Der 48jährige Jens Martin wuchs in der Nähe von Göttingen auf. Nach Abschluss der Schule absolvierte er in Bayern eine Lehre als Schreiner. Im Alter von 21 Jahren zog er nach Köln und begann, nachdem er zunächst noch als Schreiner gearbeitet hatte, ein Kunststudium, das er jedoch vor dem Abschluss abbrach. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt er seit dreizehn Jahren in Ehrenfeld. Am Stadtteil schätzt er die Heterogenität der BewohnerInnen. Er möchte im Quartier wohnen bleiben.

Seine FreundInnen leben im Quartier, wie auch in anderen Stadtteilen Kölns. Darüber hinaus hat er einige Freunde und Bekannte auf den Kanarischen Inseln, wo er zwischenzeitlich für ein halbes Jahr lebte.

- **Friderike Mora**

Friderike Mora ist zum Zeitpunkt des Gespräches 30 Jahre alt. Aufgewachsen in einer Stadt im Schwarzwald kam sie fünf Jahre zuvor nach Köln, da ihr ihre Herkunftsstadt zu provinziell war. In Köln lebte sie zunächst in einer großen Wohn- und Hausgemeinschaft in einem angrenzenden Quartier und zog anschließend nach Ehrenfeld, wo sie allein lebt. Sie absolvierte in Köln eine Ausbildung als Buchhändlerin und arbeitet zum Interviewzeitpunkt in einer Initiative im Quartier.

Friderike Mora lebt bewusst in Ehrenfeld, in einem anderen Quartier zu wohnen, könne sie sich nicht vorstellen. Dabei schätzt sie nicht zuletzt die heterogene Bevölkerungsstruktur des Viertels. Den größten Teil ihres Alltagslebens verbringt sie in Ehrenfeld: sie arbeitet dort, der Großteil ihrer Freunde lebt ebenfalls im Quartier und auch ihre Freizeit verbringt sie meist dort. Lose familiäre Kontakte hält sie in ihren Herkunftsort und zu ihrer Familie, ein bis zweimal im Jahr fahre sie „nach Hause“.

- **Bayram Peker**

Der 15jährige Schüler Bayram Peker lebt gemeinsam mit seiner Mutter und Schwester im Quartier. Er wurde in Ehrenfeld geboren, seine Großeltern kamen als Arbeitsmigranten in die BRD. Zum Zeitpunkt des Interviews besucht Bayram die neunte Klasse einer Realschule.

Im Quartier „hänge“ er die meiste Zeit mit seinen Freunden „rum“. Sie gehen spazieren, spielen Fußball oder besuchen manchmal ein Internet-Café. Regelmäßig besucht Bayram auch ein Jugendzentrum im Viertel, wo er vor allem Kicker spielt und Krafttraining macht

Seine Freunde kommen größtenteils aus Ehrenfeld, zum Teil kennt er sie über die Schule, zum Teil aus dem Viertel oder über einen Freund, der jedoch in einem angrenzenden Quartier lebt.

Ehrenfeld gefällt ihm vor allem aufgrund der Infrastruktur, jedoch möge er auch die Gegend. Wenngleich es unter den Jugendlichen manchmal Konflikte oder auch Schlägereien gebe, sei der Zusammenhalt doch auch sehr groß.

- **Sybille Reimers**

Die 40jährige Kinderärztin Sybille Reimers ist im Saarland aufgewachsen, studierte in Freiburg Medizin, zog 1984 nach Köln und lebt seitdem in Ehrenfeld. Sie hat zwei Kinder.

Der Stadtteil spielt in ihrem Alltagsleben kaum eine Rolle, sie unternimmt hier nichts außer dem täglichen Einkauf. Nichtsdestotrotz schätzt sie Ehrenfeld – vor allem die Straße, in der sie lebt und die Infrastruktur des Stadtteils. Sie kennt hier nur wenige Leute aus der Straße, in der sie wohnt, seitdem sie ins Quartier zog. Einige Freunde und Bekannte sind im Laufe der Jahre weggezogen. Neben ihren Kölner Freunden hat Sybille Reimers enge Kontakte nach Frankreich. Dort lebt ein Teil ihrer Verwandtschaft, da ihre Mutter Französin ist. Zudem hat sie noch eine enge Freundin in England und zwei Cousinen in einem afrikanischen Land.

Sybille Reimers möchte lieber in ein anderes Kölner Quartier ziehen. Dort gehen ihre Kinder zur Schule und sie kennt dort inzwischen mehr Leute als in Ehrenfeld.

- **Vito Tripodi**

Der 38jährige Vito Tripodi ist in einer kleinen Stadt in Mittelitalien geboren und aufgewachsen. Nach seinem Studium in Italien versuchte er zunächst, eine Arbeitsstelle in Italien zu finden und entschloss sich dann, für eine Weile nach Deutschland zu gehen, um seine deutschen Sprachkenntnisse zu verbessern. Er fand in der Nähe von Köln eine Stelle als Lehrer in einer italienischen Schule und blieb, da ihm die Stadt gefiel. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt er seit mehr als acht Jahren in Köln. Da die Schule aus finanziellen Gründen schließen musste, wurde er arbeitslos und machte zum Interviewzeitpunkt gerade eine Fortbildung.

In Köln wohnte er zunächst für kurze Zeit in einem rechtsrheinischen Stadtteil und zog dann in eine Wohngemeinschaft in Ehrenfeld. Seit drei Jahren wohnt er alleine im Quartier. Vito Tripodi schätzt die zentrale Lage des Stadtviertels ebenso wie die kontinuierlichen Veränderungsprozesse. Sein Freundeskreis ist nur zum Teil in Ehrenfeld angesiedelt. Zwar kenne er einige Leute hier, aber die meisten Freunde wohnen an anderen Orten in Köln. Zudem hat er noch Freunde in Berlin und München, in Belgien, Dänemark und Italien. Ob er hier wohnen bleiben wird, weiß Vito Tripodi nicht, vor allem da seine Lebensgefährtin lieber außerhalb der Stadt wohnen würde.

- **Huelya Tursun**

Die 15jährige Schülerin Huelya Tursun wurde in Köln, jedoch nicht im Quartier geboren. Im Alter von zehn Jahren zog sie mit ihren Eltern und Geschwistern nach Ehrenfeld und besucht hier zum Zeitpunkt des Interviews die neunte Klasse einer Hauptschule. Zwischenzeitlich lebte sie für drei Jahre in einem Internat in Ankara. Nach Beendigung der Schule plant sie eine Ausbildung in einem Reisebüro anzufangen.

Ihre Nachmittage verbringt Huelya Tursun häufig mit ihren Freundinnen. Sie gehen dann spazieren, Kaffee trinken, Eis essen oder auch ins Kino. Auch jobbt sie aushilfsweise nebenbei. Oft muss sie jedoch zu Hause bleiben, um ihrer schwer kranken Mutter zu helfen. Ihre Freundinnen kennt sie mehrheitlich aus der Schule, alte Freundschaften aus ihrer Zeit in Ankara hält sie hauptsächlich über brieflichen Kontakt aufrecht.

Huelya kann sich für ihr späteres Leben vorstellen in Köln zu bleiben, doch auch in einem Leben in Ankara sieht sie eine zukünftige Perspektive. In der Türkei auf dem Land zu leben ist für sie unvorstellbar, dies sei zu langweilig. Doch auch das Leben in Ehrenfeld, vor allem in der Straße, in der Huelya wohnt, ist ihr zu ruhig, sie kennzeichnet ihre Umgebung als „Geisterstadt“.

- **Harald Welte**

Der 31-jährige Harald Welte lebt zum Interviewzeitpunkt seit zwei Jahren in Ehrenfeld. Vorher wohnte er in Cuxhaven. Nach Köln kam er, da er ein Studium begann, welches nur in Köln angeboten wird. Außerdem lebte eine Freundin von ihm bereits in der Stadt. Das Studium brach Harald Welte nach drei Monaten ab, sei in Köln jedoch „hängen geblieben“, als er eine Arbeit in einem Möbelgeschäft fand. Dort arbeitet er zum Zeitpunkt des Gespräches immer noch.

Gerade hat er im Viertel eine neue Wohnung gefunden. Er schätzt Ehrenfeld aufgrund seiner Infrastruktur und Lebendigkeit. Für die nächsten Jahre möchte er hier bleiben, auf längere Sicht geht er jedoch davon aus, wieder aufs Land zu ziehen.

- **Yusuf Gün**

Der 14-jährige Schüler Yusuf Gün ist im Quartier geboren und hat dort sein bisheriges Leben verbracht. Hier lebt er mit seinen Eltern und zwei seiner älteren Geschwister. Seine älteste Schwester ist ausgezogen und lebt in einem anderen Stadtteil Kölns. Yusuf besucht zum Zeitpunkt des Interviews die neunte Klasse einer Realschule in Ehrenfeld. Seine Nachmittage verbringt Yusuf meist mit seinen Freunden, die er größtenteils nicht aus dem schulischen Rahmen kennt. Er trifft sie zum Fußball- oder Basketballspielen, geht mit ihnen aus, „hängt in Ehrenfeld rum“. Zweimal die Woche trainiert er Kickboxen in einem angrenzenden Stadtquartier, ebenfalls gemeinsam mit den Freunden. In Ehrenfeld, das er als Stadtquartier zwar „in Ordnung“ findet, sei es oft zu ruhig und es gebe zu wenig Freizeit- und Aufenthaltsmöglichkeiten für Jugendliche. Daher weicht er auf umliegende Orte aus.

Nach Abschluss der Schule plant Yusuf eine Ausbildung im kaufmännischen Bereich zu absolvieren. Sein Traum ist es jedoch, in den Security-Bereich einzusteigen, der ihm weitaus spannender erscheint.

Yusuf fände es gut, in seinem späteren Leben in Köln zu bleiben, kann es sich jedoch ebenso vorstellen woanders hin zu gehen.

Literatur

Literatur

- Albrow, Martin (1997): Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): Kinder der Freiheit. Frankfurt am Main, S. 288-315.
- Albrow, Martin (1998): Abschied vom Nationalstaat. Frankfurt am Main.
- Alheit, Peter (1992): Biographizität und Struktur. In: Alheit, Peter u.a. (Hrsg.): Biographische Konstruktionen. Beiträge zur Biographieforschung. Universität Bremen, S. 10-36.
- Alscher, Stefan/ Rainer Münz/ Veysel Özcan (2001): Illegal anwesende und illegal beschäftigte Ausländerinnen und Ausländer in Berlin. Lebensverhältnisse, Problemlagen, Empfehlungen. In: Demographie aktuell, Nr.17. Berlin. Internet-Adresse: www.demographie.de/demographieaktuell/da17.pdf vom 02.11.2003.
- Amann, Klaus/ Stefan Hirschauer (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Amann, Klaus/ Stefan Hirschauer (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt am Main, S. 7-53.
- Angenendt, Steffen (1997): Perspektiven einer deutschen Migrationspolitik. In: Angenendt, Steffen (Hrsg.): Migration und Flucht. Aufgaben und Strategien für Deutschland, Europa und die internationale Gemeinschaft. Bonn, S. 275-293.
- Apitzsch, Ursula (1993): Migration und Ethnizität. In: Peripherie, Nr. 50, S. 5-18.
- Apitzsch, Ursula (2001): Leben in der Stadt: Der „Modernisierungsvorsprung“ der allochthonen Bevölkerung. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Claudia Nikodem/ Erika Schulze/ Erol Yildiz (Hrsg.): Auf dem Weg zur Stadtgesellschaft. Die multikulturelle Stadt zwischen globaler Neuorientierung und Restauration. Opladen, S. 44-55.
- Auernheimer, Georg (1999): „Verlockender Fundamentalismus“ – ein problematischer Beitrag zum Diskurs über „ausländische Jugendliche“. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Markus Ottersbach (Hrsg.): Der Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für eine Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochthonen Jugendlichen. Opladen, S. 119-133.
- Badawia, Tarek (2002): Der dritte Stuhl. Eine Grounded Theory-Studie zum kreativen Umgang bildungserfolgreicher Immigrant*innenjugendlicher mit kultureller Differenz. Frankfurt am Main.
- Bahrtdt, Hans-Paul (1998): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Herausgegeben von Ulfert Herlyn. Opladen.
- Barthes, Roland (1964): Mythen des Alltags. Frankfurt am Main.

- Beck, Ulrich (1984): Jenseits von Stand und Klasse. Auf dem Weg in die individualisierte Arbeitnehmergeellschaft, in: Merkur 38, Heft 5, S. 485-497.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main.
- Beck, Ulrich (1993): Die Erfindung des Politischen. Frankfurt am Main
- Beck, Ulrich (1995) Eigenes Leben. Skizzen zu einer biographischen Gesellschaftsanalyse. In: Beck, Ulrich/ Wilhelm Vossenkuhl/ Ulf Erdmann Ziegler: Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft. München, S. 9-15.
- Beck, Ulrich (1997a): Die uneindeutige Sozialstruktur. In: Beck, Ulrich/ Peter Sopp (Hrsg.): Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen, S. 183-197.
- Beck, Ulrich (1997b): Was ist Globalisierung. Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung. Frankfurt.
- Beck, Ulrich/ Elisabeth Beck-Gernsheim (1989): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt am Main.
- Beck, Ulrich/ Peter Sopp (1997): Individualisierung und Integration – Versuch einer Problemskizze. In: Beck, Ulrich/ Peter Sopp (Hrsg.): Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen, S. 9-19.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Auf dem Weg in die postfamiliale Familie – von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In: Beck, Ulrich/ Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main, S. 115-138.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1997): Stabilität der Familie oder Stabilität des Wandels? Zur Dynamik der Familienentwicklung. In: Beck, Ulrich/ Peter Sopp (Hrsg.): Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen, S. 65-80.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1999): Juden, Deutsche und andere Erinnerungslandschaften. Frankfurt am Main.
- beiträge zur feministischen theorie und praxis (2003): Vom Leben und Lieben, Heft 62.
- Berger, Peter A. (1997): Individualisierung und sozialstrukturelle Dynamik. In: Beck, Ulrich/ Peter Sopp (Hrsg.): Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen, S. 81-95.
- Berger, Peter L./ Thomas Luckmann (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt am Main.
- Berking, Helmut (2001): Kulturelle Identitäten und kulturelle Differenz im Kontext von Globalisierung und Fragmentierung. In: Loch, Dietmar/ Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.): Schattenseiten der Globalisierung. Frankfurt am Main, S. 91-110.
- Bittner, Jochen (2003): Ghetto im Kopf. In: *Die Zeit*, 36/2003.

- Bommes, Michael (1998): Migration und Ethnisierung in kommunalen Einrichtungen. In: Heitmeyer, Wilhelm/ Rainer Dollase/ Otto Backes (Hrsg.) Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. Frankfurt am Main, S. 349-376.
- Bommes, Michael (1999): Migration und nationaler Wohlfahrtsstaat. Opladen.
- Bourdieu, Pierre (1997): Verstehen. In: Bourdieu, Pierre u.a.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz, S. 779-822.
- Brater, Michael (1997): Schule und Ausbildung im Zeichen der Individualisierung. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): Kinder der Freiheit. Frankfurt am Main, S. 149-174.
- Breidenbach, Joana/ Ina Zukrigl (1998): Tanz der Kulturen. München.
- Breyvogel, Wilfried (1998): Der „gefährliche Jugendliche“ auf der „Bühne der Sichtbarkeit“. Sichtbarkeit und Transparenz in der Mediengesellschaft. In: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität. Bonn, S. 84-111.
- Bronfen, Elisabeth/ Benjamin Marius (1997) Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. In: Bronfen, Elisabeth/ Benjamin Marius (Hrsg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen, S. 1-29.
- Brüsemeister, Thomas (2000): Qualitative Forschung. Ein Überblick. Opladen.
- Bukow, Wolf-Dietrich (1992): Multikulturelle Vielfalt – nichts für Ausländer? Manuskript.
- Bukow, Wolf-Dietrich (1993): Leben in der multikulturellen Gesellschaft. Opladen.
- Bukow, Wolf-Dietrich (1996): Feindbild Minderheit. Zur Funktion von Ethnisierung. Opladen.
- Bukow, Wolf-Dietrich (1999a): Ethnisierung der Lebensführung. In: Apitzsch, Ursula (Hrsg.): Migration und Traditionsbildung. Opladen/ Wiesbaden, S. 92-104.
- Bukow, Wolf-Dietrich (1999b): Unrechtserfahrungen unter den Bedingungen eines sich wandelnden Rechtsverständnisses. Die Rückkehr der Ethnizität am Beispiel allochthoner Bevölkerungsgruppen. In: Reuter, Hans-Richard (Hrsg.): Ethik der Menschenrechte. Zum Streit um die Universalität einer Idee I. Religion und Aufklärung, Band 5. Tübingen, S. 265-293.
- Bukow, Wolf-Dietrich (1999c): Die Alltagssituation allochthoner Jugendlicher. Wege aus einer kulturalistisch reduzierten Minderheitenforschung am Beispiel der allochthonen Jugendlichen. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Markus Ottersbach (Hrsg.): Der Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für eine Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochthonen Jugendlichen. Opladen, S. 267-287.

- Bukow, Wolf-Dietrich (2000): Plädoyer für eine Neubestimmung von kulturellen Diskursen innerhalb der modernen gesellschaftlichen Entwicklung. In: geographische revue 2/2000, S. 18-38.
- Bukow, Wolf-Dietrich (2001): Die gesellschaftliche Konstruktion der Postmoderne als metropolitane Gesellschaft. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Claudia Nikodem/ Erika Schulze/ Erol Yildiz (Hrsg.): Auf dem Weg zur Stadtgesellschaft. Die multikulturelle Stadt zwischen globaler Neuorientierung und Restauration. Opladen, S. 25-43.
- Bukow, Wolf-Dietrich (2002): Plädoyer für eine Neubestimmung von kulturellen Diskursen innerhalb der postmodernen Entwicklung. In: Neubert, Stefan/ Hans-Joachim Roth/ Erol Yildiz (Hrsg.) Multikulturalität in der Diskussion. Neuere Beiträge zu einem umstrittenen Konzept. Opladen, S. 121-144.
- Bukow, Wolf-Dietrich (2003): Einleitung: Ausgegrenzt, eingesperrt und abgeschoben. Plädoyer für einen Perspektivenwechsel. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Klaus Jünschke/ Susanne Spindler/ Uğur Tekin: Ausgegrenzt, eingesperrt und abgeschoben. Migration und Jugendkriminalität. Opladen, S. 15-34.
- Bukow, Wolf-Dietrich/ Roberto Llaryora (1988): Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minderheiten. Opladen.
- Bukow, Wolf-Dietrich/ Roberto Llaryora (1998): Interkulturelle Kommunikation als politischer Diskurs. In: Giordano, Christian/ Roberta Colombo Dougoud/ Elke-Nicole Kappus (Hrsg.): Interkulturelle Kommunikation im Nationalstaat. Münster/ New York, S. 13-29.
- Bukow, Wolf-Dietrich/ Markus Ottersbach (Hrsg.) (1999): Der Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für eine Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochthonen Jugendlichen. Opladen.
- Bukow, Wolf-Dietrich/ Claudia Nikodem/ Erika Schulze/ Erol Yildiz (2001a): Die multikulturelle Stadt. Von der Selbstverständlichkeit im städtischen Alltag. Opladen.
- Bukow, Wolf-Dietrich/ Claudia Nikodem/ Erika Schulze/ Erol Yildiz (2001b): Die multikulturelle Stadt zwischen globaler Neuorientierung und Restauration. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Claudia Nikodem/ Erika Schulze/ Erol Yildiz (Hrsg.): Auf dem Weg zur Stadtgesellschaft. Die multikulturelle Stadt zwischen globaler Neuorientierung und Restauration. Opladen, S. 9-22.
- Bukow, Wolf-Dietrich/ Erol Yildiz (2001): Der Wandel von Quartieren in der metropolitanen Gesellschaft am Beispiel Keupstraße in Köln oder: Eine verkannte Entwicklung. In: Karpe, Helmut/ Markus Ottersbach/ Erol Yildiz (Hrsg.): Urbane Quartiere zwischen Zerfall und Erneuerung. Köln, S. 145-182.

- Bukow, Wolf-Dietrich/ Erol Yildiz (Hrsg.) (2002): Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Gesellschaft gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell? Opladen.
- Bukow, Wolf-Dietrich/ Erika Schulze (2003): Migration und Marginalisierung. Jugendwelten in Armutsvierteln. In: Jugend und Jugendhilfe in benachteiligten städtischen Gebieten. Internationale Perspektiven. Opladen. (Im Erscheinen).
- Butterwegge, Christoph (1999): Fundamentalismus und Gewalt als Grundmuster der Weltpolitik. Zur Kritik an Samuel P. Huntingtons These vom „Kampf der Kulturen“. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Markus Ottersbach (Hrsg.): Der Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für eine Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochthonen Jugendlichen. Opladen, S. 36-49.
- Butterwegge, Christoph/ Gudrun Hentges/ Fatma Sarigöz (1999): Einleitung. In: Butterwegge, Christoph/ Gudrun Hentges/ Fatma Sarigöz (Hrsg.): Medien und multikulturelle Gesellschaft. Opladen, S. 7-8.
- Butterwegge, Christoph u.a. (Hrsg.) (2002): Themen der Rechten – Themen der Mitte. Zuwanderung, demographischer Wandel und Nationalbewusstsein. Opladen.
- Cağlar, Ayşe (2001): Stigmatisierende Metaphern und die Transnationalisierung sozialer Räume. In: Gesemann, Frank (Hrsg.): Migration und Integration in Berlin. Wissenschaftliche Analysen und politische Perspektiven, S. 333-346.
- Clement, Wolfgang (2002): Rede anlässlich der 3. Gangelter Wintergespräche zum Thema „Das Fremde – meine Bedrohung? Versagen Gesellschaft und Staat?“ am 15. Februar 2002. Internet-Adresse: www.nrw.de/aktuell/sublinks_reden_archiv.htm-101k vom 20.06.2003.
- Cyrus, Norbert (2000): Mobile Migrationsmuster. Zuwanderung aus Polen in die Bundesrepublik Deutschland. In: Berliner Debatte INITIAL 11, 5/6, S. 95-103.
- Dangschat, Jens (1996a): Wohnen und soziale Differenzierung im Raum. In: Diskurs, 2/96, München. S. 6-13.
- Dangschat, Jens (1996b): Lokale Probleme globaler Herausforderungen in deutschen Städten. In: Schäfers, Bernhard/ Götrick Wewer (Hrsg.): Die Stadt in Deutschland. Soziale, politische und kulturelle Lebenswelt. Opladen 1996, S. 31-60.
- Dannenbeck, Clemens (1998): Vom Verwiesenwerden und von Verweisen auf Herkunftsmerkmale. Fallbeispiele aus dem Projekt „Jugendliche in ethnisch heterogenen Milieus“. In: Ethnische Konflikte und Integrationsprozesse in Einwanderungsgesellschaften. Gesprächskreis Arbeit und Soziales, Nr. 81. Bonn, S. 37-55.
- Der Spiegel* (1997): Zeitbomben in den Vorstädten. Nr.16, 14.04.1997.
- Der Spiegel* (2002): Die Rückseite der Republik. Nr.10, 04.03.2002.

- Detting, Warnfried (1997): Die moralische Generation. In: Beck, Ulrich (Hrsg.) (1997): Kinder der Freiheit. Frankfurt am Main, S. 124-130.
- Deutsches PISA-Konsortium (2001) (Hrsg.): PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich. Opladen.
- Die Bundesregierung (Hrsg.) (2001): Mediennutzung und Integration der türkischen Bevölkerung in Deutschland. Ergebnisse einer Umfrage des Presse- und Informationsamtes der Bundesrepublik. Potsdam.
- DISS-Journal (1998), Heft 1.
- Dittrich, Eckard J./ Frank-Olaf Radtke (1990): Der Beitrag der Wissenschaften zur Konstruktion ethnischer Minderheiten. In: Dittrich, Eckart J./ Frank-Olaf Radtke (Hrsg.): Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten. Opladen, S. 11-40.
- DOMiT (2001): 40 Jahre Fremde Heimat. Yaban, S lan olur. Einwanderung aus der Türkei in Köln. Köln.
- Dubiel, Helmut (1995): Der Konflikt als Medium der Identität. Das ethische Minimum der Demokratie. In: Klein, Ansgar (Hrsg.): Wertediskussion im vereinten Deutschland. Köln, S. 36-39.
- Dubiel, Helmut (1998): Jenseits der kapitalistischen Modernisierung. Plädoyer für einen radikalen Schub zur Demokratisierung der Demokratie. In: Interkulturell, Heft 1/1998, S. 89-98.
- Durkheim, Emile (1996): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt am Main.
- Eckel, Eva-Maria (1996): Wandel des Verhaltens im veränderten großstädtischen öffentlichen Raum. In: Schäfers, Bernhard/ Götrick Wewer (Hrsg.): Die Stadt in Deutschland. Soziale, politische und kulturelle Lebenswelt. Opladen, S. 163-181.
- Eckert, Josef/ Mechthilde Kißler (1997): Südstadt, wat es dat? Kulturelle und ethnische Pluralität in modernen urbanen Gesellschaften am Beispiel eines innerstädtischen Wohngebietes in Köln. Köln.
- Eickelpasch, Rolf (1997): Postmoderne Gesellschaft. In: Kneer, Georg/ Armin Nassehi/ Markus Schroer (Hrsg.): Soziologische Gesellschaftsbegriffe. Konzepte moderner Zeitdiagnosen. München. S. 11-31.
- Eickelpasch, Rolf (1998): Struktur oder Kultur? Konzeptionelle Probleme der soziologischen Lebensstilanalyse. In: Verlust der Sicherheit? Lebensstile zwischen Multi-optionalität und Knappheit. Opladen, S. 9-25.
- Engel, Frank/ Frank Nestmann/ Gabriele Niepel/ Ursel Sickendiek (1999): Weiblich, ledig, kinderlos und alt. Soziale Netzwerke und Wohnbiographien alter allein stehender Frauen. Opladen.

- Engelmann, Peter (1993): Einführung. Postmoderne und Dekonstruktion. In: Engelmann, Peter (Hrsg.): Postmoderne und Dekonstruktion. Zwei Stichwörter zur zeitgenössischen Philosophie. Stuttgart, S. 5-32.
- Engels, Friedrich (1974): Die großen Städte. (auszugsweiser Abdruck aus: Die Lage der arbeitenden Klassen in England). In: Herlyn, Ulfert (Hrsg.): Stadt und Sozialstruktur. München, S. 91-106.
- Fanizadeh, Andreas (1992): Die multikulturellen Freunde und ihre Gesellschaft. Von der harten Flohmarktschule. In: Redaktion diskus (Hrsg.): Die freundliche Zivilgesellschaft. Rassismus und Nationalismus in Deutschland. Berlin. S. 13-24.
- Feldtkeller, Andreas (1995): Die zweckentfremdete Stadt. Frankfurt/ New York.
- Feldtkeller, Andreas (2001): Stadtentwicklung und soziale Arbeit – Aufgaben der kommunalen Planung. In: Bruhns, Kirsten/ Wolfgang Mack (Hrsg.): Aufwachsen und Lernen in der sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen. Opladen, S. 73-88.
- Ferchhoff, Wilfried/ Georg Neubauer (1997): Patchwork-Jugend. Eine Einführung in postmoderne Sichtweisen. Opladen.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1990): Von der „biographischen Methode“ zur Biographieforschung: Versuch einer Standortbestimmung. In: Alheit, Peter/ Wolfram Fischer-Rosenthal/ Erika M. Hoerning (Hrsg.): Biographieforschung, Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts „Arbeit und Bildung“, Band 13. Bremen, S. 11-32.
- Flick, Uwe (1995): Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: Flick, Uwe/ Ernst von Kardoff/ Heiner Keupp/ Lutz von Rosenstiel/ Stephan Wolff (1995): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim, S. 148-175.
- Flick, Uwe/ Ernst von Kardorff/ Ines Steinke (Hrsg.) (2000): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg.
- Frehsee, Detlev (1998): Kriminalität als Metasymbol für eine neue Ordnung der Stadt. Bürgerrechte als Privileg, Jugend als Störfaktor. In: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität. Bonn, S. 130-152.
- Friedrich-Ebert Stiftung (Hrsg.) (1998): Ghettos oder ethnische Kolonien? Entwicklungschancen von Stadtteilen mit hohem Zuwandereranteil. Bonn.
- Friedrichs, Jürgen (1995): Stadtsoziologie. Opladen.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2000): Biographische Forschung. Wiesbaden, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage.

- Funke, Harald/ Markus Schroer (1998): Lebensstilökonomie. Von der Balance zwischen objektivem Zwang und subjektiver Wahl. In: Hillebrand, Frank/ Georg Kneer/ Klaus Kraemer (Hrsg.): Verlust der Sicherheit? Lebensstile zwischen Multiop-tionalität und Knappheit. Opladen, S. 219-244.
- Gärtner, Hubertus (2003): Die ignorierte Zeitbombe. Experten warnen vor einer Eskala-tion der Gewalt unter jugendlichen Aussiedlern aus GUS-Staaten. In: *Süddeut-sche Zeitung* vom 8./9. Februar 2003.
- Gans, Herbert J. (1974): Urbanität und Suburbanität als Lebensformen: Eine Neube-wertung von Definitionen. In: Herlyn, Ulfert (Hrsg.): Stadt und Sozialstruktur. München, S. 67-90.
- GdW Bundesverband deutscher Wohnungsunternehmen e.V. (Hrsg.) (1998): Über-forderte Nachbarschaften. Zwei sozialwissenschaftliche Studien über Wohnquar-tiere in den alten und neuen Bundesländern im Auftrag des GdW. Köln und Berlin.
- Geiling, Heiko (2000): Zum Verhältnis von Gesellschaft, Milieu und Raum. Ein Unter-suchungsansatz zu Segregation und Kohäsion in der Stadt. Internet-Veröffentli-chung: www.agis.uni-hannover.de/veroeffentlichungen/hg000822.pdf vom 19.08.03.
- Geiling, Heiko/ Thomas Schwarzer (1999): Abgrenzung und Zusammenhalt. Zur Analy-se sozialer Milieus in Stadtteilen Hannovers. Hannover (agis-Texte 20).
- Geißler, Heiner (1990): Zugluft. Politik in stürmischer Zeit. München.
- Glaser, Barney G./ Anselm L. Strauss (1979): Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. In: Hopf, Christel/ Elmar Weingarten (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart, S. 91-111.
- Glaser, Barney G./ Anselm L. Strauss (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern.
- Goebel, Johannes/ Christoph Clermont (1997): Die Tugend der Orientierungslosigkeit. Berlin.
- Goeschel, Albrecht/ Ulla-Kristina Schuleri-Hartje (1998): Integration und Desintegration in der Stadt. 25 Jahre Difu ZukunftsWerkStadt. Internet-Veröffentlichung: www.difu.de/25Jahre/papiere/integration vom 20.08.03.
- Goffman, Erving (1994): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostrukturen zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt.
- Graffe, Friedrich/ Martha Doll (2000): München – Gelungene Stadtpolitik durch An-erkennung des Anderen? In: Schmals, Klaus M. (Hrsg.): Migration und Stadt. Entwicklungen, Defizite, Potentiale. Opladen. S. 241-254.

- Griese, Hartmut M. (1984): Kritisch-exemplarische Überlegungen zur Situation und Funktion der Ausländerforschung und einer verstehenden Ausländerpädagogik. In: Griese, Hartmut M. (Hrsg.): *Der gläserne Fremde. Bilanz und Kritik der Gastarbeiterforschung und Ausländerpädagogik*. Opladen, S. 43-58.
- Groeger, Frederick (2001): Armut, Alltag und ethnisch-soziale Konflikte. Nachbarschaftskonflikte im „Problemviertel“ und ihre „zivilgesellschaftliche“ Bearbeitung. In: Gesemann, Frank (Hrsg.): *Migration und Integration in Berlin. Wissenschaftliche Analysen und politische Perspektiven*. Opladen S. 349-362.
- Gross, Peter (1994): *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt am Main.
- Gude, Bettina (2003): Single-Dasein in der heutigen Gesellschaft. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis* (Hrsg.): *Vom Leben und Lieben*, Heft 62, S. 115-122.
- Gümen, Sedef (1996): Die sozialpolitische Konstruktion „kultureller“ Differenzen in der bundesdeutschen Frauen- und Migrationsforschung. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis* (Hrsg.): *Ent-Fremdung: Migration und Dominanzgesellschaft*, Heft 42, S. 77-89.
- Gümen, Sedef (2000): Vergeschlechtlichung und Ethnisierung im Kontext der Familie. Gesellschaftspolitische Dimensionen des Alltäglichen. In: Buchkremer, Hans-Josef/ Wolf-Dietrich Bukow/ Michaela Emmerich (Hrsg.): *Die Familie im Spannungsfeld globaler Mobilität. Zur Konstruktion ethnischer Minderheiten im Kontext der Familie*. Opladen, S. 163-183.
- Hahn, Alois (1994): Die soziale Konstruktion des Fremden. In: Spronde, Walter (Hrsg.): *Die Objektivität der Ordnung und ihre kommunikative Konstruktion*. Frankfurt am Main, S. 140-163).
- Ha, Kien Nghi (2001): Ethnizität, Differenz und Hybridität in der Migration. Eine postkoloniale Perspektive. In: *trend online zeitung*, 2/01. Internet-Adresse: www.trend.partisan.net/trd0201/t160201.html vom 03.11.03.
- Häußermann, Hartmut (1998): Zuwanderung und die Zukunft der Stadt. Neue ethnisch-kulturelle Konflikte durch die Entstehung einer neuen sozialen „underclass“? In: Heitmeyer, Wilhelm/ Rainer Dollase/ Otto Backes (Hrsg.): *Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben*. Frankfurt am Main, S. 145-175.
- Häußermann, Hartmut (2001a): Marginalisierung als Folge sozialräumlichen Wandels in der Großstadt. In: Gesemann, Frank (Hrsg.): *Migration und Integration in Berlin. Wissenschaftliche Analysen und politische Perspektiven*, S. 63-85.
- Häußermann, Hartmut (2001b): Aufwachsen im Ghetto? In: Bruhns, Kirsten/ Wolfgang Mack (Hrsg.): *Aufwachsen und Lernen in der sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen*. Opladen, S. 37-51.

- Häußermann, Hartmut/ Andreas Kapphan (1999): Berlin: Bilden sich neue Räume sozialer Benachteiligung? In: Herkommer, Sebastian (Hrsg.): Soziale Ausgrenzungen. Gesichter des neuen Kapitalismus. Hamburg, S. 187-208.
- Häußermann, Hartmut/ Walter Siebel (1987): Neue Urbanität. Frankfurt am Main.
- Häußermann, Hartmut/ Walter Siebel (2001): Soziale Integration und ethnische Schichtung. Zusammenhänge zwischen räumlicher und sozialer Integration. Gutachten im Auftrag der Unabhängigen Kommission „Zuwanderung“. Berlin/ Oldenburg. Internet-Adresse: www.schader-stiftung.de/docs/haeussermann_siebel_gutachten.pdf vom 22.06.03.
- Hardt, Jan (2001): Perspektiven und Chancen einer Internet-Plattform als zentrale Einrichtung des Bürgerschaftlichen- und Freiwilligenengagements am Beispiel des ‚Vereinsnetz.de‘. Internet-Veröffentlichung: www.ub.uni-koeln.de/ediss/archiv/2001/20021.pdf vom 09.09.2003.
- Hartung, Klaus (2003): Unternehmen Kreuzberg. In: *Die Zeit* 32/2001.
- Heitmeyer, Wilhelm (1994): Das Desintegrations-Theorem. Ein Erklärungsansatz zu fremdenfeindlich motivierter, rechtsextremistischer Gewalt und zur Lähmung gesellschaftlicher Institutionen. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Das Gewalt-Dilemma. Gesellschaftliche Reaktionen auf fremdenfeindliche Gewalt und Rechtsextremismus. Frankfurt am Main.
- Heitmeyer, Wilhelm (1997): Gesellschaftliche Integration, Anomie und ethnisch-kulturelle Konflikte. In: Heitmeyer, Wilhelm (1997): Was treibt die Gesellschaft auseinander. Frankfurt am Main, S. 629-653.
- Heitmeyer, Wilhelm (1998): Versagt die Integrationsmaschine Stadt? In: Heitmeyer, Wilhelm/ Rainer Dollase/ Otto Backes (Hrsg.): Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadteentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. Frankfurt am Main, S. 443-468.
- Heitmeyer, Wilhelm/ Reimund Anhut (Hrsg.): (2000): Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen. Weinheim und München.
- Heitmeyer, Wilhelm/ Rainer Dollase/ Otto Backes (Hrsg.) (1998): Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. Frankfurt am Main.
- Heitmeyer, Wilhelm/ Joachim Müller/ Helmut Schröder: (1995): Verlockender Fundamentalismus. Frankfurt am Main.
- Hitzler, Ronald/ Anne Honer (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, Ulrich/ Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main, S. 307-316.

- Hitzler, Ronald (1997): „Der Vorhang im Tempel zerreißt...“ Orientierungsprobleme im Übergang zu einer ‚anderen‘ Moderne. In: Beck, Ulrich/ Peter Sopp (Hrsg.): Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen, S. 49-64.
- Hitzler, Ronald/ Michaela Pfadenhauer (1998): Eine posttraditionale Gemeinschaft. Integration und Distinktion in der Techno-Szene. In: Hillebrandt, Frank/ Georg Kneer/ Klaus Kraemer (Hrsg.): Verlust der Sicherheit? Lebensstile zwischen Multioptionalität und Knappheit. Opladen, S. 83-102.
- Hitzler, Ronald/ Thomas Bucher/ Arne Niederbacher (2001): Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. Opladen.
- Honneth, Axel (1994): Desintegration. Bruchstücke einer soziologischen Zeitdiagnose. Frankfurt am Main.
- Hörner, Karin (1993): Das Islam-Bild der Deutschen. Von Goethe bis Karl May. In: Rotter, Gernot (Hrsg.): Die Welten des Islam. Neunundzwanzig Vorschläge das Unvertraute zu verstehen. Frankfurt am Main, S. 206-210.
- Hopf, Christel (2000): Qualitative Interviews – ein Überblick. In: Flick, Uwe/ Ernst von Kardorff/ Ines Steinke (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg, S. 349-360.
- Institut für Stadtplanung und Sozialforschung (2003a): Integration und Nutzungsvielfalt im Stadtquartier. Meilensteinbericht Teilprojekt. Kassel.
- Institut für Stadtplanung und Sozialforschung (2003b): Integration und Nutzungsvielfalt im Stadtquartier. Materialband. Kassel.
- Jäger, Margret (1996): Fatale Effekte. Die Kritik am Patriarchat im Einwanderungsdiskurs. Duisburg.
- Jäger, Margret (1999): Ethnisierung von Sexismus im Einwanderungsdiskurs. Analyse einer Diskursverschränkung. Vortrag gehalten am 16.9.1999 an der Universität Georg-August-Universität Göttingen. Internet-Veröffentlichung: www.uni-duisburg.de/DISS/Internetbibliothek/Artikel/Ethnisierung_von_Sexismus.htm vom 17.06.2003.
- Jäger, Margret/ Gabriele Cleve/ Ina Ruth/ Siegfried Jäger (1999): Von deutschen Einzelgängern und ausländischen Banden. Duisburg.
- Jaschke, Hans-Gerd (1998): Polizei und Sozialarbeit im städtischen sozialen Brennpunkt. In: Heitmeyer, Wilhelm/ Rainer Dollase/ Otto Backes (Hrsg.): Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. Frankfurt am Main, S. 398-415.
- Jasper, Karlbernhard (1977): Der Urbanisierungsprozess – dargestellt am Beispiel der Stadt Köln. Köln.

- Jurczyk, Karin/ Maria S. Rettich (1993) (Hrsg.): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg im Breisgau.
- Kapphan, Andreas (2000): Die Konzentration von Zuwanderern in Berlin. In: Schmals, Klaus M. (Hrsg.): Migration und Stadt. Entwicklungen, Defizite, Potentiale. Opladen. S. 137-153.
- Kaschuba, Wolfgang (1995): Kulturalismus: Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: Kaschuba, Wolfgang (Hrsg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie. Berlin, S. 11-31.
- Kaschuba, Wolfgang (2001): Die Exotisierung des Migranten. Wallende Gewänder und fernöstliche Speisen. Zur fragwürdigen Ethnisierung des Fremden. In: *Frankfurter Rundschau* vom 6.2.01.
- Kaufmann, Jean-Claude (1999): Das verstehende Interview. Theorie und Praxis. Konstanz.
- Keim, Rolf (2002): Empowerment gegen Ausgrenzung: Die Politik der sozialen Stadt entdeckt das Quartier. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Erol Yildiz (Hrsg.): Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Gesellschaft gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell? Opladen, S. 165-178.
- Keupp, Heiner (1994): Ambivalenzen postmoderner Identität. In: Beck, Ulrich/ Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main, S. 336-353.
- Kippele, Flavia (1998): Was heißt Individualisierung? Die Antworten soziologischer Klassiker. Opladen.
- Kleining, Gerhard (1995): Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung. In: Flick, Uwe/ Ernst von Kardorff/ Heiner Keupp/ Lutz von Rosenstiel/ Stephan Wolff (1995): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim, S. 11-22.
- Klocke, Andreas (1998): Reproduktion sozialer Ungleichheit in der Generationenabfolge. In: Peter A. Berger/ Michael Vester (Hrsg.): Alte Ungleichheiten. Neue Spaltungen. Opladen, S. 211-229.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2002): Dezentriert und viel riskiert: Anmerkungen zur These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli/ Angelika Wetterer (Hrsg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster, S. 15-62.
- Kneer, Georg (1998): Statuspassagen und Karriere. Neue Unsicherheiten im Lebensverlauf. In: Verlust der Sicherheit? Lebensstile zwischen Multioptionalität und Knappheit. Opladen, S. 158-173.

- Kneer, Georg (2000): Zivilgesellschaft. In: Kneer, Georg/ Armin Nassehi/ Markus Schroer (Hrsg.): Soziologische Gesellschaftsbegriffe. Konzepte moderner Zeitdiagnosen. München. S. 228-251.
- Kneer, Georg/ Gerd Nollmann (2000): Funktional differenzierte Gesellschaft. In: Kneer, Georg/ Armin Nassehi/ Markus Schroer (Hrsg.): Soziologische Gesellschaftsbegriffe. Konzepte moderner Zeitdiagnosen. München. S. 76-100.
- Kohli, Martin (1988): Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Brose, Hanns-Georg/ Bruno Hildenbrand (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen, S. 33-55.
- Konietzka, Dirk (1995): Lebensstile im sozialstrukturellen Kontext. Zur Analyse soziokultureller Ungleichheiten. Opladen.
- Kowal, Sabine/ Daniel C. O'Connell (2000): Zur Transkription von Gesprächen. In: Flick, Uwe/ Ernst von Kardorff/ Ines Steinke (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg, S. 437-447.
- Krämer-Badoni, Thomas (2002): Urbanität und gesellschaftliche Integration. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Erol Yildiz (Hrsg.): Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Gesellschaft gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell? Opladen, S. 47-61.
- Krämer-Badoni, Thomas (2003): Urbanität, Migration und gesellschaftliche Integration. In: Löw, Martina (Hrsg.): Differenzierungen des Städtischen. Opladen, S. 69-86.
- Krätke, Stefan (2001): Urbanität heute: Stadtkulturen, Lebensstile und Lifestyle-Produzenten im Kontext der Globalisierung. Internet-Veröffentlichung: www.home.t-online.de/home/320024190425/Kraetke/index.html, 10.10.2001.
- Krau, Ingrid (2000): Integration und Segregation – Neue Qualitäten der Stadtentwicklung. In: Schmals, Klaus M. (Hrsg.): Migration und Stadt. Entwicklungen – Defizite – Potentiale. Opladen, S. 27-31.
- Krummacher, Michael (1998): Drehbücher für multiethnische Stadtgesellschaften: Horror- oder Abenteuerfilme? In: Friedrich-Ebert Stiftung (Hrsg.): Ghettos oder ethnische Kolonien? Entwicklungschancen von Stadtteilen mit hohem Zuwandereranteil. Bonn, S. 43-58.
- Krummacher, Michael/ Viktoria Waltz (2000): Ruhrgebiet: Migration und Stadtentwicklung in einer altindustrialisierten Region. Herausforderungen, Versäumnisse und „best-practice“-Beispiele. In: Schmals, Klaus M. (Hrsg.): Migration und Stadt. Entwicklungen – Defizite – Potentiale. Opladen, S. 215-237.
- Krummacher, Michael/ Viktoria Waltz (2001): Polarisierung der Stadt: Folgen und Perspektiven für Migration und Interkulturalität. In: ILS 2000, Stadt macht Zukunft. Neue Impulse für eine nachhaltige Infrastruktur. Dortmund, S. 82-92.

- Lang, Susanne (1999): Zur Konstruktion des Feindbildes „Islam“ in der Bielefelder Studie „Verlockender Fundamentalismus“. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Markus Ottersbach (Hrsg.): Der Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für eine Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochthonen Jugendlichen. Opladen, S.134-158.
- Lanz, Stephan (2001): Der Staat verordnet die Zivilgesellschaft. In: MieterEcho Nr. 286, Internet-Veröffentlichung: www.bmve.de/me/286/themen/02.pyhtml vom 6.7.03.
- Lanz, Stephan (2002): Mythos europäische Stadt – Fallstricke aktueller Rettungsversuche. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Erol Yildiz (Hrsg.): Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Gesellschaft gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell? Opladen, S. 63-77.
- Leemann, Yvonne (1997a): Multikulturalität: Jugendliche und Erziehung. In: Schriftenreihe der Forschungsstelle für interkulturelle Studien (FiSt), Heft 3, S. 17-37.
- Leemann, Yvonne (1997b): Jugendliche und Multikulturalität. Ein Untersuchungsbericht über Erfahrungen mit ethnischer Vielfalt an niederländischen Schulen. In: Migration und soziale Arbeit, Heft 3-4, S. 38-43.
- Leisering, Lutz (1997): Individualisierung und ‚sekundäre Institutionen‘ – der Sozialstaat als Voraussetzung des modernen Individuums. In: Beck, Ulrich/ Peter Sopp (Hrsg.): Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen, S. 143-159.
- Lindner, Werner (1998): Die „sichere“ Stadt zwischen urban control und urbaner Kompetenz. In: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität. Bonn, S. 37-62.
- Lindner, Werner (2002): Jugendliche in der Stadt: Im Spannungsfeld von Devianz(-Phantasien) und urbaner Kompetenz. In: Bukow, Wolf-Dietrich, Erol Yildiz (Hrsg.): Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Gesellschaft gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell? Opladen, S. 217-239.
- Luhmann, Niklas (1987): Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Ausdifferenzierung der Gesellschaft. Opladen.
- Lüders, Christian (2000): Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Flick, Uwe/ Ernst von Kardorff/ Ines Steinke (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg, S. 384-401.
- Luft, Stefan (2002) Die Dynamik der Desintegration. Zum Stand der Ausländerintegration in deutschen Großstädten. Hans Seidel Stiftung, Akademie für Politik und Zeitgeschehen, aktuelle analysen 29, München.
- Lutz, Helma (1991): Welten verbinden. Türkische Sozialarbeiterinnen in den Niederlanden und der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt am Main.

- Lutz, Helma (2000): Biographisches Kapital als Ressource der Bewältigung von Migrationsprozessen. In: Gogolin, Ingrid/ Bernhard Nauck (Hrsg.): Migration, gesellschaftliche Differenzierung und Bildung. Opladen, S. 179-213.
- Lutz, Helma (2002): Transnationalität im Haushalt. In: Gather, Claudia/ Birgit Geissler/ Maria Rerrich (Hrsg.): Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Hausarbeit im globalen Wandel. Münster, S. 86-102.
- Lutz, Helma/ Christine Huth-Hildebrandt (1998): Geschlecht im Migrationsdiskurs. In: Das Argument 224, S. 159-173.
- Marotzki, Winfried (2000): Qualitative Biographieforschung. In: Flick, Uwe/ Ernst von Kardorff/ Ines Steinke (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg, S. 175-186.
- Matjan, Gregor (1998): Auseinandersetzung mit der Vielfalt. Politische Kultur und Lebensstile in pluralistischen Gesellschaften. Frankfurt am Main/ New York.
- May, David (2001): Die Etablierten-Außenseiter(innen)-Beziehung als Grammatik urbanen Zusammenlebens. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Claudia Nikodem/ Erika Schulze/ Erol Yildiz (Hrsg.): Auf dem Weg zur Stadtgesellschaft. Die multikulturelle Stadt zwischen globaler Neuorientierung und Restauration. Opladen, S. 159-171.
- Mecheril, Paul (1994): Die Lebenssituation Anderer Deutscher. Eine Annäherung in dreizehn thematischen Schritten. In: Mecheril, Paul / Thomas Teo (Hrsg.): Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Berlin, S. 57-94.
- Mecheril, Paul/ Thomas Teo (1994): Zur Einführung: Andere Deutsche. In: Mecheril, Paul/ Thomas Teo (Hrsg.): Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Berlin, S. 9-23.
- Meinefeld, Werner (2000): Hypothesen und Vorwissen in der qualitativen Sozialforschung. In: Flick, Uwe/ Ernst von Kardorff/ Ines Steinke (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg, S. 265-275.
- Meynen, Henriette (1978): Die Wohnbauten im nordwestlichen Vorortsektor Kölns mit Ehrenfeld als Mittelpunkt. Bauliche Entwicklung seit 1845, Wechselbeziehungen von Baubild und Sozialstruktur. Rheinisches Archiv 104, Bonn.
- Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Landessozialbericht. Ausländerinnen und Ausländer in Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 1994.
- Münz, Rainer (1997): Phasen und Formen der europäischen Migration. In: Angenendt, Steffen (Hrsg.): Migration und Flucht. Aufgaben und Strategien für Deutschland, Europa und die internationale Gemeinschaft. Bonn, S. 34-47.

- Münz, Rainer/ Ralf E. Ulrich (2000): Migration und zukünftige Bevölkerungsentwicklung in Deutschland. In: Bade, Klaus J./ Rainer Münz (Hrsg.): Migrationsreport 2000. Bonn, S. 23-57.
- Nassehi, Armin (1998): Multikulturalität und Knappheit. In: Hillebrandt, Frank/ Georg Kneer/ Klaus Kraemer (Hrsg.): Verlust der Sicherheit? Lebensstile zwischen Multioptionalität und Knappheit. Opladen, S. 52-63.
- Nassehi, Armin (1999a): Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne. Opladen.
- Nassehi, Armin (1999b): Die funktional differenzierte Gesellschaft. „Das bürgerliche Privileg der Fremdheit“. In: Pongs, Armin: In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? München, Band 1, S. 171-196.
- Nassehi, Armin (2001): Die Leitkulturdebatte: Eine Herausforderung für interkulturelle Studien. Festvortrag auf der Veranstaltung „Fünf Jahre FiSt“ an der Universität Köln, 25. Januar 2001.
- Nassehi, Armin (2002): Dichte Räume. Städte als Synchronisations- und Inklusionsmaschinen. In: Löw, Martina (Hrsg.): Differenzierungen des Städtischen. Opladen.
- Neckel, Sighard (1993): Die Macht der Unterscheidung. Beutezüge durch den modernen Alltag. Frankfurt am Main.
- Neckel, Sighard (2002): Der Paternalismus der Postmoderne. Ein Gespräch mit dem Soziologen Sighard Neckel. In: Blum, Elisabeth/ Peter Neitzke (Hrsg.): Boulevard Ecke Dschungel. Hamburg, S. 100-114.
- Neckel, Sighard (2003): Kampf um Zugehörigkeit. In: *Frankfurter Rundschau* vom 15.7.2003.
- Nestvogel, Renate (1995): ‚Fremdes‘ und ‚Eigenes‘ zwischen Ausgrenzung und Vereinnahmung. In: Die Wiedergeburt des nationalistischen Denkens. Gefahr für die Demokratie. Gesprächskreis Arbeit und Soziales, Nr. 53. Bonn, S. 129-156.
- Neubert, Stefan/ Hans-Joachim Roth/ Erol Yildiz (2002): Multikulturalismus – ein umstrittenes Konzept. In: Neubert, Stefan/ Hans-Joachim Roth/ Erol Yildiz (Hrsg.): Multikulturalität in der Diskussion. Neuere Beiträge zu einem umstrittenen Konzept. Opladen, S. 9-29.
- Neuhöfer, Manfred (1998): Überforderte Nachbarschaften. Eine Analyse von Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus und die Wohnsituation von Migranten. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 49/98, 27. November 1998, S. 35-45.
- Nikodem, Claudia (2003): Inklusions- und Exklusionsverfahren. Erläutert am Beispiel des Arbeitsmarktes eines Kölner Stadtteil. Köln.

- Nikodem, Claudia/ Erika Schulze/ Erol Yildiz (2001): Die soziale Grammatik des urbanen Zusammenlebens. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Claudia Nikodem/ Erika Schulze/ Erol Yildiz (Hrsg.): Auf dem Weg zur Stadtgesellschaft. Die multikulturelle Stadt zwischen globaler Neuorientierung und Restauration. Opladen, S. 209-226.
- Oberndorfer, Rotraud/ Harald Rost (2002): Auf der Suche nach den neuen Vätern. Familien mit nichttraditioneller Verteilung von Erwerbs- und Familienarbeit. ifb-Forschungsberichte, Nr. 5, Bamberg.
- Oswald, Hans (1966): Die überschätzte Stadt. Ein Beitrag der Gemeindeforschung zum Städtebau. Ötten und Freiburg im Breisgau.
- Otyakmaz, Berrin Özlem (1995): Auf allen Stühlen. Das Selbstverständnis junger türkischer Migrantinnen in Deutschland. Köln.
- Otyakmaz, Berrin Özlem (1999): „Und die denken dann von vornherein, das läuft irgendwie anders ab.“ Selbst- und Fremdbilder junger Migrantinnen türkischer Herkunft. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Mädchen zwischen patriarchalen Zuschreibungen und feministischen Ansprüchen, Heft 51, S. 79-92.
- Ottersbach, Markus/ Erol Yildiz (1997): Der Kommunitarismus: eine Gefahr für das Projekt der pluralistischen Demokratie? Zur Ausgrenzung ethnischer Minoritäten mit kommunitaristischen Argumenten. In: Soziale Welt, Heft 3, S. 291-313.
- Ottersbach, Markus (2003): Außerparlamentarische Demokratie. Neue Bürgerbewegungen als Herausforderung an die Zivilgesellschaft. Frankfurt am Main/ New York.
- Padberg, Stefan (1995): Köln Ehrenfeld – Rezenter Wandel und Wahrnehmung durch die Bevölkerung. Schriftliche Hausarbeit im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt für die Sekundarstufe II. Bonn (unveröffentlichtes Manuskript).
- Peuckert, Rüdiger (1997): Die Destabilisierung der Familie. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Was treibt die Gesellschaft auseinander. Frankfurt am Main, S. 287-327.
- Pongs, Armin (2000): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich. Band 2, München.
- Pott, Andreas (1999): Ethnizität und Migrationsgewinner. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Markus Ottersbach (Hrsg.): Der Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für eine Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochthonen Jugendlichen. Opladen, S. 178-196.
- Pott, Andreas (2002): Ethnizität und Raum im Aufstiegsprozess. Eine Untersuchung zum Bildungsaufstieg in der zweiten türkischen Migrantengeneration. Opladen.
- Pries, Ludger (1997): Neue Migration im transnationalen Raum. In: Pries, Ludger (Hrsg.): Transnationale Migration. Soziale Welt, Sonderband 12. Baden-Baden, S. 15-44.

- Pries, Ludger (2001): Migration und Integration in Zeiten der Transnationalisierung oder: Warum braucht Deutschland eine ‚Kulturrevolution‘? Internet-Veröffentlichung: www.ruhr-uni-bochum.de/soaps/download/publ-2001_lp_miintegration.pdf vom 17.11.03.
- Pries, Ludger (2002): Transnationalisierung der sozialen Welt? Internet-Veröffentlichung: www.ruhr-uni-bochum.de/soaps/download/publ-2002_lp_transdsozwelt.pdf vom 17.11.03.
- Radtke, Frank-Olaf (1991): Lob der Gleichgültigkeit. Die Konstruktion der Fremden im Diskurs des Multikulturalismus. In: Bielefeld, Uli (Hrsg.): *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt*. Hamburg, S. 79-97.
- Radtke, Frank-Olaf (1996): Fremde und Allzufremde. Zur Ausarbeitung des ethnologischen Blicks in der Einwanderungsgesellschaft. In: Wicker, Hans-Rudolf (Hrsg.): *Das Fremde in der Gesellschaft: Migration, Ethnizität und Staat*. Zürich, S. 333-352.
- Radtke, Frank-Olaf (1997): Multikulturelle Gesellschaft. In: Kneer, Georg/ Armin Nassehi/ Markus Schroer (Hrsg.): *Soziologische Gesellschaftsbegriffe. Konzepte moderner Zeitdiagnosen*. München. S. 32-50.
- Reiss-Schmidt, Stephan/ Josef Tress (2000): München – Stadtentwicklung mit Ausländern in einer prosperierenden Stadt. In: Schmals, Klaus M. (Hrsg.): *Migration und Stadt. Entwicklungen – Defizite – Potentiale*. Opladen, S. 203-213.
- Rerrich, Maria S./ Thomas Wex (1993): Veränderungen der westdeutschen Gesellschaft seit Gründung der Bundesrepublik – eine zeitgeschichtliche Skizze. In: Karin Jurczyk/ Maria S. Rerrich (Hrsg.): *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*. Freiburg/Breisgau, S. 48-69.
- Riedel, Wolfgang (2002): Hybride Identitäten. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Erol Yildiz (Hrsg.): *Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Gesellschaft gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell?* Opladen, S. 241-250.
- Riemer-Noltenius, Erika (2003): Der Beginenhof in Bremen. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis* (Hrsg.): *Vom Leben und Lieben*, Heft 62, S. 129-132.
- Ritter, Claudia (2001): Lebensstile und Politik in multikulturellen Gesellschaften. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Claudia Nikodem/ Erika Schulze/ Erol Yildiz (Hrsg.): *Auf dem Weg zur Stadtgesellschaft. Die multikulturelle Stadt zwischen globaler Neuorientierung und Restauration*. Opladen, S. 189-206.
- Rödel, Ulrich (2001): Zivilgesellschaft als öffentlicher Handlungszusammenhang. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Claudia Nikodem/ Erika Schulze/ Erol Yildiz (Hrsg.): *Auf dem Weg zur Stadtgesellschaft. Die multikulturelle Stadt zwischen globaler Neuorientierung und Restauration*. Opladen, S. 175-181.

- Rödel, Ulrich/ Günter Frankenberg/ Helmut Dubiel (1989): Die demokratische Frage. Ein Essay. Frankfurt am Main.
- Römhild, Regina (2002): Wenn die Heimat global wird. Einwanderer haben unsere Gesellschaft längst verändert. Nur haben wir es noch nicht begriffen. In: *Die Zeit*, 12/2002.
- Rommelspacher, Birgit (1999): Die multikulturelle Gesellschaft am Ende – oder am Anfang? In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Markus Ottersbach (Hrsg.): Der Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für eine Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochthonen Jugendlichen. Opladen, S. 21-35.
- Ronneberger, Klaus (2002): Sprengkraft des Sozialen. Deutsche Städte: sicher und sauber statt sozial. In: Holl, Christian (Hrsg.): Soziale Stadt. Ein politisches Programm in der Diskussion. Stuttgart/ München, S. 15-20.
- Rosenmayr, Leopold/ Franz Kolland (1997). Mein „Sinn“ ist nicht dein „Sinn“. Verbindlichkeit oder Vielfalt – Mehrere Wege im Singletum. In: Beck, Ulrich (Hrsg.) (1997): Kinder der Freiheit. Frankfurt am Main, S. 256-288.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main/ New York.
- Rütten, Anton (1998): Integrationspolitik der Landesregierung Nordrhein-Westfalen. In: Friedrich-Ebert Stiftung (Hrsg.): Ghettos oder ethnische Kolonien? Entwicklungschancen von Stadtteilen mit hohem Zuwandereranteil. Bonn, S. 15-28.
- Ruokonen-Engler, Minna-Kristiina (2003): In: beiträge zur feministischen theorie und praxis (Hrsg.): Vom Leben und Lieben, Heft 62, S. 55-66.
- Sander, Uwe (1995): Biographie und Nationalität. In: Krüger, Heinz-Herrmann/ Winfried Marotzki (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, S. 239-257.
- Sauter, Sven (2002): Neue Konzepte von Fremdheiten im (stadt-)räumlichen Feld: Über die Beschreibung und Bedeutung von Übergangsräumen für Jugendliche aus Immigrantenfamilien. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Erol Yildiz (Hrsg.): Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Gesellschaft gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell? Opladen, S. 197-215.
- Sauer-Burghard, Brunhilde (2003): Frauen kündigen Verträge, die Männer nicht gehalten haben. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis (Hrsg.): Vom Leben und Lieben, Heft 62, S. 11-27.
- Schäfers, Bernhard (1996): Die Stadt in Deutschland. In: Schäfers, Bernhard/ Göttrick Wewer (Hrsg.): Die Stadt in Deutschland. Soziale, politische und kulturelle Lebenswelt. Opladen 1996, S. 19-29.

- Schäuble, Wolfgang (1996): Bürgertugenden und Gemeinsinn in der liberalen Gesellschaft. In: Teufel, Erwin (Hrsg.): Was hält die Gesellschaft zusammen. Frankfurt am Main, S. 63-78.
- Scherr, Alfred (1997): Fragwürdig. In: Migration und soziale Arbeit, Heft 3-4, S. 130-131.
- Schiffauer, Werner (2000): Die Gottesmänner. Türkische Islamisten in Deutschland. Frankfurt am Main.
- Schmals, Klaus M. (2000): Migration und Stadtplanung. In: Schmals, Klaus M. (Hrsg.): Migration und Stadt. Entwicklungen – Defizite – Potentiale. Opladen, S. 9-23.
- Schneider, Norbert/ Ruth Limmer/ Kerstin Ruckdeschel (2001): Berufsmobilität und Lebensform. Sind berufliche Mobilitätserfordernisse in Zeiten der Globalisierung noch mit Familie vereinbar? Berlin.
- Schneider, Nicole/ Annette Spellerberg (1999): Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität. Opladen.
- Schroer, Markus (2000): Das Individuum der Gesellschaft. Frankfurt am Main.
- Schroer, Markus (2001): Die im Dunkeln sieht man doch. Inklusion, Exklusion und die Entdeckung der Überflüssigen. In: Mittelweg 36, 5/2001, S. 33-46.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13, S. 283-293.
- Schulze, Erika/ Eva-Maria Soja (2003): Verschlungene Bildungspfade. Über die Bildungskarrieren von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In: Auernheimer, Georg (Hrsg.): Schief lagen im Bildungssystem. Opladen, S. 197-210.
- Schulze, Erika/ Susanne Spindler (2003): Biographische Orientierung und Kompetenzerwerb von Migrant*innen im Zeichen von Marginalisierung und Ausgrenzung. Köln (unveröffentlichtes Manuskript).
- Shinozaki, Kyoko (2003): Transnationale Elternschaft. Das Arrangement am Beispiel philippinischer HausarbeiterInnen in Deutschland. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis (Hrsg.): Vom Leben und Lieben, Heft 62, S. 67-86.
- Siebel, Walter (1997): Die Stadt und die Fremden. In: Brech, Joachim/ Laura Vanhué (Hrsg.): Migration. Stadt im Wandel. Darmstadt, S. 33-40.
- Simmel, Georg (1957): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Simmel, Georg: Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Stuttgart, S. 227-242.
- Sozialistische Selbsthilfe Köln (Hrsg.): Häuserkampf in Ehrenfeld. Köln. (ohne Jahresangabe).

- Spindler, Susanne (2003): Name, Alter, Herkunft und andere Skandale. Die Rolle der Medien im Kriminalisierungsprozess. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Klaus Jünschke/ Susanne Spindler/ Ugur Tekin: Ausgegrenzt, eingesperrt und abgeschoben. Migration und Jugendkriminalität. Opladen, S. 71-88.
- Stadt Köln – Amt für Stadtentwicklung und Statistik (2003): Kölner Statistische Nachrichten, Nr. 2, Köln.
- Strauss, Anselm/ Juliet Corbin (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung, Weinheim.
- Terkessidis, Mark (1995): Kulturkampf. Volk, Nation, der Westen und die Neue Rechte. Köln.
- Terkessidis, Mark (2000): Migranten. Hamburg.
- Treibel, Annette (1988): Engagement und Distanzierung in der Ausländerforschung. Stuttgart.
- Treibel, Annette (1999): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. Weinheim und München.
- von Oertzen, Susanna (2001): Urbanität – ein Mythos? In: Fachhochschule Potsdam (Hrsg.): „Ein Fisch ist keine Currywurst“. Jugend – Stadt – Kultur. Gedenkband für Karl Homuth. Frankfurt am Main, S. 167-186.
- Vester, Hans-Günther (1993): Soziologie der Postmoderne. München.
- Vester, Michael (1997): Soziale Milieus und Individualisierung. Mentalitäten und Konfliktlinien im historischen Wandel. In: Beck, Ulrich/ Peter Sopp (Hrsg.): Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen, S. 99-123.
- Vester, Michael/ Peter van Oertzen/ Heiko Geiling/ Thomas Hermann/ Dagmar Müller (1993): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Köln.
- Voss, Günther G. (1993): Der Strukturwandel der Arbeitswelt und die alltägliche Lebensführung. In: Jurczyk, Karin/ Maria S. Rettich (Hrsg.): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg im Breisgau, S. 70-111.
- Wacquant, Loic J. D. (1997): Über Amerika als verkehrte Utopie. In: Bourdieu, Pierre u.a.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz, S. 169-178.
- Wacquant, Loic J. D. (1998): Drei irreführende Prämissen bei der Untersuchung der amerikanischen Ghettos. In: Heitmeyer, Wilhelm/ Rainer Dollase/ Otto Backes (Hrsg.): Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. Frankfurt am Main, S. 194-210.

- Waltz, Viktoria (2002): Migration und Stadt: best practice Beispiel in Nordrhein-Westfalen. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Erol Yildiz (Hrsg.): Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Gesellschaft gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell? Opladen, S. 147-164.
- Welsch, Wolfgang (1987): Unsere postmoderne Moderne. Weinheim.
- Wilkinson, Helen (1997): Kinder der Freiheit. Entsteht eine neue Ethik individueller und sozialer Verantwortung. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): Kinder der Freiheit. Frankfurt am Main, S. 85-123.
- Wirth, Louis (1974): Urbanität als Lebensform. In: Herlyn, Ulfert (Hrsg.): Stadt und Sozialstruktur. München, S. 42-66.
- Wleckik, Petra (1993): Multikultur statt Deutschtum? Antirassismus zwischen Folklore und ethnischen Mythos. Bonn.
- Wodak, Ruth/ Rudolf de Cilia/ Martin Reisigl/ Karin Liebhart/ Klaus Hofstätter/ Maria Kargl (1998): Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt am Main.
- Yildiz, Erol (1997): Halbierete Gesellschaft der Postmoderne. Probleme des Minderheitendiskurses in der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung alternativer Ansätze in den Niederlanden. Opladen.
- Yildiz, Erol (1999): Fremdheit und Integration. Bergisch-Gladbach.
- Yildiz, Erol (2003): Kosmopolitane Gesellschaft. Stigmatisierende Mediendiskurse in der kosmopolitanen Einwanderungsgesellschaft. In: Die Brücke, XXII. Jahrgang, Heft 130, S. 22-29.
- Zaimoglu, Feridun (2001): Kopf und Kragen. Kanak-Kultur-Kompodium. Frankfurt am Main.
- Zima, Peter V. (1997): Moderne/ Postmoderne. Gesellschaft, Philosophie, Literatur. Tübingen und Basel.
- Zoll, Rainer (1993): Alltagssolidarität und Individualismus. Zum soziokulturellen Wandel. Frankfurt am Main.